B. a. / Mil:
Mil. g. 351 a (4, 2
8

<36635273120015

<36635273120015

Bayer. Staatsbibliothek

Poenitz, Carl Eduard

Militäriſche Briefe

eines

Verſtorbenen

an

ſeine noch lebenden Freunde,

hiſtoriſchen, wiſſenſchaftlichen, kritiſchen

und

humoriſtiſchen Inhalts.

V. a. Mili.

Zur

unterhaltenden Belehrung

für

Eingeweihte und Laien im Kriegsweſen.

=00

Vierte Sammlung.

Zweite Abtheilung.

HAUPT CONSERVATORIUM D. K. ARMEE

Adorf,

Verlags-Büreau.

1845.

Gd/66/1443

Militäriſche Briefe

eines

Verſtorbenen

an

ſeine noch lebenden Freunde,

hiſtoriſchen, wiſſenſchaftlichen, kritiſchen,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vierte Sammlung.

Zweite Abtheilung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Altbestand 20390

An den Leſer.

Bei Herausgabe des letzten Bandes haben wir nur das Bedauern auszuſprechen, daß es dem Herrn Verfaſſer nicht gefallen will — oder vielleicht für jetzt nicht möglich iſt — dieſe Briefſammlung fortzuſetzen. Man ſollte meinen daß die neueren Kriege ihm reichhaltigen Stoff zu ähnlichen Darſtellungen liefern müßten, woran ſich manche für die Gegenwart ſehr wichtige Betrachtung knüpfen ließe. Denn ſo lehrreich auch die Feldzüge des großen Friedrichs ſind und bleiben werden, ſo iſt doch kaum zu verkennen daß faſt alle Zweige der jetzt geltenden Kriegskunſt ihre Wurzeln in dem durch die franzöſiſche Revolution erzeugten Kriege haben, und die hiſtoriſche Entwickelung dieſer Kriegskunſt dürfte für die Mehrzahl der Leſer von ungleich praktiſcherem Nutzen ſeyn, als die Darſtellung der — unter vielleicht nie wiederkehrenden Verhältniſſen ſtattgehabten — Feldzüge der früheren Kriege des 18. Jahrhunderts. Unſere künftigen Kriege dürften ohne Zweifel unter Mitwirkung einer mehr oder minder allgemeinen Volksbewaffnung ausgefochten werden. Es erſcheint alſo nothwendig auf die Eigenthümlichkeiten derſelben, auf ihre Licht- und Schattenſeiten hinzuweiſen, und neben den überraſchenden Erfolgen der ſogenannten Volksheere auch

die Urſachen derſelben anzugeben, die von den Partei=ſchriftſtellern häufig mit Abſicht verſchwiegen worden ſind. Die ſeltene Conſequenz, welche wir an dem Herrn Verfaſſer in allen Stücken wahrgenommen haben, läßt uns aber befürchten daß weder Wünſche noch Bitten, ſie mögen von „Merkur“ oder ſonſt Jemand ausgeſprochen werden, ſeinen Vorſatz ändern, und wir müſſen in Geduld abwarten ob er jemals wieder zur Feder greift oder ſie für immer ruhen läßt.

Dem in der Vorrede zur zweiten Auflage vom Hrn. Verf. ausgeſprochenen Wunſche gemäß, enthalten wir uns der Mittheilung aller Vermuthungen über den Sinn und Zweck der eingeflochtenen „Allotria“, die uns zum Theil ſelbſt nicht ganz verſtändlich geweſen ſind. Gewiß hatte der Hr. Verf. triftige Gründe ſich ſolcher Auswege zu bedienen, um gewiſſe Wahrheiten ungenirter ſagen zu können, obſchon alle offene oder verſteckte Angriffe überall nur der Sache und nirgends der Perſon gelten. Den Willen eines „Verſtorbenen“ muß man ſtets ehren, er möge wirklich todt ſeyn oder noch in voller Lebenskraft umher wandeln. Der Autor will errathen ſeyn, das muß dem Leſer gnügen.

Adorf, im November 1845.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Fünf und ſechzigſter Brief. Unterhaltung Napoleon's mit dem „Verſtorbenen" über einige Verhältniſſe im Feldzuge 1813, mit Beziehung auf die Schrift von Bade. Ueber Volksbewaffnungen. Entmuthigende Wirkungen oft ſich wiederholender Niederlagen. Was Napoleon im Juni zum Waffenſtillſtande bewogen hat. Gründe für deſſen Behauptung der Feſtungen an der Weichſel und Oder. Der Kronprinz von Schweden 345

Sechs und ſechzigſter Brief. Ueber die Bündniſſe zwiſchen Oeſtreich und Frankreich. Kaunitz und die Pompadour, Metternich und Napoleon. — Gneiſenau über Blücher und deſſen Operationen in Schleſien nach dem Waffenſtillſtande, in einem Zwiegeſpräche mit Napoleon. Was die Schlacht an der Katzbach herbeigeführt hat; Reſultate derſelben 376

Sieben und ſechzigſter Brief. Napoleon über den Adel. Charakteriſtiſche Bemerkungen über Gneiſenau und Grolmann. Die Trias in Blücher's Heer. Geſpräch zwiſchen Napoleon, Schwarzenberg, Blücher und Anderen über den Angriff der Verbündeten auf Dresden am 26., über Napoleon's Gegenangriff und die Schlacht am 27. Auguſt. Urſachen der geringen Benutzung des Sieges. Zuſammenhang zwiſchen Macdonald's und Vandamme's Unfall . . . 398

Acht und ſechzigſter Brief. Beerenhorſt über die hiſtoriſche Wahrheit. Cenſuranekdoten. Der „Verſtorbene" über die Macht der Verhältniſſe im Kriege 432

Neun und ſechzigſter Brief. Friedrich d. Gr. erzählt Napoleon ſeinen Feldzug 1758. Der Einfall in Mähren, Belagerung von Olmütz. Marſch des Königs gegen die Ruſſen; Seydlitz in der Schlacht bei Zorndorf. Daun's Plane auf Sachſen. Des Königs ſchneller Rückmarſch dahin. Flankenmanöver bei Stolpen. Der Ueberfall bei Hochkirch. Entſatz von Neiße, Koſel, Dresden und Kolberg. Rückzug der Ruſſen und Oeſtreicher in ihr Land 441

Siebenzigſter Brief. Betrachtungen über Friedrichs d. Gr. bisherige Kriegführung. Widerlegung irriger Anſichten und fehlerhafter Folgerungen. Großartiger Operationsplan der Verbündeten für den Feldzug 1759; beſchränktes Ziel des Königs. Die Schlacht bei Kunnersdorf 486

Ein und ſiebenzigſter Brief. Schluß des Feldzugs 1759. Lebhafte Diskuſſion über die Operationen der Verbündeten nach der Schlacht bei Kunnersdorf. Dresden geht an die Oeſtreicher über, welche im October bis Torgau vorrücken. Prinz Heinrich in Sachſen; Rückkehr des Königs dahin. Daun's Verſäumniſſe und Rückzug bis Dresden. Fink's Entſendung nach Maxen, Gefecht daſelbſt und Gefangennehmung ſeines Corps. Reſultate des Feldzugs für den König 519

Zwei und ſiebenzigſter Brief. Bericht des „Verſtorbenen" über den Feldzug 1760. Beiderſeitige Operationsplane. Fouqué's

Seite

Niederlage bei Landshut. Friedrich's und Daun's erſter Parallelmarſch von der Elbe gegen die Oder. Des Erſtern plötzliche Umkehr und Angriff auf Dresden. Daun eilt zum Entſatz herbei, Unthätigkeit desſelben und Vergleich mit Napoleon's Verfahren im Auguſt 1813. Laudon erſtürmt Glatz, bedroht Breslau, das vom Prinzen Heinrich entſetzt wird. Ankunft der Ruſſen. Friedrich's und Daun's zweiter Parallelmarſch nach Schleſien. Die Schlacht bei Liegnitz und ihre Folgen. Kluges Zaudern Daun's an der ſchleſiſchen Grenze, während die Reichsarmee Sachſen erobert, die Ruſſen nach Frankfurt a. d. O. marſchiren und Berlin bedroht wird. Friedrich eilt zur Rettung Berlin's, Daun marſchirt auf Torgau. Unthätigkeit der Ruſſen. Friedrich wendet ſich gegen Daun und ſchlägt ihn bei Torgau. Allgemeiner Rückzug der Verbündeten; Daun bleibt bei Dresden ſtehen 543

Drei und ſiebenzigſter Brief. Das Ermüdungsprinzip im Kriege. Strategiſche Ueberſicht des Feldzugs 1761. Napoleon und Friedrich über das Lager bei Bunzelwitz. Laudon erſtürmt Schweidnitz, auch Kolberg geht verloren. — Feldzug 1762. Der Thronwechſel in Rußland und deſſen Folgen. Daun, Friedrich und Czernitſchef vor Schweidnitz. Wiedereroberung dieſer Feſtung. Ereigniſſe in Sachſen. Serbelloni und Haddik; die Schlacht bei Freiberg. Ende des Kriegs. Der König und ſein Bruder Heinrich . 584

Vier und ſiebenzigſter Brief. Beerenhorſt über die alten Griechen und die neuen Deutſchen. Ein Beſuch bei Xenophon; Schilderung ſeiner Perſönlichkeit. Unterredung mit ihm über Friedrichs d. Gr. Taktik; Mängel derſelben. Einiges über die griechiſche Phalanx und römiſche Legion; über das Maſſen- und Linienſyſtem der Neuern. Aufgabe der heutigen Taktiker. Xenophon über das Verhalten und Verſparen der Kräfte im Kriege bis zum entſcheidenden Momente. Weshalb die Ruſſen im Kaukaſus ſo geringe Fortſchritte machen. Kunſt und Naturalismus. Worin die wahre Kunſt beſteht. Das Ermüdungs- und Vernichtungsprinzip in ihrer Wechſelwirkung 614

Fünf und ſiebenzigſter Brief. Ein Beſuch bei Charon. Seine Rotunda. Verſtohlene Blicke in Deutſchlands Zukunft. Des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen. Bilder aus verſchiedenen Zeiten. Die abſolute Knechtſchaft. Die abſolute Freiheit. Deutſchland einig und ſtark 640

Sechs und ſiebenzigſter Brief. Beerenhorſt hinterbringt dem „Verſtorbenen", daß Merkur ſeine Briefſammlung hat abdrucken laſſen. Ein Handbillet von Minerva an den „Verſtorbenen." Ueber Lob und Tadel 655

Sieben und ſiebenzigſter Brief. Der „Verſtorbene" tritt in ſein drittes Luſtrum und zugleich in einen erweiterten Wirkungskreis, weshalb er die Correſpondenz nicht fortſetzt. Die Muſen und Gellert; Aufmunterungen und Warungen. Schlußwort 662

Militäriſche Briefe

eines

V e r ſt o r b e n e n.

Vierte Sammlung.

(Zweite Abtheilung.)

Staatsbibliothek München

Fünf und ſechzigſter Brief.

Olymp, den 2. Januar 1844.

Unterhaltung Napoleon's mit dem „Verſtorbenen" über einige Verhältniſſe im Feldzuge 1813, mit Beziehung auf die Schrift von Bade. Ueber Volksbewaffnungen. Entmuthigende Wirkungen oft ſich wiederholender Niederlagen. Was Napoleon im Juni zum Waffenſtillſtande bewogen hat. Gründe für deſſen Behauptung der Feſtungen an der Weichſel und Oder. Der Kronprinz von Schweden.

Heute früh empfing ich ein ſehr freundlich abgefaßtes Handbillet von **Napoleon**, welches mich, wie er ſich ausdrückte, zu einer causerie einlud. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun als dieſer Einladung zu folgen, und fand den Kaiſer in der heiterſten Stimmung. Wir waren allein. Auf ſeinem Arbeitstiſche lagen Bücher, Karten und Plane in bunter Verwirrung. Er ſchien ſie heute keines Blicks zu würdigen, ſondern ſchlenderte mit mir ganz gemüthlich im Salon auf und nieder, dabei von den gleichgiltigſten Dingen ſprechend, denen er aber immer eine intereſſante Seite abzugewinnen wußte. Zuweilen führte uns der Weg auch in den anſtoßenden Wintergarten, den Napoleon im vorigen Jahre hat erweitern laſſen, weil die traulichen Unterhaltungen en promenant ſeinem Geſchmacke am meiſten zuſagen. Den Mittelweg bildete eine Doppelreihe von Orangen- und Granatbäumen, ſo breit daß fünf Perſonen bequem neben einander gehen konnten. Zu beiden Seiten erblickte man eine wahre Muſterkarte von ſeltenen Bäumen und Sträuchern aller Zonen. Volièren mit allerlei Vögeln, Baſſins mit Gold- und Silberfiſchen, Grotten, Pavillons und chineſiſche

Luſthäuschen wechſelten anmuthig mit einander ab. Am Ende des Mittelganges, deſſen Länge etwa tauſend Schritte betragen mochte, ſtand ein liebliches Schweizerhäuschen das bewohnt zu ſeyn ſchien. Auf mein Befragen, wer dort in ſtiller Einſamkeit lebe, ſagte der Kaiſer: c'est mon fils, le Roi de Rome, qui y fait ses études constitutionelles, und lenkte unſere Schritte ſogleich in einen Nebenweg.

Der geborne König von Rom und verſtorbene Herzog von Reichſtädt iſt erſt ſeit Kurzem ſeinem Vater wieder gegeben worden, was Letzterer als eine große Gunſt Jupiters betrachtet. Geſehen habe ich dieſes Kind eines ſeltſamen Geſchicks, deſſen Geburt mehr Kanonenſchüſſe verkündet haben als in mancher Schlacht gethan worden ſind, zur Zeit noch nicht; man hat mir aber geſagt daß er vom Vater zwar die edlen Züge, doch nicht die kräftige gedrungene Geſtalt haben, ſondern ſchlank wie eine Tanne ſeyn ſoll. — Ich wußte Anfangs nicht wie ich Napoleon's Aeußerung deuten durfte, und hätte ſie faſt für Ironie halten mögen. Der König von Rom, conſtitutionelle Studien, und noch dazu im Olymp nach einer todtgebornen Regierung; reime das wer mag! Der Kaiſer bemerkte meine ſtille Verwunderung. Ein tiefer Seufzer ſtieg aus ſeiner ſtolzen Bruſt, die ſich immer höher zu wölben ſchien, und machte bald folgenden Worten Platz.

„Das Ideal iſt von der Wirklichkeit ſo weit entfernt wie der Olymp vom Erdballe. Die Menſchen da unten jagen immer nach Idealen, und vergeſſen darüber daß ſie von Gebrechlichkeiten und Erbärmlichkeiten jeder Art umgeben ſind. Die großen Denker vergeſſen, daß die Ausführung ihrer erhabenen Ideen eine Beamtenwelt von Engeln zur Bedingung macht, die mit Aufopferung das Gute nur um des Guten willen thun.

Die ganze Menſchheit iſt aber zuſammengeſetzt aus Engeln und Teufeln in allen Abſtufungen, bis zu den einfachen Weiſen und Thoren herab. Zwiſchen beiden eingerahmt befindet ſich der große Haufe der Gleichgiltigen, der Farbloſen, welcher ſeinen Impuls bald von dieſer bald von jener Seite empfängt. Wie kann da eine großartige Idee zur Ausführung kommen, ſo lange ſie nicht im großen Haufen bereits Wurzeln getrieben hat? — Faſſen wir einmal das Gebiet der Wiſſenſchaft ins Auge. Es giebt gelehrte Forſcher deren Schriften von unſchätzbarem Werthe ſind, die uns das Innerſte der Wiſſenſchaft aufſchließen und die Wunderwerke des menſchlichen Geiſtes anſchaulich machen. Aber ihr Nutzen erſtreckt ſich nur auf die Wiſſenſchaft ſelbſt und auf die wenigen Menſchen welche die Träger derſelben ſind. Dagegen giebt es gewandte Darſteller, deren Schriften die Aufklärung des großen Haufens bezwecken. Sie benutzen die mühſamen Forſchungen Anderer und bereiten die Reſultate derſelben dem großen Haufen als ſchmackhafte Speiſe, oder ſie prägen die entdeckten Goldbarren der großen Gelehrten in gangbare Münzſorten aus. Wer von beiden hat das meiſte Verdienſt? Die Forſcher haben eigentlich nur ein Verdienſt um die Wiſſenſchaft, die Darſteller hingegen haben ein Verdienſt um die Menſchheit. Ich gebe zu daß die Darſteller auf die Schultern der Forſcher treten müſſen, um ſich der Menſchheit nützlich machen zu können. Aber die Forſcher bedürfen wiederum der Geſchicklichkeit der Darſteller, wenn ihr geiſtiges Kapital der Menſchheit Zinſen tragen ſoll. Halten wir nun die Anſicht feſt, daß die Wiſſenſchaft an ſich betrachtet dem ungeſchliffenen Edelſteine gleicht, den Niemand beachtet und nur der Kenner zu ſchätzen verſteht, daß ſie erſt dann zu nützen beginnt wenn ſie zum Eigenthume des großen Haufens wird, ſo folgt daraus von ſelbſt daß beide Klaſſen von Gelehrten oder Schriftſtellern mindeſtens gleich großen Werth haben, daß aber die größte Gelehr-

ſamkeit ohne praktiſchen Nutzen bleibt, ſo lange ſich nicht Männer finden die ſie zu verbreiten wiſſen.

„Zeigt ſich das ſchon in dem verhältnißmäßig ſehr beſchränkten Gebiete einer Wiſſenſchaft, ſo darf es uns noch weniger überraſchen wenn die beſten Ideen zuweilen unbeachtet bleiben, ſobald ihre Ausführung die regſte Theilnahme Vieler bedingt, die weder damit einverſtanden ſind noch bei der Ausführung einigen perſönlichen Vortheil haben. Ein anderes ſehr wichtiges Element iſt die Zeit. Wenn die Beſten unter meinen Vertrauten bei Mittheilung meiner großartigen Entwürfe zuweilen ungläubig den Kopf ſchüttelten, gab ich ihnen ſtets zur Antwort: man laſſe mir vierzig Jahre Zeit und ich ſtehe für den Erfolg. Es iſt mir aber nicht einmal die Hälfte dieſer Zeit geſtattet geweſen meinen Willen als oberſtes Geſetz geltend zu machen, gleichwohl tadelt man fortwährend meine Regierungsform, meine äußere Politik, ſelbſt meine Kriegführung. Hätte ich ſo lange über Frankreich regiert, als Friedrich der Große über Preußen, ſo ſollte dieſem gewiß Niemand den Vorzug geben, und ich würde die ſtändiſche Verfaſſung, die er nach einer mehr als vierzigjährigen ſehr willkürlichen Regierung ſeinem Volke zu verleihen erſt die Idee hatte, dem meinigen ſchon nach zwanzig Jahren wirklich haben zu Theil werden laſſen, vorausgeſetzt daß ich 1813 mich in Deutſchland behaupten und einen vernünftigen Frieden ſchließen konnte.“ — Als ich hierzu etwas ungläubig den Kopf ſchüttelte, wurde **Napoleon** faſt ärgerlich und ſagte: „Ihre deutſchen Gelehrten beurtheilen das Ende immer nach dem Anfange, und begreifen nicht daß ein Monarch ſehr ſelten ſeinen Ideen folgen kann, ſondern den Verhältniſſen und Lagen in welchen er ſich befindet bald mehr bald weniger unterthan iſt. Hat man das Glück zu den Erſten ſeiner Art gezählt zu werden, ſo wird verlangt daß jedes Wort

und jede vereinzelte Handlung, welche Laune oder Zufall entſtehen ließen, unter ſich in ſo genauer Uebereinſtimmung ſeyn ſollen, daß man nur einige Dutzend ſolcher Phraſen oder Handlungen zuſammen zu leimen braucht, um daraus das vollſtändigſte Charakterbild zu drechſeln. Ich gebe zu daß man nicht in den Herzen der Menſchen leſen kann, ſondern ſich an ihre Worte und Handlungen halten muß. Aber Regenten und Feldherrn leben in andern Verhältniſſen als Privatleute; ſie dürfen oft ihren vertrauteſten Umgebungen nicht mittheilen was ſie glauben, denken und fühlen, ja ſie müſſen oft gegen ihre beſſere Ueberzeugung ſprechen, ſchreiben und handeln.

„Es iſt mir bekannt, daß man die Correſpondenz mit meinen Marſchällen, Miniſtern und Geſandten gewöhnlich als Unterlage der Kritik benutzt hat. Laſſen Sie ſich von mir den Schlüſſel zu den vielen Räthſeln geben, mein ehrenfeſter General, betrachten Sie dieſe Offenbarung als den höchſten Beweis meiner Gunſt, und ziehen Sie daraus diejenigen Lehren welche Ihnen gut dünken. — Je höher die Stufe iſt, auf welche die Vorſehung einen Menſchen geſtellt hat, deſto mehr wird er von ſeiner Umgebung beobachtet, und zwar nicht immer in der beſten Abſicht. Er muß alſo die wichtigſten Geheimniſſe in ſeinen Buſen verſchließen und darf Niemand ſein ganzes Vertrauen ſchenken. Wer durch ſeine vertrauten Rathgeber und Gehilfen auf Andere, insbeſondere auf die Maſſe wirken will, darf niemals vergeſſen daß die Vollſtrecker ſeines Willens auch Menſchen ſind, die ihre eigenen Anſichten haben welche man nicht immer mit der Wurzel ausreißen kann. Ob dieſe Anſichten, wenn ſie abweichender Natur ſeyn ſollten, aus fehlerhafter Auffaſſung der Verhältniſſe, aus Eitelkeit, Eigennutz oder anderen Motiven entſpringen, iſt in der Hauptſache gleich, genug ſie ſind vorhanden, man kann ihre Einwirkung niemals ganz ver-

hindern, man muß ſie alſo kennen und benutzen zu lernen ſuchen. Hieraus folgt die gebieteriſche Nothwendigkeit die eigenen Gedanken und Gefühle oft zu maskiren, und ſelbſt ſeinen Vertrauten nur gerade ſo viel davon mitzutheilen als ihnen zu wiſſen nöthig iſt. Im Gebiete der Politik iſt das noch viel nothwendiger als im Gebiete kriegeriſcher Operationen, und wenn man mich z. B. in Bezug auf meine Verhandlungen der Doppelzüngigkeit beſchuldigt, oder wohl gar des Wankelmuthes, je nachdem die eiſernen Würfel günſtiger oder ungünſtiger für mich fielen, ſo ſollte man zugleich auch daran denken daß keine der europäiſchen Hauptmächte gegen mich anders verfahren hat. Oder glauben Sie etwa daß Oeſtreich gegen mich ehrlicher zu Werke gegangen ſey als ich gegen dieſe Macht? Blieb doch ſelbſt der König von Sachſen, den ich für einen der rechtſchaffenſten unter den damaligen deutſchen Fürſten halte, ſeinem gegebenen Worte nicht treu, ſo daß ich nach der Schlacht bei Lützen genöthigt war in etwas harten Ausdrücken ihn daran zu erinnern. — Ich habe dort auf meinem Tiſche eine Schrift liegen, worin mein politiſches und militäriſches Verhalten im Jahre 1813 mit vieler Umſicht und Schärfe des Urtheils geſchildert wird, was dem Verfaſſer (Karl Bade) im Allgemeinen beſſer gelungen iſt als manchem ſeiner Vorgänger. Aber ergötzlich genug war es mir daß mir darin eine Ueberſicht der Verhältniſſe und Abſichten meiner offenen und geheimen Gegner zugetraut wird, wie ich ſie damals gar nicht haben konnte; die raiſonnirenden Betrachtungen des Verfaſſers ſind deshalb mit vielen Irrthümern durchflochten und verſetzen die Frage oft auf ein ganz fremdes Gebiet. Wer ſo lange wie ich die Fäden der Politik von Europa in Händen gehabt und an der Spitze von Armeen geſtanden hat, macht keine ſo argen Verſtöße als mir darin zugeſchrieben werden. Allerdings bleibt man deshalb immer Menſch, und als ſolcher manchen Irrthümern und Leiden-

ſchaften mehr oder weniger unterworfen. Ich bin aber von Freunden und Feinden ſo oft nur nach dem Scheine beurtheilt worden, daß ich mich nachgerade daran gewöhnt habe, gelegentlich auch für einen kurzſichtigen Menſchen gehalten zu werden, der wie ein Schulknabe nach Schmetterlingen haſcht und dabei auf die Naſe fällt.

„Glauben Sie nicht — fuhr der Kaiſer fort — daß ich mich im Frühjahre 1813 über das Gefahrvolle meiner Lage auch nur einen Augenblick getäuſcht habe. Ich fühlte nur zu gut was ich in Rußland verloren hatte, und die ſchnelle Erhebung nach einem ſolchen Falle, wovon ich im Frühjahre 1814 der Welt ein zweites Beiſpiel gab, will noch etwas mehr bedeuten als die Erhebung König Friedrichs nach den Unfällen bei Kolin, Breslau, Hochkirch und Kunnersdorf, obwohl ſie ihm zum größten Ruhme gereicht. Ein ganz verunglückter Feldzug, der mit ſo ungeheuren Mitteln unternommen wurde, iſt etwas ganz anderes als eine verlorne Schlacht, das hält keinen Vergleich aus. Die Truppen, die Geſchütze, das Material konnte ich zwar wieder erſetzen, das erſchütterte Selbſtvertrauen durch neue Siege wieder befeſtigen, meine Gegner durch neue Schläge wieder einſchüchtern. Dies Alles ſtellte indeß meine Macht nicht wieder auf den vorigen Fuß, ſie war in ihren Grundfeſten erſchüttert. Sobald der Schlußſtein eines Gebäudes wankt, iſt auch der Einſturz nahe. Dieſer Schlußſtein war ich ſelbſt. Die Ueberzeugungen und Befürchtungen, welche ſich in meinem Innern regten, durfte ich gegen Niemand laut werden laſſen. Ich mußte alſo gegen meine nächſten Umgebungen noch ganz dieſelbe zuverſichtliche Sprache führen, wie zu Zeiten meiner höchſten Macht; ich mußte über meine und der Gegner Abſichten und Verhältniſſe gerade ſo ſprechen, wie ich wünſchte daß ſie von Anderen angeſehen werden möchten. Das Urtheil eines

Mannes, der ſo Großes vollbracht hatte wie ich, findet in der Regel mehr Eingang als der bündigſte Beweis. Nur Wenige wagen an der Richtigkeit zu zweifeln; auch würde es der Mehrzahl meiner Marſchälle an Einſicht zur Widerlegung gefehlt haben, denn wo die Kriegskunſt mit der Politik in eine Spitze hinausläuft, da gelten die Grundſätze der erſteren nicht mehr voll. Die mir nachgerühmte Unfehlbarkeit hatte zwar in Rußland einen ſtarken Stoß erlitten, es gab aber der Entſchuldigungsgründe genug mich wenigſtens in den Augen der Franzoſen zu rechtfertigen. Schon im gewöhnlichen Leben imponirt Mancher dem großen Haufen durch Dreiſtigkeit und zuverſichtliche Sprache, ohne ſelbſt je etwas Großes vollbracht zu haben. Eine ſolche Sprache in meinem Munde mußte auch jetzt noch große Wirkungen hervorbringen. Wer den mächtigen Eindruck wahrgenommen hat, den in kritiſchen Momenten mein bloßes Erſcheinen bei den Truppen hervorbrachte, wird das zu würdigen wiſſen. Aus dieſem Grunde mußte auch ſcharfer Tadel jeden meiner Marſchälle treffen der ſich ſchlagen ließ, ſelbſt wenn ihm kein weſentlicher Vorwurf gemacht werden konnte. Oder hat etwa Ihr großer Friedrich anders gehandelt? Der Prinz von Preußen, der Herzog von Bevern, die Generale Schmettau, Fink und Fouqué werden mir gewiß nicht widerſprechen. Das Vertrauen in meine Unfehlbarkeit durch Annahme einer minder zuverſichtlichen Sprache und Haltung zu ſchwächen wäre alſo höchſt unklug geweſen; meine Operationen mußten denſelben großartigen Zuſchnitt behalten, als befände ich mich noch in der früheren Verfaſſung. Mancher meiner Generale durchſchaute zwar die Verhältniſſe mit klarem Blicke, und erkannte den Abgrund über welchem wir ſchwebten. Aber vorausſetzen wollen daß ich mich über die Gefahren meiner Lage getäuſcht, ſie minder groß angeſchlagen hätte, wäre doch etwas lächerlich. Ich durfte aber die Wahrheit gegen Niemand ein-

geſtehen; die zur Schau getragene Zuverſicht in die Erfolge meiner Waffen war deshalb eine nothwendige Täuſchung, welche mir in vieler Hinſicht wichtige Dienſte geleiſtet hat. Wer mich alſo nach hingeworfenen Aeußerungen in meiner offiziellen Correſpondenz beurtheilen wollte, würde keinen ganz richtigen Maßſtab anlegen, denn dieſe Aeußrungen waren immer nur auf den Eindruck berechnet den ſie hervorbringen ſollten, und enthielten ſelten meine innerſte Ueberzeugung.

„Der Verfaſſer jener Schrift erblickt, wie viele Andere, eine Hauptursache meiner Unglücksfälle in den Jahren 1812 und 1813 in der unterlaſſenen Wiederherſtellung des großen Polenreiches. Das iſt wieder das alte Lied von Ideal und Wirklichkeit. Kennte er die Polen und ihre Geſchichte ſo genau wie ich, er würde ganz anders urtheilen. Die Polen ſind unfähig ſich ſelbſt zu regieren, und wollen eben ſo wenig einem Fremden gehorchen. Der Factionsgeiſt iſt bei ihnen zu allen Zeiten ſtärker geweſen als die Vaterlandsliebe, was ihr letzter Krieg (1831) aufs Neue bewieſen hat, obſchon ſie damals mehr als je bemüßigt waren, ausnahmsweiſe einmal die alten Nationalfehler abzulegen. Die Polen haben mir als Soldaten genützt ſo viel in ihren Kräften ſtand. Da es aber außer meiner Macht lag ſie umzuwandeln, konnte ich beim beſten Willen ihnen keine beſſere politiſche Stellung geben. Durch Machtſprüche kann man neue Reiche zwar hervorrufen und alte wieder herſtellen, aber nicht ſie dauerhaft befeſtigen. Wenn man glaubt daß ich die Wiederherſtellung Polens nur deshalb unterlaſſen habe, weil dieſe große Maßregel nothwendig volksthümliche Inſtitutionen ins Leben rufen mußte, deren anſteckendes Beiſpiel für die meiner Herrſchaft unterworfenen Völker zu fürchten geweſen ſey, ſo iſt das ein neuer Beweis wie wenig man mich und die Polen kennt. Die polniſche Ariſtokratie und

volksthümliche Inſtitutionen ſind ſich gänzlich fremd. Oder glaubt der Verf. daß man mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher er in das Konzert der Ideologen einſtimmt, die Bildung eines achtbaren Bürger= und Bauernſtandes bewirken könne? Er möge nach Rußland gehen und nachſehen wie weit Alexander und Nikolaus in den letzten dreißig Jahren damit vorgeſchritten ſind, gleichwohl giebt es dort mehr und beſſere Elemente dazu, und der Kaiſer vereinigt die höchſten Gewalten in ſeiner Perſon, er iſt ja ſogar das Oberhaupt der Kirche. Nein, ſo etwas läßt ſich nicht dekretiren, und ein Staatsgebäude ohne ſoliden Grund ſtürzt bei erſter Gelegenheit in ſich ſelbſt zuſammen. — Und was hätte ich von einer modernen Staatsverfaſſung der Polen zu fürchten gehabt? Etwa eine neue Revolution, die Wiederherſtellung der Republik? Die Franzoſen waren herzlich froh, dergleichen Erfahrungen bereits durchgemacht zu haben, und bezeigten keine ſonderliche Luſt noch einmal von vorn anzufangen. Mallet's Verſuch iſt eine ganz vereinzelte That, die vielleicht in Paris aber nicht in Frankreich von augenblicklichen Erfolgen ſeyn konnte. Die Opfer, welche die Franzoſen meinen Kriegen bringen mußten, waren ihnen allerdings nicht angenehm und erzeugten zuweilen einiges Murren, weil Viele in ihrer Kurzſichtigkeit ſich einbildeten, es hänge nur von meinem Willen ab einen dauerhaften Frieden herzuſtellen. Wäre mir das ſo leicht geweſen, die Franzoſen hätten ſich bald überzeugen ſollen daß mir ernſtlich daran gelegen ſey, das Land der Segnungen des Friedens theilhaftig werden zu laſſen. Nur ein dauerhafter Friede konnte meine Dynaſtie befeſtigen; der Krieg mit ſeinen Wechſelfällen ſtellte ihre Exiſtenz jeden Augenblick in Frage. Ich habe dieſen Frieden nicht erſt 1813 gewünſcht, ſondern ſchon 1809, und hoffte daß meine Verbindung mit der Tochter des Kaiſers von Oeſtreich ein Unterpfand desſelben ſeyn werde. Aber Englands halsſtarrige Politik nöthigte mich fort=

während zu neuen Kriegen, und Niemand kann behaupten unter allen Umſtänden ſo verwickelte Verhältniſſe beherrſchen zu wollen.“

Nachdem Napoleon den Spaziergang längere Zeit ſchweigſam fortgeſetzt hatte, blieb er vor einem Orangenbaum ſtehen, pflückte eine halbreife Frucht ab und hielt ſie mir vor das Geſicht indem er ſagte: „Sehen Sie hier dieſe Frucht; ſie hat vieler Monate bedurft um dieſe Größe zu erreichen, iſt aber noch nicht ſchmackhaft weil noch einige Monate zu ihrer Reife fehlen. Das iſt ein unumſtößliches Geſetz der Natur. Alles in der Welt will ſeine Zeit haben. Glauben Sie nicht daß das auch mit der Verfaſſung der Staaten ſo iſt? Eine Conſtitutionsakte iſt ein Stück Pergament wie ein Adelsdiplom. Jeder Monarch kann ein ſolches Pergament nach Gefallen ausſtellen, er kann ſeinem Volke oder einem Individuum dadurch beſondere Rechte verleihen. Kann er aber auch zugleich den Charakter des Volks oder die Geſinnung des Individuums der neuen Stellung gemäß umwandeln? Nein, das vermag er nicht. Eine elaſtiſchere Regierungsform als die meinige würde noch gar nicht an der Zeit geweſen ſeyn. Die Revolution hatte viel Erze und Schlacken zu Tage gefördert; ſie hatte in der Maſſe die Moral und den Sinn für Religioſität getödtet. Die Teufel waren den Engeln überlegen. Die wenigen guten republikaniſchen Charaktere waren nichts als gutmüthige Schwärmer, welche als echte Ideologen alle Menſchen nach ſich beurtheilten. Iſt das aber wohl ein ſicherer Maßſtab zur Beurtheilung der politiſchen Zuſtände und Bedürfniſſe eines großen Volks? Dieſe Männer wurden von Solchen gemißbraucht die gern im Trüben fiſchen wollten; durfte ich das geſtatten? Hätte ich nach der Schlacht bei Dresden einen dauerhaften Frieden ſchließen können, was ohne die Unfälle meiner Unterfeldherrn bei Groß-

Beeren, an der Katzbach und bei Kulm auf eine für mich ehrenvolle Weiſe geſchehen konnte, Unfälle die bei größerer Umſicht leicht zu vermeiden geweſen wären, ſo würde Europas Geſchick ein ungleich beſſeres geworden ſeyn. Die inneren Angelegenheiten Frankreichs erforderten damals meine ungetheilte Aufmerkſamkeit. Es hatten ſich in meiner Abweſenheit zahlreiche Mißbräuche eingeſchlichen, es gab viel geſchlagene Wunden zu heilen. Das hätte mir vollauf Beſchäftigung gegeben. Ein Frieden mit England würde mich in Stand geſetzt haben der Induſtrie alle meine Kräfte zuzuwenden. In der möglichſten Begünſtigung derſelben würde mein Ehrgeiz Befriedigung genug gefunden haben. In Frankreich gab es größere Mathematiker, Phyſiker und Chemiker als in England. Der Beiſtand der Nordamerikaner auf dem Gebiete der Dampfmaſchinen- und Eiſenbahn-Technik war mir ſicher. Es würde zwiſchen den Franzoſen und Engländern ein Wetteifer entſtanden ſeyn, welche von beiden Nationen die andere an nützlichen Erfindungen übertreffen könne, und die Franzoſen würden den Sieg davon getragen haben. Die Truppen würden Straßen, Kanäle und Eiſenbahnen in allen Richtungen hergeſtellt, ſich dadurch nützlich gemacht haben ohne ihrer Kriegstüchtigkeit zu ſchaden. In Deutſchland würde ein gleiches Streben begünſtigt worden ſeyn. Frankreich und Deutſchland würden an die Stelle des aufgehobenen Kontinentalſyſtems einen induſtriellen Bund haben treten laſſen, dem ſich Holland und Italien angeſchloſſen haben würden. Unter ſolchen Beſtrebungen, die alle Geiſter in Thätigkeit erhalten, verfließt unbemerkt ein Jahrzehend nach dem andern; das Volk nimmt allmälig einen andern Charakter an, wird reifer für eine freiere Regierungsform. Es war immer mein ſtiller Wunſch, mein Regentenleben auf ſolche Weiſe beſchließen zu können. Inzwiſchen würde für Frankreich eine neue Conſtitution ausgearbeitet worden ſeyn, nach welcher mein Sohn

regieren konnte. Das Selbſtregieren überſteigt heutiges Tages die Kräfte des Einzelnen, wäre er auch noch ſo begabt, und es kann ein Monarch nichts Beſſeres thun als die Laſt der Sorgen für das Wohl ſeines Volks auf die Schultern verantwortlicher Miniſter zu vertheilen. — Sie werden vielleicht bei ſich denken, General, daß ich ſelbſt auf dem Wege bin ein Ideolog zu werden, indem ich Ihnen hier ein Bild von Frankreichs Zukunft vorgezeichnet habe, das dem Zuſtande dieſes Landes unter meiner Regierung nicht ähnlich iſt. Doch meine Ideen unterſcheiden ſich von den Hirngeſpinnſten meiner Tadler darin, daß ich nicht die Anmaßung habe ſie über Nacht zur Ausführung bringen zu wollen. Im Staatsleben darf nichts im Sprunge geſchehen, und die Staatslenker thun beſſer ihre Weisheit dem Entwickelungsgange der Natur zu entlehnen, ſtatt hohlen Theorien nachzugrübeln."

Der Kaiſer ſchien eine Antwort von mir zu erwarten, doch hatten mich ſeine Aeußerungen ſo nachdenklich gemacht, daß erſt ſein Schweigen mich wieder zu mir ſelbſt brachte. Genau betrachtet habe ich keinen Grund auffinden können an der Wahrhaftigkeit ſeiner Worte zu zweifeln. Das Selbſtherrſchen und die Anwendung gewaltſamer Mittel liegt zwar im Charakter aller geiſtesſtarken und thatkräftigen Männer, zumal wenn die Vorſehung ſie auf eine ſo hohe Stufe geſtellt hat. Allein es iſt immer eine ſehr gewagte Behauptung, wenn man ſagt daß Napoleon den Krieg nur um des Krieges willen geführt habe, daß das Kriegführen für ihn ein Bedürfniß, der kriegeriſche Ruhm eine Lockſpeiſe geweſen ſey, welcher er nicht habe widerſtehen können. Eine ſolche Behauptung hat nichts weiter für ſich als die Erfahrung einer kurzen Vergangenheit, aus welcher ſich kein haltbarer Schluß für ſeine nächſte Zukunft ziehen läßt. Das Naturgeſetz macht ſich auch im Menſchen geltend. Schon

im Jahre 1813 bediente ſich der Kaiſer häufig des Wagens wo man ihn ſonſt nur zu Pferde zu ſehen gewohnt war. Wenn es galt, entwickelte er zwar immer noch jene ungeheure Thätigkeit zu allen Tageszeiten und bei jeder Art von Witterung, eine Thätigkeit die ihm über ſeine Gegner ein ſo großes Uebergewicht gab. Im Allgemeinen war aber doch eine Abnahme der Körperkräfte, ein zeitweiliges Uebelbefinden nicht zu verkennen; die Natur reklamirte allmälig ihre Rechte. Eine Verminderung der Anläſſe zu ſolchen Anſtrengungen, wie ſie die perſönliche Leitung großer Heeresmaſſen fordert, konnte mithin Napoleon nur erwünſcht ſeyn. Warum ſoll man alſo nicht glauben daß er ſich für den Abend ſeines Lebens eine andere Art von Thätigkeit vorbehalten habe? warum nicht glauben, daß er ſpäter ein eben ſo großes Vergnügen empfunden haben würde auf dem Felde der Induſtrie Eroberungen zu machen als es ihm früher Vergnügen gemacht Schlachten zu liefern und den Ueberwundenen Geſetze vorzuſchreiben? Das iſt nicht nur eben ſo wahrſcheinlich, ſondern noch viel wahrſcheinlicher als die Vorausſetzung, Napoleon würde die Waffen nicht eher niedergelegt haben, als bis er die Weltherrſchaft errungen habe. Die Grenzen einer ſolchen imaginären Herrſchaft hatte er bereits in verſchiedenen Gegenden kennen gelernt.

Wir kamen ſodann auf die Theilnahme des Volks am Kriege zu ſprechen, wozu Bade's Schrift die Veranlaſſung gab. „Die Affen des Alterthums — ſagte **Napoleon** — ſollten doch endlich einmal einſehen lernen, daß man von den damaligen Grundſätzen nur gerade ſo viel brauchen kann als mit den ganz veränderten Verhältniſſen der Gegenwart in Einklang zu bringen iſt. Die Griechen und Römer hatten in ihren zahlreichen Sklaven eine gewerbtreibende Mittelklaſſe ganz eigener Art, die uns jetzt ganz abgeht und durch ſteuer- und kriegs-

dienſtpflichtige Bürger erſetzt worden iſt. Das ändert die Sache. Wenn es aber den Reformatoren des Heer= und Kriegsweſens beliebt neue Syſteme aufzuſtellen, drücken ſie gern ein Auge zu, ſobald ſie auf Verhältniſſe ſtoßen die nicht in ihren Kram taugen. Im praktiſchen Leben kommt man damit nicht durch, da zeigen ſich die Verhältniſſe in der Regel viel ſtärker als die Menſchen, ſelbſt wenn dieſe mit großer Macht begabt ſind. Die Mittel, welche man in Bewegung ſetzt, müſſen jederzeit dem Zwecke entſprechen. Die Politik der Staaten wird immer von Zeit zu Zeit Reibungen verurſachen, welche auf diplomatiſchem Wege nicht ganz zu überwinden ſind. In ſolchen Fällen fordern Ehre und Selbſtſtändigkeit zur Anwendung gewaltſamer Mittel auf. Völker die nur von Ackerbau und Viehzucht leben, wenig Handel und Gewerbe treiben, Künſte und Wiſſenſchaften verkümmern laſſen, überhaupt kein ſorgſam geregeltes Staatsleben führen, können unbeſchadet ihrer ſonſtigen Intereſſen ſich wie Ein Mann erheben und zum Kriege geführt werden. Wollten aber Völker die bereits auf einer hohen Stufe der Kultur ſtehen dasſelbe thun, ſo würden ſie dabei mehr verlieren als gewinnen. Es heißt die Kulturgeſchichte der Völker ganz ignoriren, wenn man in der Bildung ſtehender Heere nur ein Mittel erblickt, durch welches die Fürſten zu größerer Gewalt über ihre Völker gelangen wollten. In einer Beziehung iſt das freilich wahr, denn ihre Abſicht ging darauf hin ſich der läſtigen Abhängigkeit von den Launen und dem Uebermuth ihrer Vaſallen zu entziehen, welche ihre Dienſte im Kriege an immer eigennützigere Bedingungen knüpften. Aber der Begriff von „Volk“ ſchließt jetzt noch andere Klaſſen in ſich als zu den Zeiten des Heerbannes und des Lehnsweſens. Das Bedürfniß einer Theilung der Arbeit macht ſich jederzeit fühlbar, ſobald die Arbeit ſich mehrt und künſtlicher wird, und dieſes Bedürfniß iſt es welches in jetziger Zeit den allgemeinen Volksbewaffnungen hin=

dernd entgegen tritt. Damit will ich indeß keineswegs geſagt haben, daß die Maſſe des Volks dem Waffendienſte fern bleiben und dieſen den eigentlichen Kriegern ausſchließlich überlaſſen ſolle. Aber man muß in allen Dingen die Mittelſtraße halten und nicht von einem Extrem zum andern überſpringen.

„Ich will zugeben daß ich 1813 durch den bewaffneten Aufſtand des deutſchen Volks überwunden worden bin, denn ſobald vierzig Millionen Menſchen einige Hunderttauſend Soldaten los ſeyn wollen, die in ihr Land gedrungen ſind, und dabei von kriegsgeübten Heeren unterſtützt werden, kann der Erfolg nicht zweifelhaft ſeyn. Es iſt aber immer noch ein ſolches Mißverhältniß der Kräfte und mancher andere wichtige Nebenumſtand erforderlich, um ſolche Reſultate in möglichſt kurzer Zeit zu erringen, denn die Spanier haben unter ähnlichen Zahlenverhältniſſen, und ungeachtet des engliſchen Beiſtandes, ſieben volle Jahre gebraucht bevor ſie es dahin brachten. Ja ſie würden unfehlbar beſiegt worden ſeyn, wäre ich nicht durch den Kampf mit Oeſtreich 1809 und ſpäter durch den Zug nach Rußland genöthigt geweſen, meine beſten Heerführer und Truppen aus Spanien abzuberufen. Gleichwohl hat der Spanier weniger Bedürfniſſe und mehr Zähigkeit des Charakters als der Deutſche, iſt folglich ſchwerer zu überwinden, ſo wie ſeine ganze Landeskultur weniger verwundbare Stellen hat. Wer in dem ſpaniſchen Kriege den Beweis zu finden glaubt, daß es nur der Theilnahme des ganzen Volks, der Errichtung von Guerillabanden bedürfe, um den Gegner zu beſiegen, der giebt dadurch zu erkennen daß ihm die dortigen Verhältniſſe nur ſehr oberflächlich bekannt ſind. Ein entſchloſſenes ſiegreiches Vordringen, mit kecker Zuverſicht verbunden, verfehlt niemals ſeinen Zweck. So entſendete ich z. B. nach der Einnahme von Burgos (10. Nobr. 1808) den Marſchall Ney mit drei Divi-

ſionen Cavalerie (8000 Reiter mit 24 Geſchützen) über Lerma und Palencio vor, mit Befehl den Douro zu überſchreiten, die linke Flanke des Generals Moore bei Aſtorga und ſeine Verbindung mit Portugal zu bedrohen. Ney erfuhr ſehr bald durch ſeine Vorläufer, daß die Spitzen der engliſchen Colonneu Salamanka und Aſtorga noch nicht überſchritten hätten, daß mehrere Tage vergehen würden bevor die engliſchen Colonnen im Stande ſeyn könnten offenſiv zu handeln. In Folge der hierüber erhaltenen Meldungen befahl ich jenen Cavalerie-Diviſionen die Ebenen rein zu fegen, und nun ergoſſen ſich 8000 Reiter über Caſtilien und Leon. Die Ortsbehörden zeigten nicht die mindeſte Feſtigkeit; der Generalcapitain Pignatelli entfloh aus Furcht. Das Volk, furchtſam und unterwürfig, gab kein Zeichen von Enthuſiasmus und verbreitete, durch die ſchnellen Bewegungen von Ney's Reitern überraſcht, tauſend widerſprechende und verworrene Gerüchte. Dieſe Cavalerie dehnte ihre Streifzüge bis in die Gegenden von Aſtorga, Benevente, Zamora, Toro, Tordeſſilas und ſelbſt bis Salamanka aus. Die Furcht und Niedergeſchlagenheit der Bewohner war ſo groß, daß 30 Dragoner hinreichten an den Thoren der größten Städte Contributionen zu erheben; nach der Niederlage der Spanier bei Espinoſa konnte der ſchwächſte Reitertrupp ohne Gefahr das Land in allen Richtungen durchſtreifen *). Die Feindſeligkeit des ſpaniſchen Volks ſchadete uns immer nur wenn wir uns im Nachtheil befanden, längere Zeit ſtillſtehen oder zurückgehen mußten. Hierbei iſt noch zu berückſichtigen, daß Spaniens Kultur in jenen ſieben Jahren unglaubliche Rückſchritte gemacht, daß die zügelloſen Guerillabanden eine ſittliche Verwilderung der unteren Volksklaſſen herbeigeführt haben, und daß die ſpäteren

*) Wird auch durch engliſche Geſchichtſchreiber, namentlich durch Napier (Band II) beſtätigt.

(Der Verfaſſer.)

inneren Kämpfe mit ihren empörenden Grauſamkeiten als eine natürliche Folge dieſer Entſittlichung zu betrachten ſind. Das ſcheinen die deutſchen „Volkstribunen" in ihrer dünkelhaften Weisheit ganz zu überſehen, weil ſie ſich ſtets nur an die großen Reſultate halten und niemals einen Blick hinter die Kouliſſen gethan haben.

„Die bewaffnete Theilnahme des Volks am Kriege darf immer nur als eine ganz außerordentliche Maßregel betrachtet werden, die man als allerletztes Mittel ergreift. Es iſt das größte und gefährlichſte Hazardſpiel der Könige, bei welchem das va-banque zum Feldgeſchrei erhoben wird. Ein Volkskrieg ſetzt ſo viele unbekannte Elemente in Bewegung, entfeſſelt ſo viele Leidenſchaften, daß die Männer am Staatsruder bald alle Gewalt über dasſelbe verlieren und ſich vom Strome fortgeriſſen ſehen. Wer ſolcher Geſtalt mit vollen Segeln fahren will, kann leicht erleben daß ſein Schiff an einer verborgenen Klippe ſcheitert oder ſich auf einer Sandbank feſtfährt. Das Einreffen der Segel ſteht aber nicht mehr in ſeiner Gewalt, folglich iſt er Wind und Wellen preisgegeben. Was den bewaffneten Aufſtand der Deutſchen gegen mich im Jahre 1813 betrifft, ſo haben Sie mir ſelbſt erzählt, General, mit welcher energiſchen Beharrlichkeit eine ſehr kleine Anzahl patriotiſch geſinnter Männer, zum Theil ſogar nur einfache Gelehrte, die öffentliche Meinung ſo lange bearbeitet haben bis ſie endlich Gehör fanden. Der allen Deutſchen angeborne Hang zur individuellen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von fremder Gewalt machte es möglich, daß Worte bei ihnen Eingang fanden die unter anderen Umſtänden lautlos verklungen wären. Die Inſolenz mancher meiner Marſchälle und Generale trug nicht wenig dazu bei. Die deutſchen Fürſten und Kabinette zögerten lange, bevor ſie zu dieſer allgemeinen Schilderhebung ihre Einwilligung gaben

waren aber ſpäter klug genug dieſe Maßregel als einen Akt ihres Willens zu bezeichnen. Aber wie viele von den Verſprechungen, welche den deutſchen Völkern damals von ihren Fürſten gemacht wurden, ſind in Erfüllung gegangen? Bedurfte es nicht im Jahre 1830 einer Quaſi-Revolution? Conceſſionen oder Revolutionen, das iſt alſo die Alternative in welche man ſich durch jene Verſprechungen geſetzt hat, und es iſt ein höchſt achtbarer Charakterzug der Deutſchen, daß ſie ihre Fürſten an die Erfüllung jener Verheißungen bisher nicht ernſtlicher erinnert haben. Es wäre deshalb eben ſo unklug als gefährlich, wenn man alle künftigen Kriege grundſätzlich zu Volkskriegen machen wollte, und das angewendete Mittel dürfte in ſeinen doppelten Wirkungen ſchlimmer ſeyn als das Uebel welches dadurch beſeitigt werden ſoll. Unklug wäre es, weil das bewaffnete Entgegentreten ganzer Völker eine gegenſeitige Erbitterung erzeugt deren Folgen nicht abzuſehen ſind; weil ein Aufgebot in Maſſe eine Vernachläſſigung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften nach ſich zieht, wodurch neutral bleibende benachbarte Völker auf dieſem Gebiete inzwiſchen einen ſtarken Vorſprung gewinnen. Gefährlich wäre es, weil die großen Opfer die das Volk dem Kriege bringen muß im Frieden vergütet ſeyn wollen, was nur durch Verleihung neuer Rechte und Freiheiten möglich iſt, da man nicht mehr wie zu den Zeiten des Heerbannes die gemachten Eroberungen an die Eroberer individuell vertheilen kann. Einige ſolcher Kriege würden alſo hinreichend ſeyn die Gewalt der Fürſten ſo zu vermindern, daß ſie ſich von den vornehmſten Edelleuten nur noch durch etwas mehr äußeren Schimmer unterſcheiden würden. Der Verfaſſer (Bade) hat da eine Lehre aufgeſtellt, die ſehr augenſcheinlich beweiſt daß die Politik ein Element iſt deſſen Kräfte er viel zu wenig kennt, oder daß er an dem Umſturze des Beſtehenden ſyſtematiſch arbeitet.

„Im Leben der Staaten und Völker — fuhr Napoleon fort — giebt es Verhältniſſe, denen keine Macht zu widerſtehen vermag, die aber auch keine Macht nach Gefallen hervorrufen kann. Nur eine Thatſache iſt unbeſtreitbar: es iſt die entmuthigende Wirkung ſich oft wiederholender Niederlagen. Daß ich den Krieg wie eine Schachpartie hätte führen wollen, bei welcher meine Conſcribirten die Stelle der Schachfiguren vertraten; daß ich durch die Siege bei Lützen und Bautzen nur ein Stück Terrain und nichts weiter gewonnen, ſind lächerliche Behauptungen (von Hrn. Bade). Das Lächerlichſte von Allem aber iſt, daß ich im Frühjahre freiwillig (!) bis hinter den Rhein hätte zurück gehen ſollen. Das wäre auch eine Conceſſion geweſen, die nach aller Wahrſcheinlichkeit eine Revolution diesſeits und jenſeits des Rheins herbeigeführt haben würde, welcher die gänzliche Umgeſtaltung aller politiſchen Verhältniſſe in Frankreich und Deutſchland auf dem Fuße gefolgt wäre. Die Conceſſion und die Revolution haben das mit einander gemein, daß ſie nur zu leicht alle vernünftigen Grenzen überſchreiten. Der Grund der Nachgiebigkeit des einen Theils wird ſtets als Gradmeſſer von deſſen Schwäche betrachtet. Man muß in Utopien geboren ſeyn um die politiſchen Anſichten jenes Verfaſſers zu theilen. Wenn meine Friedensvorſchläge ſo wenig Erfolg gehabt haben, nachdem ich ſiegreich bis an die Oder vorgedrungen war und die Verbindung mit ſo vielen feſten Plätzen wieder hergeſtellt hatte, ſo kann man leicht ermeſſen welche Art von Frieden man mir bewilligt haben würde nach einem freiwilligen Rückzuge bis hinter den Rhein, nach einem ſo unglücklichen Feldzuge wie der in Rußland.“ — Ich erlaubte mir hierbei den Einwurf, daß die franzöſiſchen Friedensbedingungen dann wohl auch ungleich annehmbarer geweſen ſeyn würden, erhielt aber zur Antwort: „Das iſt eitle Täuſchung, mein Lieber, die man dem politiſchen Dilettanten wohl verzeihen mag, die mich

aber in den Augen der Politiker vom Fach ſehr lächerlich gemacht haben würde. Ich mußte an der Oder Frieden ſchließen oder mindeſtens an der Elbe, wenn ich zugleich auch England zum Beitritt nöthigen wollte, was für mich von höchſter Wichtigkeit war. Dieſe ſtete Rückſicht auf England iſt es, welche mir die politiſche Verpflichtung auferlegte meinen Einfluß auf Deutſchland zu bewahren. Doch hatte es die größten Schwierigkeiten dieſes Ziel anders als durch Waffengewalt zu erreichen. Die Furcht vor meinen großen Entſcheidungsſchlachten war noch ſehr groß, zumal in Oeſtreich, warum ſollte ich der Hoffnung nicht Raum geben meine Gegner ſo weit einzuſchüchtern, daß ſie einen mir angenehmeren Frieden ſchließen würden? Bedurfte es doch vieler politiſcher Kunſtgriffe Rußlands und Englands, um das neue Bündniß mit Oeſtreich einzuleiten und zu befeſtigen! Die öſtreichiſche Politik ſetzt bei ihren Hazardſpielen niemals viel auf eine Karte, und hat dieſe Maxime ſeit zwei Jahrhunderten befolgt. Gelang es mir die Preußen und Ruſſen nach der Schlacht bei Bautzen aus einander zu ſprengen, ſo würden Oeſtreichs wiederholte offizielle Verſprechungen gewiß auch praktiſche Geltung erlangt haben, der beau père würde mir treu geblieben ſeyn, das iſt meine feſte Ueberzeugung, denn Metternich war damals noch gar nicht ſo kriegeriſch geſinnt wie er ſich ſpäter gezeigt hat. Man fürchtete Rußlands Einfluß in Oeſtreich mehr als anderwärts, weshalb auch alle Springfedern in Bewegung geſetzt wurden, damit Kaiſer Alexander nicht den Oberbefehl über die Streitkräfte der Verbündeten erhielt wornach er ſehr begierig war.“

Unter ſolchen Umſtänden — gab ich zur Antwort — iſt es um ſo unbegreiflicher weshalb Ew. Majeſtät die Verfolgung einſtellten und ſogar einen Waffenſtillſtand anboten.

Napoleon. „Darin liegt gar nichts Unbegreifliches, mein Freund. Ich könnte zur Entſchuldigung jener Maßregel anführen, daß die Folgen derſelben ſich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung ermeſſen ließen; ich könnte die Pfeile der Kritik auf diejenigen zurückſchleudern welche ſie gegen mich abgeſchoſſen haben, indem ich nur zu ſagen brauchte: ihr habt mich 1812 getadelt daß ich nicht an der Düna ſtehen geblieben ſondern bis Moskau vorgedrungen bin, der Erfolg ſcheint die Richtigkeit eurer Behauptung beſtätigt zu haben, deshalb bin ich 1813 an der Oder ſtehen geblieben. Solcher Entſchuldigungsgründe bedarf ich nicht. Der von mir angebotene Waffenſtillſtand war eine gebieteriſche Nothwendigkeit, die ich hinter der Maske der Mäßigung verbergen mußte. Meine Armee war in Eilmärſchen vom Rheine bis an die Oder vorgegangen. Dreiviertel der Infanterie beſtanden aus ſehr jungen Conſcribirten, welche der noch ungewohnten Anſtrengung faſt unterlagen. An Muth und Standhaftigkeit wetteiferten dieſe Milchbärte mit meinen alten grognards, doch nicht an körperlicher Ausdauer, und der Mangel an Kampfgeſchicklichkeit zog ihnen in jedem Gefecht unverhältnißmäßig große Verluſte zu, ſie verſtanden es noch nicht in den gefahrvolleren Momenten ſich zurechtzufinden. Ich mußte deshalb die Ueberlegenheit meiner Artillerie geltend machen, denn meine Cavalerie war ſo ſchwach daß ſie mit der feindlichen gar nicht ſich meſſen durfte. Der Munitionsverbrauch in den Kanonaden bei Lützen, Dresden und Bautzen war überdieß ſo ungewöhnlich groß geweſen, daß er alle im Gefolge der Armee befindlichen Parks erſchöpft hatte. In Sachſen gab es keine Munitionsvorräthe, aus Oeſtreich und Preußen konnte ich dergleichen eben ſo wenig beziehen. Es wäre alſo meinerſeits der ſtrafbarſte Leichtſinn geweſen wenn ich mit meiner erſchöpften und unerfahrnen Infanterie, ohne wirkſame Unterſtützung von Cavalerie und Artillerie, die Offenſive hätte fortſetzen wollen

gegen einen Feind, deſſen bei Lützen und Bautzen bewieſene Tapferkeit auf ferneren hartnäckigen Widerſtand ſchließen ließ. Zwar hatte ich jetzt noch die Ueberzahl auf meiner Seite. Meine Gegner waren aber bei Bautzen nur geſchlagen nicht entmuthigt worden; ſie hatten ſich in guter Ordnung zurückgezogen, und das Ausweichen gegen die Grenze der öſtreichiſchen Monarchie gab mir zu erkennen daß ſie von dorther auf Unterſtützung zu zählen hätten. Ein weiteres Vordringen ohne Schlacht war nicht denkbar, dieſe Schlacht durfte ich aber nicht mehr anbieten, denn die Artilleriemunition ging zur Neige und konnte unter vier Wochen nicht wieder ergänzt werden. Es blieb mir ſonach keine Wahl. Stehen bleiben ohne oſtenſibeln Grund würde meine Verlegenheit zu erkennen gegeben haben, ich mußte alſo den unabweislichen Stillſtand der Operationen durch einen förmlichen Waffenſtillſtand motiviren, deſſen Zweck die Anknüpfung von Friedensunterhandlungen ſeyn ſollte."

Ich. „Ew. Majeſtät hatten aber doch bereits in Rußland die Erfahrung gemacht, daß der Kaiſer Alexander die Hand zum Frieden nicht bieten wolle, auch ließ ſich mit Sicherheit vorausſetzen daß er jetzt eben ſo wenig dazu geneigt ſeyn werde. Preußen hatte ſeine Kriegserklärung auf Seyn oder Nichtſeyn geſtellt. Die Aufregung in Deutſchland war allgemein, Ew. Majeſtät mußten davon Kenntniß haben und befürchten, daß die Waffenruhe weniger Ihnen als Ihren Gegnern Vortheil bringen werde."

Napoleon. „Sehr gut geſprochen, Herr General, aber ohne genauere Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands. Ohne den Beitritt Oeſtreichs zum Bunde gegen mich hatte ich weder Preußen noch Rußland zu fürchten. Der Kampf gegen dieſe beiden Mächte würde zwar hartnäckig geweſen

ſeyn, ich würde ſie aber doch beſiegt haben, da Rußland bald von ſelbſt den Kriegsſchauplatz wieder verlaſſen haben würde, wenn es ſich überzeugte daß hier nichts zu erringen ſey. Die übrigen deutſchen Fürſten konnten mir damals wenig ſchaden, waren auch über dieſen Punkt nicht mit ſich einig. Der Ausgang des beginnenden Kampfes hing alſo von der Entſchließung Oeſtreichs ab. Das war eine Sache der Unterhandlung, bei welcher ich durch die That zeigen mußte daß ich meine Eroberungen nicht weiter ausdehnen ſondern die Hand zum Frieden bieten wolle. Man könnte mir zwar entgegen halten daß es beſſer geweſen ſey die Friedensbedingungen vorzuſchreiben, daß ich auch ſonſt der Unterhandlungen wegen die Operationen nicht eingeſtellt habe u. dergl. Vergeſſen Sie aber nicht, General, daß ich in jenem Momente der Waffenruhe im hohen Grade bedürftig war, und daß ich ſehr triftige Gründe zu der Vorausſetzung hatte, Oeſtreich werde es nur bei einer Drohung bewenden laſſen um die Abtretung einiger Provinzen zu erlangen. Täuſchte ich mich darin ſo war das für mich allerdings ſehr ſchlimm. Allein ich hatte auch Zeit gewonnen meine Cavalerie durch die aus Spanien kommenden alten Regimenter zu verſtärken und meine Munition zu ergänzen. Meine Streitkräfte konnten ſich in dieſer Zeit überhaupt um das Doppelte vermehrt haben, und ging mir auch die Ueberzahl verloren ſo durfte ich doch auf größere Uebereinſtimmung in den Operationen meiner Unterfeldherrn rechnen, was mir manchen wichtigen Vortheil über meine Gegner verſchaffen mußte."

Ich. „Sollten Ew. Majeſtät über Oeſtreichs politiſche Abſichten ſich nicht getäuſcht haben? Familienbande ſind ja niemals ein Hinderniß geweſen den Spieß umzukehren. War auch die offizielle Sprache der öſtreichiſchen Diplomaten durchaus beruhigend, ſo hat es meines Wiſſens doch nicht an Anzeichen

gefehlt, daß von dorther nicht viel Gutes zu erwarten ſey. Mich dünkt daß Ew. Majeſtät den Fall eines Uebertritts der Oeſtreicher auf die Seite Ihrer Gegner nicht genug vorgeſehen haben. Wäre es z. B. nicht rathſam geweſen alle von franzöſiſchen Truppen noch beſetzten Feſtungen zwiſchen der Elbe und Weichſel zu räumen und eine impoſantere Stellung an der Elbe zu nehmen? Das würde eine Verſtärkung von 75,000 Mann gegeben haben was gewiß nicht zu verachten iſt."

Napoleon. „Dergleichen Berechnungen, mein lieber General, ſind nur der untergeordnete Theil ſtrategiſcher Kalküls, und es nimmt mich Wunder daß auch Sie dieſe rein arithmetiſche Seite aufgefaßt haben. Dem großen Haufen imponirt man am leichteſten durch Zahlen. Wenn meine Tadler ſagen: „Der Kaiſer hatte zur Zeit des Waffenſtillſtandes 1813 in den feſten Plätzen an der Weichſel, Oder, Elbe und am Rheine über 230,000 Mann Beſatzung, die ihm im freien Felde ungleich nützlicher ſeyn, den Feind vernichten konnten u. ſ. w." ſo ſtimmt ihnen faſt Jedermann bei, denn Zahlen ſollen ja heutiges Tages Alles beweiſen können. Aber es iſt das im Grunde nur ein Spiel mit Zahlen, welches General Jomini aufgebracht hat. Zahlen beweiſen zuweilen ſehr viel aber doch nicht Alles, und wären die ſtrategiſchen Combinationen nichts weiter als ſo einfache Rechnungsexempel, ſo könnte jeder Quartaner einen Strategen abgeben. Der relative Werth einer Feſtung wird durch ganz andere Verhältniſſe bedingt, und hängt mit demjenigen Theile des Operationsplanes zuſammen, den jeder Feldherr für ſich zu behalten pflegt. Am Rheine hatte ich damals höchſtens 20,000 Mann, was für ſo viele wichtige Waffenplätze gewiß ſehr wenig iſt. Dieſe Truppen beſtanden meiſt aus Handwerkercompagnien, Artilleriſten, Reconvalescenten von allen Waffen. Hierzu kommen noch die vielen Stäbe der Feſtungen, ſo daß

man aus der ganzen Zahl nur eine Diviſion von etwa 8000 Mann hätte formiren können. Ich bemerke das nur um zu zeigen wie wenig wichtig dergleichen Zahlenbeweiſe ſind. Anders verhält es ſich mit den feſten Plätzen an der Weichſel und Oder. In Danzig, Stettin, Küſtrin und Glogau ſtanden 60,000 Mann. Hätte ich dieſe Truppen zur Zeit der Schlacht bei Dresden oder Leipzig an mich ziehen und gegen Preußen verwenden können, ſo wäre das für meine damaligen Verhältniſſe ohne Zweifel von entſcheidender Wichtigkeit geweſen. Das ſtand aber nicht mehr in meiner Macht, und wer die Behauptung jener Plätze einen Fehler nennen will, muß auch beweiſen können daß ihr Nutzen nur ein eingebildeter geweſen ſey. Die Beſatzungen dieſer Feſtungen haben aber 10 bis 11 Monate lang mindeſtens eine gleich große Truppenzahl vom Feinde (muthmaßlich mehr) beſchäftigt, die Rüſtungen und Bewegungen meiner Gegner überhaupt vielfach erſchwert.

„Nun erwägen Sie einmal den moraliſchen Eindruck, welchen die freiwillige Räumung dieſer Plätze hervorgebracht haben würde. Hätte man darin nicht die Kundgebung meiner Ohnmacht erblicken müſſen? Würde nicht durch dieſe Kundgebung das Selbſtgefühl meiner Gegner beträchtlich geſteigert worden ſeyn? Würden ſie dann nicht noch größere Streitmaſſen mit Leichtigkeit gegen mich haben aufbieten können? Wiſſen Sie überhaupt, General, daß die Feſtungen an der Weichſel und Oder nebenbei die wichtige Beſtimmung hatten der polniſchen Inſurrection als Stützpunkte und Waffenplätze zu dienen, ſobald der Moment eintrat wo die Verhältniſſe eine Schilderhebung der Polen geſtatteten, auf die ich mit Sicherheit zählen konnte? — Hätte mir Jemand ſagen können daß meine Marſchälle bei Groß-Beeren und an der Katzbach ſich würden ſchlagen laſſen, dann würde ich gewiß vorher zur Räumung

mehrer Feſtungen Befehl gegeben haben. Wurden aber die Preußen bei Groß-Beeren geſchlagen, und behauptete ſich Macdonald an der Katzbach, ſo wendete ſich das Blatt. Mit der bei Dresden gefochtenen Armee wäre ich gegen Blücher marſchirt und hätte auf allen Punkten die Offenſive ergriffen. Dann würde man bald eingeſehen haben, wie wichtig für mich der Beſitz von feſten Plätzen an der Oder und Weichſel war. Ohne dieſe Plätze würde ich Schlag auf Schlag haben Sieger bleiben müſſen, was in jedem Falle über meine Kräfte ging und nicht wahrſcheinlich war. Mit dieſen Plätzen wurde es mir leicht hier oder dort meinen Truppen einige Ruhe zu gönnen. Der Feind wurde in der Wahl ſeiner Rückzugslinien beengt und bewegte ſich ohne Stützpunkte in der Nähe zu haben. Was meine braven Polen in ſolchem Falle unternommen haben würden läßt ſich nur im Allgemeinen ſchätzen; ſoviel aber iſt gewiß daß alle ruſſiſchen Parks und Depots dann verloren wären oder umkehren mußten."

Ich. „Glauben Ew. Majeſtät in der That, daß ein Sieg bei Groß-Beeren ſo wichtige Folgen gehabt haben würde? Sollte der Kronprinz von Schweden an der Spitze der Nordarmee nicht bald Mittel gefunden haben die Folgen jenes ſupponirten Sieges auf ein Weniges herabzuſetzen? Stand nicht zu befürchten daß die große böhmiſche Armee unter Schwarzenberg, auch wenn das Corps von Vandamme bei Kulm nicht vernichtet worden, bald wieder in Sachſen eingerückt ſeyn würde?"

Napoleon lächelte hierzu und ſagt: „Quant à Bernadotte, j'en étais sûr que dans cette guerre il ne ferait que *piaſſer* *).

*) Piaſſer, eine trabähnliche Bewegung der Schulpferde, bei welcher ſie nicht von der Stelle kommen.

Der Herausgeber.

Und Schwarzenberg würde jedenfalls einige Wochen gebraucht haben bevor ſeine Armee wieder auf ähnliche Abenteuer ausgehen konnte.“

Ich. „Die Mitwirkung des Kronprinzen von Schweden in dieſem Kriege möchte doch wohl bedeutender geweſen ſeyn, als man aus deſſen Operationen abſtrahiren darf. Ew. Majeſtät werden vielleicht nicht genau unterrichtet ſeyn, welche wichtige Dienſte Ihr ehemaliger Marſchall als Rathgeber und Vermittler geleiſtet hat, Dienſte die noch mehr Werth haben dürften als eine oder zwei gewonnene Schlachten. Schon 1812 zeigte ſich der Kronprinz in dieſem Sinne thätig, und Alexander würde nach dem Verluſte von Moskau vermuthlich andere Saiten aufgezogen haben, wenn er nicht auf Schwedens Beiſtand und auf den Beirath dieſes erfahrnen Feldherrn hätte zählen dürfen. Im Feldzuge 1813 hat der Kronprinz zwar nicht mit der Energie gehandelt die man von ihm erwartet. Indeß war ſeine perſönliche Stellung von äußerſt delikater Art. Ich glaube kaum daß er im Stande geweſen wäre, ſeinem ehemaligen Gebieter in Perſon eine Schlacht zu liefern. Auch kann ich Ew. Majeſtät nicht verhehlen daß der Kronprinz von Schweden in manchen Köpfen die Beſorgniß erweckte, er wolle Schwedens Einfluß auf Deutſchland wie zu Zeiten Guſtav Adolphs herſtellen. Das führte zu mancherlei Intriken gegen ihn, denn in Bezug auf die künftige politiſche Geſtaltung Deutſchlands gab es damals Projekte, deren Urheber es ſehr ungern geſehen haben würden wenn Schwedens Mitwirkung eine ſehr thätige geweſen wäre. Das Herz des Kronprinzen hatte noch nicht aufgehört franzöſiſch zu ſchlagen, ſein Kopf hingegen dachte ſchwediſch. In dieſem Widerſtreite der Empfindungen und Gedanken faßte er den Kosmopolitismus ins Auge, und ſuchte auf den allgemeinen Frieden hin zu arbeiten, der allerdings auch eine allgemeine Nothwendigkeit geworden war.“

Napoleon. „Den ich aber mit der Abtretung von Holland, Spanien, halb Italien, Illyrien, mit gänzlicher Freigebung Polens, des Rheinbundes und der Schweiz bezahlen ſollte, zu einer Zeit wo ich mit 300,000 Mann als Sieger an der Elbe, Oder und bis an die Weichſel ſtand! Was hätte die Welt von mir denken müſſen, wäre ich feig genug geweſen in dieſe Vorſchläge zu willigen! Hat Ihr großer Friedrich ſich jemals zu einer Abtretung von Schleſien verſtanden, auch nach den demüthigendſten Niederlagen? — Schließen Sie hieraus, General, daß ich die Sachen coute qui coute mit dem Schwerte in Ordnung bringen mußte, und daß es für mich das größte Unglück war zu dem Waffenſtillſtande genöthigt zu ſeyn, der es meinen geheimen und öffentlichen Feinden möglich machte, auf allen Seiten mir neue Gefahren zu bereiten. Doch genug für heute. Was aber Ihren preußiſchen Centrifugal-Strategen betrifft, der bei einem Voltigeurkorporal in die Lehre gegangen zu ſeyn ſcheint, ſo hat derſelbe in ſeinen kritiſchen Betrachtungen über meine Operationen überſehen, daß ein der niederen Taktik angehörender Grundſatz (nämlich die erhöhte Wirkung des konzentriſchen Feuers) nicht zum Maßſtabe für die großen Operationen benutzt werden kann. Bei dieſen gelten ganz andere Faktoren, die zwar der Form nach dieſelben zu ſeyn ſcheinen, ihrem Weſen nach aber völlig verſchieden ſind. Nächſtens ein Mehreres darüber, für heute nehmen Sie meinen Dank für geleiſtete Geſellſchaft, und bringen Sie das nächſte Mal Ihren Freund Gneiſenau mit, von welchem ich einige Aufſchlüſſe zu erhalten wünſche.“

Ich war entlaſſen. Auf dem Rückwege begegnete ich dem Fürſten Kaunitz, mit welchem ich über das Bündniß zwiſchen Oeſtreich und Frankreich (1756) ein Geſpräch anknüpfte, deſſen Inhalt ich aber erſt im folgenden Briefe mittheilen will, wozu ich meine beſonderen Gründe habe.

Sechs und sechzigster Brief.

Olymp, den 2. März 1844.

Ueber die Bündniſſe zwiſchen Oeſtreich und Frankreich. Kaunitz und die Pompadour, Metternich und Napoleon. Gneiſenau über Blücher und deſſen Operationen in Schleſien nach dem Waffenſtillſtande, in einem Zwiegeſpräch mit Napoleon. Was die Schlacht an der Katzbach herbeigeführt hat; Reſultate derſelben.

Du wirſt nicht wenig verwundert ſeyn, mein Freund, in Nachſtehendem eine Apologie der berüchtigten Marquiſe von Pompadour zu leſen. Ich verdanke ſie dem Fürſten Kaunitz, der zwar ſelbſt geſteht daß ſie ihn während ſeiner Geſandtſchaft am Hofe Ludwigs XV. bezaubert habe, bei alle dem aber ein ſo nüchterner Verehrer weiblicher Schönheit geblieben iſt, daß man ſeinen Worten unbedingtes Vertrauen ſchenken kann. Ich traf mit dem Fürſten, wie ich Dir bereits ſchrieb, bei der Rückkehr von Napoleon zuſammen, theilte ihm Verſchiedenes von unſerer Unterhaltung mit, und bat um ſeine Anſicht über das Bündniß zwiſchen Oeſtreich und Frankreich. Er ſprach ſich darüber in folgender Weiſe aus.

Kaunitz. „So lange Oeſtreichs Beherrſcher zugleich deutſcher Kaiſer war, mußte ſein Streben dahin gehen als ſolcher auch ſeine Macht in Deutſchland geltend zu machen. Nach Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens war das nur möglich durch den Beiſtand Frankreichs oder Rußlands. Die letztere Macht hatte damals noch zu wenig Bedeutung. Die Wahl mußte alſo auf Frankreich fallen. Der ſpaniſche Erbfolgeſtreit (1700—1713)

führte ſtatt deſſen einen Krieg mit dieſer Macht herbei, der ſich durch die Nichtanerkennung der pragmatiſchen Sanction von Seiten aller Bourbonen im Jahre 1741 erneuerte, bis 1748 fortgeſetzt wurde und die Spaltung natürlich erweiterte. Meine Sendung an den Hof zu Verſailles gab mir Gelegenheit manche Verhältniſſe genauer kennen zu lernen. Ich erkannte nur zu bald daß Ludwig XV. eine Null, ein bloßer Schattenkönig ſey, und daß die Pompadour der Regierung in Perſon vorſtehe. Hätte Friedrich der Große dieſe ausgezeichnete Frau gekannt, ich bin gewiß daß er dieſer „Herrſchaft des Unterrocks" die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt und ſie niemals lächerlich zu machen geſucht haben würde. Der König von Preußen und ſein Bruder Heinrich waren im Grunde mehr Franzoſen als Deutſche, in Gedanken, Worten und Werken. Wie leicht würde es ihnen da geworden ſeyn Sympathien zu erregen und ein Bündniß zu ſchließen, das ungleich dauerhafter werden mußte als das frühere? — Aber ſo geht es in der Regel. Aus der Ferne betrachtet ſieht Alles beſſer oder ſchlechter aus. Man ſollte mithin genauer prüfen, wo auf die Kenntniß der Perſonen ſo viel ankommt.

„Ludwig XV. war der indolenteſte König der je auf Frankreichs Throne geſeſſen hat. Er und ſein Hof empfingen und trugen das Gepräge ihres Zeitalters, und wirkten durch ihr Beiſpiel gleich verderblich auf dasſelbe zurück. Wolluſt, Andächtelei, Verſchwendung und Deſpotismus aus Schwäche charakteriſiren ſeine Regierung, in welcher der Keim zur Revolution gelegt worden iſt. Dieſer erbärmliche König langweilte ſich und ſeine Umgebung in auffälligſter Weiſe; der Ausruf: je m'ennuie! war gewiſſermaßen ſein drittes Wort. Für dieſe furchtbare Langweile in Verſailles entſchädigte man ſich in Paris durch Gründung geiſtreicher — aber nichts deſto weniger ſehr frivoler —

Abendgeſellſchaften, welche von Denjenigen die keinen Zutritt hatten bureaux d'esprit genannt wurden. Hier iſt die erſte Oppoſition gegen den Hof, der erſte Anfang zu den ſpäteren Klubs zu ſuchen. Damals dachte man freilich noch nicht an einen ſo gewaltſamen Umſturz der Verhältniſſe, doch wurde dazu der Grundſtein gelegt, und dieſe Revolution hat meine Allianzplane gänzlich vernichtet. Doch kommen wir auf die Hauptperſon zurück. Die Pompadour war weder die erſte noch die letzte Maitreſſe Ludwigs XV., aber unbezweifelt die geiſtreichſte und beſte, welche dem Lande nicht nur am wenigſten geſchadet hat, ſondern ihm ſogar ſehr genützt haben würde, wenn es ihr gelungen wäre die Einwilligung des Königs zu den vielen guten Einrichtungen zu erhalten die ſie beabſichtigte. Freilich fehlte es dazu oft an Geld, aber nach ihrem Rücktritt verſchwendete der König in fünf Jahren über 160 Millionen Livres an die Dubarri! Soviel hat ihm die Pompadour nicht gekoſtet *). Von allen ihren Vorſchlägen wurde nur die Gründung der Königlichen Militärſchule, eines zweiten Hôtel-Dieu (Hoſpital) und die große Manufactur zu Severs ausgeführt. Die großartigen und nützlichen Verſchönerungsplane für Paris wies Ludwig von ſich, genehmigte aber dagegen die Anlegung des koſtſpieligen Hirſchparks bei Verſailles, wo er ſeine Orgien zu halten pflegte. Den größten Dienſt hat die Pompadour dem Lande dadurch geleiſtet, daß ſie die Vertreibung der Jeſuiten durchſetzte, Wiſſenſchaften und Künſte unter ihren Schutz nahm, und hierdurch die Nation zu beſſerer Erkenntniß brachte. Sie hat aber auch die Vereinigung Korſika's mit Frankreich bewirkt, und dieſem

*) Der Hr. Verf. ſcheint die Millionen, welche der von der Pompadour veranlaßte Krieg gegen Preußen verſchlungen hat, hierbei wohl nicht in Rechnung gebracht zu haben.

Der Herausgeber.

Lande gewiſſermaßen den Mann gegeben, welcher der Revolution den Fuß auf den Nacken ſetzte.

„Das Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſtreich war unſer gemeinſames Werk. Wir hatten Gründe genug den Ehrgeiz des Königs von Preußen zu fürchten und mußten unſere Macht verſtärken. Des Beiſtandes der geiſtlichen Kurfürſten waren wir gewiß, und Baiern konnte kein anderes Intereſſe haben als das unſerige. Hätte die Kaiſerin meinem Vorſchlage Gehör gegeben und den Erzherzog Joſeph an die Spitze des Heeres geſtellt, der in Brown und Piccolomini gute Rathgeber gefunden haben würde, ſo konnten wir die Ruſſen entbehren und würden wahrſcheinlich weniger Schlachten verloren haben, als unter des Lothringers Heeresleitung. — Die franzöſiſche Revolution zerriß dieſes Bündniß. Durch England wiederholt angeſpornt, erklärten wir Frankreich zu verſchiedenen Malen den Krieg, wurden aber jedesmal ärger geſchlagen. Die Verheirathung der Erzherzogin Maria Louiſe mit dem gewaltigen Kaiſer Napoleon brachte mein politiſches Syſtem wieder zu Ehren. Das Jahr 1813 ſchien vorzugsweiſe geeignet unſere weit ausſehenden Plane zu verwirklichen. Napoleon würde hierzu gern die Hand geboten haben. Aber ich ſtand ſchon lange nicht mehr am Ruder und Metternich hat durch den Abfall von Frankreich mein ganzes Spiel verdorben. Wie kann man doch ſo kurzſichtig ſeyn!“

Ich. „Die Zeiten, mein lieber Fürſt, — gab ich zur Antwort — haben ſich ſeit Ihrem Tode gewaltig geändert, und Sie würden Deutſchland jetzt nicht wieder erkennen. Die Fürſten können gegenwärtig nicht mehr Krieg führen um ihre dynaſtiſchen oder beſonderen Intereſſen zu fördern, der Krieg iſt wieder eine Angelegenheit des Staats geworden, und bedarf

in gewiſſer Beziehung der Zuſtimmung des Volks oder der geſetzmäßigen Organe desſelben. So verhält es ſich auch mit den Bündniſſen zu wahrſcheinlichen künftigen Kriegen."

Kaunitz. „Mais, mon dieu, quel singulier langage! Zu meiner Zeit gehörte das Kriegführen auch zu den Staatsangelegenheiten, aber der Staat war die Kaiſerin und ich, ihr Haus- Hof- und Staatskanzler."

Ich. „Darin, mein Fürſt, iſt eben der Unterſchied zu ſuchen. Der Staat, als perſoniſizirter Begriff, beſteht heutiges Tags aus dem Fürſten und ſeinem Volke, und das Intereſſe Beider kann nur ein und dasſelbe ſeyn. Im Jahre 1812 dachte und handelte Fürſt Metternich noch ganz nach dem ancien régime. Der Heereszug nach Rußland geſchah hauptſächlich im Intereſſe Oeſtreichs, welchem dafür anſehnliche Gebietsvergrößerungen verſprochen wurden. Das Gottesgericht in Rußland erzeugte aber ganz andere Ideen. Man kam allmälig zu der Anſicht daß es auch ein Deutſchland gebe, deſſen Intereſſe von dem Intereſſe Oeſtreichs nicht weſentlich verſchieden ſeyn könne. Dieſe Anſicht wurde den Fürſten und ihren Miniſtern von den Völkern eingeimpft, verbreitete ſich wie Streupulver und entzündete ſich durch die Reibung mit Napoleons Heeren. Jener feſt eingewurzelte ältere Begriff vom Staate iſt zwar ſpäter zuweilen wieder aufgetaucht, hat ſich aber nicht mehr über dem Waſſer erhalten können."

Der alte Herr ſchüttelte bei dieſen Worten bedenklich den Kopf und empfahl ſich. Was würde er erſt geſagt haben wenn er wüßte, von welchen Perſonen dieſer Umſchwung der Ideen und Verhältniſſe herbei geführt worden iſt! —

Meinem Verſprechen gemäß brachte ich bei der nächſten Einladung zu Napoleon unſeren Freund Gneiſenau mit. Der Kaiſer lenkte zuerſt das Geſpräch auf die Springfedern, welche Preußen in Bewegung geſetzt hatte um 1813 ganz urplötzlich mit einer ſo impoſanten Heeresmacht in die Schranken zu rücken, und war nicht wenig erſtaunt zu vernehmen daß ſchon mehrere Jahre zuvor in aller Stille, obſchon unter den Augen ſeiner Gewalthaber, daran gearbeitet worden ſey. Er rühmte die eiſerne Beharrlichkeit der wenigen Männer, die aller Hinderniſſe zum Trotz das ſchwierige Werk zu Tage gefördert hatten, und geſtand ganz ehrlich daß er den „kalten" Deutſchen ſo viel Enthuſiasmus für vaterländiſche Freiheit nicht zugetraut habe. Wir gaben ihm eine Schilderung des germaniſchen Charakters zum Beſten, doch glaube ich faſt daß er das Weſen desſelben nicht ganz begriffen hat, es iſt ja ſelbſt vielen unſerer Landsleute ein Räthſel geblieben! Aber dieſes Streben nach Unabhängigkeit, welches ſich leider oft genug auch in Bezug auf den allernächſten (deutſchen) Nachbar kund gegeben, hat doch bisher keine Macht der Erde überwältigen können, und bedarf nur eines wichtigen Anlaſſes um ſich auch nach Außen Geltung zu verſchaffen. — Ganz von ſelbſt kam **Napoleon** dann auf Blücher und das ſchleſiſche Heer zu ſprechen. „Ich habe — ſagte er — den alten Huſarengeneral vorher immer nur für einen bon sabreur gehalten, der mir nicht ſehr gefährlich werden könne, und meinen Irrthum viel zu ſpät erkannt. Er allein iſt an meinem Unglücke ſchuld, ſowohl in Deutſchland als in Frankreich, denn mit den Anderen wäre ich bald fertig geworden." — „Auch mit Wellington?" erlaubte ich mir zu fragen. — „Auch mit dieſem", gab Napoleon zur Antwort. „Wellington iſt nur gefährlich in der Schlacht, durch die entſetzliche Kaltblütigkeit womit er ſeine Truppen hinſchlachten läßt wenn er

irgend eine Stellung behaupten will. Im Operiren iſt er zu langſam.“

Gneiſenau. „Der Herzog Wellington geht langſam aber deſto ſicherer ſeinem Ziele entgegen, das hat er in Spanien bewieſen, wo ihm die eigenen Verbündeten tauſend Schwierigkeiten in den Weg legten, die er aber mit vieler Geſchicklichkeit zu beſeitigen verſtand.“

Napoleon. „Ich halte ihn gleichwohl für einen minder großen Feldherrn als Blücher, denn hätte er in Spanien gegen mich operirt, ſo würde er nicht weit gekommen ſeyn. Es gebricht ihm die raſtloſe Thätigkeit, die den viel älteren Blücher ſo gefährlich machte, indem er Alles mit ſich fort zu reißen wußte. Das iſt eine ſehr wichtige Feldherrn-Eigenſchaft.“

Ich. „Ein großer Theil des Ruhmes, Sire, den Fürſt Blücher errungen hat, gebührt dem Feldmarſchall Gneiſenau als Chef ſeines Generalſtabes.“

Napoleon. „Ich weiß das, und eben deshalb habe ich mir deſſen Gegenwart erbeten, um einige Aufſchlüſſe über Verhältniſſe zu erlangen die mir zur Zeit noch dunkel geblieben ſind. Zunächſt, Graf Gneiſenau, entwerfen Sie mir eine kurze Schilderung von Ihrem ehemaligen Feldherrn, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich noch zu machen habe.“

Gneiſenau. „Blücher gehörte einer Zeit an, wo die dem Mittelalter und dem Ritterthume eigenthümliche Friſche des Muthes und der Anſchauung noch nicht der überwiegenden und zerſetzenden Reflexion gewichen war. Eine ſiebzehnjährige Zurückgezogenheit vom Dienſte auf ſeinem Gute in Hinterpommern, in der langen Friedensperiode nach dem ſiebenjährigen Kriege, hatte ihn vor der erſchlaffenden Wirkung des Schlendrians glücklich bewahrt, ſo daß, als er 1792 mit ſeinen Huſaren gegen

Frankreich marſchirte, ſein zuverſichtliches und keckes Auftreten allgemeines Aufſehn erregte. Als kühner und gewandter Vorpoſtencommandeur oder Führer der Avantgarde, fand Blücher bald Gelegenheit ſich Ruhm und Ehre zu erwerben. An den durch die Politik und gelehrte Pedanterie gelähmten größeren Operationen nahm er ſonach nur indirekten Antheil, weshalb das Gefühl der Ueberlegenheit der unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen über die Neufranken nicht geſchmälert wurde. Durch den unglücklichen Feldzug 1806 war Blüchers Muth nicht gebeugt worden, hatte er doch den Kampf bis Lübeck fortgeſetzt, wo er nur der großen Uebermacht erlegen war. Aber niemals iſt ſein Groll erloſchen gegen Diejenigen, welche ihm in jener Unglücksperiode zu beweiſen ſuchten daß jeder fernere Widerſtand nutzlos ſey.

„So fand das Jahr 1813 den bereits 71jährigen aber noch kräftigen Greis vorurtheilsfrei, kühn und noch eben ſo unternehmend, liſtig und verſchlagen wie in den früheren Jahren am Rheine; ein Beweis, daß die echten Soldatennaturen in keinem Verhältniſſe des Lebens ihren urſprünglichen Charakter verlieren, daß keine Unterbrechung ihrer militäriſchen Laufbahn ihre Brauchbarkeit vermindert. Mit großartigem Inſtinkte das Ganze überſchauend und die entſcheidenden Momente ſcharf und richtig erkennend, blieb er jedoch den militäriſchen Combinationen und Diſpoſitionen ziemlich fremd, würdigte die Karten vom Kriegsſchauplatze nur ſelten eines Blicks, und überließ die ſpezielle Leitung der Operationen mit dem ſorgloſeſten Vertrauen ſeiner nächſten Umgebung, woraus jedoch kein Nachtheil entſprang. Der damalige General von Blücher war bei aller Unbefangenheit mit einem ſcharfen Blicke für Menſchen und Verhältniſſe begabt, beſonders für kriegeriſche Charakter-Eigenſchaften; er ſprach ſich über das was er in dieſer Hinſicht bemerkt hatte ſo unumwunden aus, daß in ſeiner Nähe Jeder ſich gedrungen

fühlte die guten Eigenſchaften wo möglich noch glänzender hervortreten zu laſſen, und die etwaigen Mängel zu verbergen. Für ſeine Perſon war Blücher unbekümmert um jede Art von Verantwortlichkeit, die ſchon ſo manchen guten Feldherrn zaghaſt gemacht hat, und ſeine Unterbefehlshaber bekamen dadurch ein größeres Vertrauen, weil ſie wußten daß er ſie auch entſchuldigen und vertreten würde wenn ſie aus zu großer Kühnheit gefehlt haben ſollten. — Nicht frei von der Gewohnheit und Luſt an dem wüſten Treiben der Feldlager früherer Zeiten, hatte er doch große Selbſtbeherrſchung, verſäumte deshalb nie eine Pflicht, gab ſelbſt nicht einmal Anſtoß. Er erkannte jeden geleiſteten Dienſt mit Dank, war freundlich und wohlwollend, ohne Neid und Mißgunſt. Blüchers hohe kriegeriſche Geſtalt, ſeine kräftigen Geſichtszüge, ſein ſilberweißes Haar, ſeine großartige Vertraulichkeit womit er den Höchſten wie den Niedrigſten behandelte, und ſeine ſeltene Gabe der Rede die unvorbereitet ſich am ſchönſten zeigte, erwarben ihm die Liebe und Achtung der Soldaten in einem hohen Grade, ſein Ruf: Vorwärts! ließ Erſchöpfung und Wunden vergeſſen, er riß Alles mit ſich fort."

Napoleon. „Ihre Begeiſterung für den alten Feldherrn, Herr Feldmarſchall, gereicht Ihnen in meinen Augen zu beſonderer Ehre, da Sie zur Führung der Armee unſtreitig geiſtig mehr befähigt waren als Blücher, und der Oberbefehl Ihnen früher ſelbſt angeboten worden ſeyn ſoll. Es giebt wenig Generale die in ähnlichem Falle Beweiſe von ſo großer Selbſtverläugnung gegeben haben würden. Hätten doch meine Marſchälle etwas von dieſer Tugend beſeſſen; aber da wollte keiner dem anderen gehorchen, nur Gouvion-Saint-Cyr machte eine rühmliche Ausnahme. Doch ſagen Sie mir, ging Blüchers Ernennung zum Oberbefehlshaber des ſchleſiſchen Heeres ganz allein von Ihrem Könige aus?"

Gneiſenau. „Nicht ſo ganz, Sire. Es gab mancherlei Bedenken, erzeugt durch ſein Alter und ſeine in gewiſſer Beziehung mangelhafte Kenntniß der Heerführung. Aber die thatkräftigſten, einſichtsvollſten und ausgezeichnetſten Generale ſtimmten für Blücher, weil er alle große Charakter-Eigenſchaften eines Feldherrn beſaß und das, was ihm an untergeordneten Eigenſchaften abging, leicht durch Perſonen ſeiner Umgebung ergänzt werden konnte. Einer kann nicht Alles ſeyn."

Napoleon. „Wie konnte man aber dem General Blücher den Oberbefehl über eine Armee übertragen, die eine ſo paſſive Rolle zu ſpielen beſtimmt war als die ſchleſiſche nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes?"

Gneiſenau. „Dieſe Wahl konnte gleichwohl keine glücklichere ſeyn, denn ein Anderer als Blücher würde vermuthlich den Theil ſeiner Inſtruction im Auge behalten haben, welcher das Vermeiden jeder Schlacht gegen überlegene Macht vorſchrieb. Dann würde aber auch das Beunruhigen des Gegners nicht ſehr erfolgreich geweſen ſeyn, und am Ende hätte man uns wohl gar ohne unſer Wiſſen mit einem ſchwächeren Corps an der Katzbach oder ſonſt wo beſchäftigt. Unſere Offenſivbewegungen würden jedenfalls um mehrere Tage zu ſpät begonnen haben, was entſcheidend werden konnte. Dabei darf ich Ew. Majeſtät jedoch nicht verſchweigen daß Blücher den Oberbefehl nur unter der Bedingung annahm: den Feind angreifen zu dürfen wann und wo er es für nothwendig halte. Dieſe abweichende aber geheim gehaltene Beſtimmung hat indeß auch zu manchen Reibungen geführt, indem die ruſſiſchen Corpsbefehlshaber zuweilen Schwierigkeiten machten, wenn ihnen ein offenſiveres Verfahren vorgeſchrieben wurde. General Langeron weigerte ſich anfangs geradezu Blüchers Befehlen in dieſem Sinne Folge zu leiſten. General Sacken, ohnehin durch ſeine Inſub-

ordination im ruſſiſchen Heere bekannt, machte es nicht beſſer; und General York war und blieb zu allen Zeiten ein höchſt ſchwieriger Untergebener. Es bedurfte der imponirenden Perſönlichkeit des Oberbefehlshabers ſich das erforderliche Anſehn zu verſchaffen, was nach dem Siege an der Katzbach allerdings viel leichter wurde."

Napoleon. „Macdonalds Unfall an der Katzbach (den 26. Auguſt) iſt mir ſehr verderblich geworden, und hat auch den Unfall Vandamme's bei Kulm herbei geführt, weil ich dieſem mit der Hauptmacht nicht nachfolgen konnte. Aber geſtehen Sie ſelbſt, meine Herren, daß Blücher jenen Sieg einer Unredlichkeit verdankt, indem er vor Ablauf der feſtgeſetzten Friſt mit ganzer Macht das neutrale Gebiet betrat."

Gneiſenau. „In dieſem Punkte, Sire, ſind Ihre Generale niemals ſehr gewiſſenhaft geweſen, die Geſchichte weiß davon zu erzählen. Auch damals ſind uns die Franzoſen mit gutem Beiſpiel vorangegangen, und wir haben die Sache nur etwas großartiger betrieben."

Napoleon. „Ich hatte das Betreten des neutralen Gebietes ſtreng unterſagt; wer ſollte meinen Befehlen entgegen gehandelt haben? Es iſt mir davon nichts bekannt worden."

Gneiſenau. „Der Marſchall Macdonald ſendete ſchon einige Tage zuvor Recognoſcirungs- und Requiſitions-Commando's in das neutrale Gebiet. Marſchall Ney weigerte ſich zwar Aehnliches zu thun, der Chef ſeines Generalſtabes (Jomini) ließ aber auf eigene Hand den General Beurmann mit ſeiner leichten Cavalerie-Brigade durch Liegnitz gehen und am rechten Ufer der Katzbach Stellung nehmen."

Napoleon. „Ah, le traitre! und gleich darauf iſt er auch ſeinem Kaiſer untreu geworden. Das war alſo der letzte Liebesdienſt!“

Ich. „Ew. Majeſtät legen wohl zu viel Werth auf jene Verletzung des neutralen Gebiets, die auf den Ausgang der zehn Tage ſpäter erfolgenden Schlacht, welcher noch verſchiedene Bewegungen von beiden Seiten vorangingen, keinen Einfluß gehabt haben kann.“

Napoleon. „Mehr als Sie glauben, General. Marſchall Ney wurde dadurch in ſeiner Stellung überraſcht, bevor er ſich konzentrirt hatte, und ging hinter den Bober (bei Löwenberg und Bunzlau) zurück. Das veranlaßte mich die Offenſive gegen Blücher zu ergreifen und ihn hinter die Katzbach zurück zu werfen, was zwar ohne Schwierigkeit geſchah, meinen Garden und Reſerven aber mehrere Eilmärſche von Dresden nach Löwenberg und wieder zurück abnöthigte, wodurch ihre Kräfte vor dem entſcheidenden Schlage bei Dresden faſt erſchöpft wurden. Jene mir verderblichen Hin- und Hermärſche wären unterblieben wenn Ney, dem ich den Oberbefehl über die in Schleſien ſtehenden Truppen übertragen hatte, in ſeiner Stellung hinter der Katzbach nicht gleichſam überfallen worden wäre, was nur durch die Verletzung des neutralen Gebiets möglich wurde.“

Gneiſenau. „Mit Ew. Majeſtät Erlaubniß, ich kann dieſer Behauptung nicht beipflichten. Es iſt wahr daß es uns durch jene Eigenmächtigkeit leicht wurde, die franzöſiſche Armee bis Löwenberg und Bunzlau zurück zu drängen. Wir konnten uns aber doch nicht am Bober behaupten und mußten wieder hinter die Katzbach zurück, ſelbſt Goldberg und Liegnitz konnten

nicht von unſeren Truppen behauptet werden. Zu einem Siege gab es für uns wenig Ausſicht, denn die übereilten Bewegungen vor- und rückwärts mit ganzer Macht wirkten zerſtörend auf die Truppen, brachten unſeren Feldherrn bei den Corpsbefehlshabern in den Verdacht der Planloſigkeit, und untergruben die Subordination. Es iſt ſehr leicht geſagt: man ſolle immer dicht am Feinde bleiben, aber jedem allgemeinen Gefecht ausweichen wenn man nicht überwiegende Vortheile auf ſeiner Seite habe; das läßt ſich wohl mit einer Avantgarde, oder allenfalls mit einem Corps von 20,000 Mann ausführen, ohne gerade mit großen Nachtheilen verknüpft zu ſeyn. Soll aber eine Armee von 100,000 Mann ein ſolches Manöver durchführen, dann entſpringen daraus zahlloſe Mißverhältniſſe, beſonders in einer von allen Unterhalts- und Transportmitteln entblößten Gegend, und Angeſichts eines Feindes der begierig auf jede Blöße lauert. Blücher würde ſich zu dem verzweifelten Gegenangriffe an der wüthenden Neiße vielleicht nicht entſchloſſen haben, wäre nicht das Verhältniß zu ſeinen Unterfeldherren in der Zeit vom 20. bis 26. Auguſt mit jedem Tage mißlicher geworden, ſo daß er ſchlechterdings aus ſeiner bisherigen Rolle treten und einen entſcheidenden Schritt vorwärts thun mußte, der Vieles wieder gut gemacht hat."

Napoleon. „Zugegeben dies Alles, Feldmarſchall, ſo war ich doch immer genöthigt meine Truppen durch Hin- und Hermärſche zu ermüden, und konnte den Sieg bei Dresden deshalb nicht ſo benutzen wie ich wollte und ſollte."

Gneiſenau. „Vielleicht, Sire, war es gar nicht nothwendig ſo viel Truppen von der Elbe an den Bober zu führen, um uns zum Rückzuge zu nöthigen. Das 3te, 5te, 6te und 11te Corps, nebſt dem 2ten Cavaleriecorps, welche eine Macht

von 140,000 Mann mit 270 Geſchützen bildeten, waren ſtark genug uns zurückzuwerfen, ſobald Ew. Majeſtät die Leitung der Operationen in Perſon übernahmen. Wozu alſo noch die Garden (58,000 Mann) und das 1ſte Cavaleriecorps (8000 Mann) gegen uns führen? Das war viel Ehre für uns!"

Napoleon. „Ich wollte die ſchleſiſche Armee nicht blos zurückwerfen, ſondern vernichten und dann nach Umſtänden in Böhmen einfallen. Dazu bedurfte ich einer ſtarken Macht. Ihr hieltet aber nicht Stand und ich hatte nicht Luſt euch weiter nachzulaufen, während die große verbündete Armee auf dem linken Elbufer vordrang und Dresden bedrohte."

Gneiſenau. „In dieſem Falle, Sire, wäre es vielleicht rathſam geweſen gegen uns noch weniger Truppen zurückzulaſſen, um bei Dresden deſto nachdrücklicher verfahren zu können, denn dort mußte ja doch wohl der Hauptſchlag geſchehen. Hätte Marſchall Ney ſein Armeecorps mitnehmen dürfen (40,000 Mann mit 94 Geſchützen) wie es anfangs wohl auch beſtimmt war und von ihm verſtanden worden zu ſeyn ſcheint, ſo geſtalteten ſich Ew. Majeſtät Verhältniſſe an der Elbe ungleich günſtiger, und Vandamme wäre nicht das Opfer ſeiner Tollkühnheit geworden."

Napoleon. „Der Herr Feldmarſchall giebt mir da eine gute Lehre, ohne zu bedenken daß er dadurch der Thatkraft ſeines eigenen Feldherrn und der eigenen Truppen Eintrag thut. Wenn ich Macdonald auch noch des 3ten Armeecorps beraubte blieben ihm nur noch 70,000 Mann, darunter viele Rheinbundstruppen. Dieſe würde Blücher bald vor ſich her getrieben haben. Wollte ich aber gegen die verbündete Hauptarmee möglichſt ſicher gehen, ſo mußte ich die ſchleſiſche und Nordarmee ſo weit von der Elbe entfernt halten, daß ſie in keinerlei Weiſe auf meine

eigenen Operationen ſtörend einwirken konnten. In den höchſten Regionen der Strategie geſtaltet ſich die Anwendung der allgemeinen Grundſätze ſehr verſchieden, und was in dem einen Verhältniſſe Vortheile bringt, kann in einem andern nachtheilig werden."

Gneiſenau. „Die Gegenwart des 3ten Armeecorps, unter einem zwar guten aber doch nur interimiſtiſchen Befehlshaber (Souhham) hat den Marſchall Macdonald gleichwohl nicht gegen die Niederlage geſchützt. Dieſes Corps kam zu ſpät auf den Platz und iſt von uns gar nicht beachtet worden, nur ein Theil davon hat am Schlachttage gegen uns gefochten."

Napoleon. „Das war freilich nicht vorherzuſehen, und dergleichen Fehler ſind auch auf Ihrer Seite begangen worden. Aber ich will zugeben, mein Lieber, daß es vielleicht beſſer geweſen wäre, wenn ich Ney's Armeecorps mitgenommen und dafür Marmonts Corps (27,000 Mann und 60 Geſchütze) zurückgelaſſen hätte, was mir bei Dresden immer noch einen Zuwachs von 12,000 Mann verſchafft haben würde. Vielleicht wäre es noch beſſer geweſen, nur das 5te und 6te Corps, nebſt dem 2ten Cavaleriecorps (zuſammen 80,000 Mann mit 170 Geſchützen) aber unter Ney's Oberbefehl in Schleſien zu laſſen. Ney war ein paſſenderer Gegner für Blücher als Macdonald. Doch man kann unmöglich Alles vorherſehen. Sagen Sie mir aber, Gneiſenau, wie es eigentlich zugegangen iſt daß meine Truppen dort eine ſolche Niederlage erlitten haben, denn die Berichte des Marſchalls laſſen Vieles unaufgeklärt."

Gneiſenau. „Nachdem Ew. Majeſtät von Löwenberg nach Görlitz zurückgekehrt waren (den 23. Auguſt), was wir aber erſt zwei Tage ſpäter erfuhren, ſetzte Marſchall Macdonald die Of-

fenſivbewegung gegen uns mit allem Nachdruck fort, den ein numeriſches Uebergewicht zu geben pflegt, welches er effektiv jedoch nicht mehr hatte. Die ſeltne Geſchicklichkeit, mit welcher die Diviſion Maiſon am 21ſten den Bober bei Löwenberg unter unſerem Feuer überſchritten hatte, war noch im friſchen Andenken und ſchwächte ein wenig das Vertrauen unſerer Truppen auf die Stärke der Lokalvertheidigung*). Wir hofften zwar in und hinter Goldberg uns behaupten zu können, ein Mißverſtändniß oder vielmehr eine Eigenmächtigkeit des Generals Langeron, der mit ſeinem Corps (30,000 Mann 150 Geſchütze, ohne des Seitencorps des Generals Pahlen) bis Seichau zurückgegangen war, nöthigte uns aber nach einem ſehr blutigen Gefechte links und rechts von Goldberg (am 23ſten) dieſe Stellung zu verlaſſen und den Rückzug hinter die wüthende Neiße anzutreten. — Die bisherigen kurzen ſtoßweiſen Bewegungen vor- und rückwärts mit ganzer Macht, welcher das Gepäck und die Parks auf dem Fuße folgten, erzeugte bei dieſem Rückmarſche ein wiederholtes Kreuzen der Wagen- Geſchütz- und Truppencolonnen, brachte Menſchen und Pferde noch mehr herunter, weshalb wir den Rückzug über Jauer bis Schweidnitz fortzuſetzen gedachten, wohin Langeron ſeinen Reſervepark bereits ohne Anfrage vorausgeſchickt hatte, mit dem Corps aber vorwärts Jauer (bei Hennersdorf) ſtehen geblieben war. Die Corps der Generale York und Sacken (noch 50,000 Mann mit 160 Geſchützen) ſtanden auf dem rechten Ufer der wüthenden Neiße in ziemlich gleicher Höhe mit Langeron.

---

*) Die franzöſiſchen Bataillone mußten den Bober in ganz aufgelöſter Ordnung durchwaten, formirten ſich aber unter dem Schutze des jenſeitigen erhöhten Ufers unglaublich ſchnell in Colonnen, worauf die Diviſionen ohne Säumen in geſchloſſenen Bataillonsmaſſen zum Angriffe vorrückten, der durch dichte Blänkerſchwärme eingeleitet wurde. Die vereinzelten Anſtrengungen preußiſcher Abtheilungen vermochten nichts dagegen. (Der Verfaſſer.)

„Die im Laufe des Nachmittags vom 24. Auguſt eingehenden Meldungen widerſprachen ſich in den wichtigſten Punkten, ſo daß General Blücher in Zweifel blieb ob Ew. Majeſtät noch anweſend wären oder nicht. Eingebrachte Gefangene wollten Sie Tags zuvor an der Spitze Ihrer Garde-Cavalerie hinter Goldberg geſehen haben. Kundſchafter behaupteten hingegen, daß die Garden im Rückmarſche auf Lauban geſehen worden wären. Indeß hatten die ſtürmiſchen Angriffe Ihrer Truppen am 24ſten nachgelaſſen, und die Meldung von einer rückgängigen Bewegung des 3ten Corps (Ney) auf Haynau, deſſen Vortruppen bereits Liegnitz beſetzt hatten, nährte den Gedanken daß Ew. Majeſtät von uns abzulaſſen geſonnen wären. Blücher beſchloß deßhalb am 25ſten wieder vorzugehen und hatte bereits die nöthigen Dispoſitionen ausfertigen laſſen, als von mehreren Seiten der Vormarſch der franzöſiſchen Armee gegen Goldberg, Kroitſch und Liegnitz gemeldet wurde. Das veranlaßte neue Befehle, wodurch namentlich General York, der darin nur Unſchlüſſigkeit und Wankelmuth erblicken mochte, ſo erbittert wurde daß es zwiſchen ihm und Blücher zu einem ſehr heftigen Auftritte kam, wovon leider auch mehrere ruſſiſche Generale Zeuge waren. Unſer alter Feldherr war indeß nicht der Mann, der ſich durch Vorſtellungen oder Vorwürfe von einem Entſchluſſe abbringen ließ, deſſen Nothwendigkeit ihm deutlich vor der Seele ſtand. Er konnte ſich zwar nicht verhehlen, daß eine zu genaue Befolgung der erhaltenen Inſtructionen ſeine Armee in wenig Tagen zu Grunde richten müſſe, daß die Bande des Gehorſams theils ſehr nachgelaſſen hatten theils wirklich geriſſen waren, indem die Corpsbefehlshaber mehr als einmal zu thun unterließen was ihnen geboten worden war; aber das brachte den Entſchluß: den Gegner auf jeden Fall zur Schlacht zu zwingen, nur zu ſchnellerer Reife und dieſer Entſchluß, Sire, iſt unſtreitig eine Haupturſache der Niederlage Ihres Marſchalls geweſen.“

Napoleon. „Der Entſchluß ſagen Sie? das iſt mir doch zu ſtark! Auch Macdonald war zum Angriffe entſchloſſen, und das 5. und 11. Corps haben, wie mich dünkt, gezeigt daß ſie auch ohne mich zu ſiegen verſtehen. Konnte doch Langeron ſeine ſehr ſtarke Stellung bei Hennersdorf nicht einmal gegen Lauriſton behaupten! Der Entſchluß iſt viel, die Ausführung aber noch mehr werth. Wiſſen Sie mir nichts Beſſeres zu ſagen, Gneiſenau, ſo erfahre ich durch Sie nichts Neues."

Gneiſenau lächelte hierzu etwas ironiſch und erwiederte: „Ew. Majeſtät wollen gnädigſt erwägen, daß bei dem General Blücher ein ſolcher Entſchluß ſchon die erſte Hälfte der Ausführung in ſich ſchließt, d. h. daß er in einem ſo ernſten Falle wie der ſeinige des Erfolgs faſt gewiß war. Sie hätten ihn nur York gegenüber ſehen ſollen. Anfangs machten die Vorwürfe ſeines Unterfeldherrn, über die rückſichts- und ſcheinbar auch zweckloſe Hinopferung der Infanterie durch Gewaltmärſche und tägliche Gefechte, den alten Herrn etwas nachdenklich, er biß ſich in die Lippen und drehte heftig am Schnurbarte herum ohne ein Wort zu erwiedern. Wir alle waren auf den Erfolg höchlichſt geſpannt. Bald aber wurde Blüchers Stirn höher und freier, die tiefen Runzeln glätteten ſich, ſein Auge leuchtete wie der Morgenſtern; die etwas gebückte Geſtalt richtete ſich immer höher auf, ihre Haltung wurde ſtolzer; funkelnde Blicke ſchoſſen wie vernichtende Blitze aus den buſchigen Augenbraunen hervor; mit Heftigkeit ſtieß er den treuen Huſarenſäbel gegen den Boden, und das inhaltſchwere Wort „Vorwärts!" brauſte über die Lippen. Der Feldherr wußte welche ungeheuere Verantwortlichkeit mit dem Entſchluſſe zum Angriffe er übernahm, aber er faßte dieſen Entſchluß mit klarem Ueberblick; er ſah deutlich ein daß es nicht mehr ſo fortgehen könne, daß es fortan für ihn kein So oder So, ſondern nur noch ein Entweder —

Oder gebe. Das hat ihm Niemand eingeflüſtert, das war ſein freier Entſchluß, ein Entſchluß den Keiner von uns gewagt hätte, der uns mit einem geheimen Schauder erfüllte, den wir ſogar zu bekämpfen ſuchten, der aber unerſchütterlich feſt ſtand."

Napoleon war bei dieſer Schilderung etwas nachdenkend geworden, es mochten ſich ähnliche kritiſche Momente ſeiner Erinnerung aufdrängen, und in einem vom vorigen ſehr abweichenden Tone ſagte er: „Es giebt Verhältniſſe, in welchen der Entſchluß allein ſchon der That gleich kommt. Doch möchte ich lieber den Hergang der Sache vernehmen. Ich hatte Macdonald gegen 100,000 Mann zurückgelaſſen, ſo ſtark kann Blüchers Heer nicht geweſen ſeyn, wie war es möglich ſo geſchlagen zu werden? Macdonald beſchwert ſich zwar ſehr über die Lauheit ſeiner Unterbefehlshaber, bei Ihnen ſcheinen dieſe Herren aber auch nicht ſehr willfährig geweſen zu ſeyn. Hier bleibt mir alſo vieles dunkel."

Gneiſenau. „Der mehrtägige Regen, Sire, hatte ein ſtarkes Anſchwellen aller Gewäſſer verurſacht und die Mehrzahl der Infanteriegewehre unbrauchbar gemacht. Wir ſtanden unterhalb Jauer à cheval der wüthenden Neiße konzentrirt, unſere Verbindung war durch mehrere ſteinerne und feſte Brücken geſichert. Das 5. Corps (Lauriſton) hatte ſich etwas zu weit rechts im Walde ausgedehnt und dadurch ſeine Kräfte zerſplittert *). Das 11. Corps (Macdonald) und 2. Cavaleriecorps (Sebaſtiani) mußten erſt die Katzbach (bei Kroitſch) dann die

*) Die dazu gehörige Diviſion Puthod wurde am Schlachttage (26ſten) auf Schönau dirigirt, wo ſie erſt Abends 7 Uhr ankam ohne hier die Katzbach überſchreiten zu können; ſie fand nur ſchwache Abtheilungen vor ſich. Der Herausgeber.

Neiße (bei Nieder-Crayn) überſchreiten, bevor ſie die Hochebene am rechten Ufer erſteigen konnten, wo das 3. Corps (unter Souhham) ſich mit ihnen vereinigen ſollte. Letzteres bewirkte aber ſeinen Uebergang über die Katzbach (bei Schmogwitz) ſehr ſpät durch eine Fuhrt, weil die Brücken und Defiléen bereits vollgeſtopft waren, und hat im Grunde gar nicht gefochten, denn zwei Diviſionen und die Cavalerie gingen erſt mit einbrechender Dämmerung über, und eine dritte die über Kroitſch dirigirt worden war kam nur um bei Crayn Zeuge der Verwirrung zu ſeyn, in welcher ſich bereits die zurückgeworfenen Diviſionen des 11. Corps befanden. Wir waren alſo auf dem entſcheidenden Punkte — zwiſchen Bellwitzhof und Eichholz — faſt immer die ſtärkeren. Hierzu kam noch daß die Infanterie nur ein ſehr ſpärliches Feuer unterhalten konnte, was die unſerige bewog mit Bajonet und Kolben der franzöſiſchen zu Leibe zu gehen. Der entſchloſſene Wille zu ſiegen und die phyſiſche Ueberlegenheit mußte unter ſolchen Umſtänden den Ausſchlag geben. — Ein ſehr glücklicher Umſtand für uns war es noch daß die Schlacht erſt Mittag 2 Uhr begann, denn Langeron ging an dieſem Tage ſo vorſichtig zu Werke, daß Lauriſton anfangs mit leichter Mühe wichtige Vortheile über ihn errang, und ihn vielleicht von uns abgedrängt haben würde, hätten nicht wir Preußen in Verein mit dem Sacken'ſchen Corps auf der Hochebene ſo wacker drein geſchlagen, und Lauriſton für ſeine eigene linke Flanke beſorgt gemacht. Der ſpäte Anfang der Schlacht verkürzte auch die körperliche Anſtrengung unſerer Truppen, wodurch es möglich wurde am andern Morgen die Verfolgung mit Nachdruck fortzuſetzen, und dieſe Verfolgung iſt es welche der Schlacht erſt ihren hohen Werth verliehen hat. Die Verwirrung und Beſtürzung in den Reihen der Franzoſen war ſo groß, daß wir ihnen auf dem Schlachtfelde und auf dem Rückzuge bis an den Bober nicht weniger als 103

Geſchütze, 250 Munitionswagen, alle Lazarethanſtalten, Mehlwagen und über 18,000 Gefangene abgenommen haben. Soll ich mir über den Marſchall Macdonald ein Urtheil erlauben, Sire, ſo bin ich der Anſicht daß es von ihm ein unverzeihlicher Fehler war, das ſchwache 11. Corps und Sebaſtiani's Reiter (etwa 25,000 Mann mit 60 Geſchützen) über die ſtark angeſchwollene wüthende Neiße und auf die jenſeitige Hochebene gehen zu laſſen, ohne der Mitwirkung des ſtärkeren 3. Corps daſelbſt verſichert zu ſeyn. Dieſe Mitwirkung war aber höchſt problematiſch, nicht nur wegen der noch mehr angeſchwollenen Katzbach, ſondern auch weil das 3. Corps, in Folge der früher ſtatt gehabten rückgängigen Bewegung, nicht nahe genug ſtand um rechtzeitig eingreifen zu können, auch wenn das Ueberſchreiten der Katzbach bei Schmogwitz weniger Schwierigkeiten gehabt hätte. Es gab ſonach überall nur vereinzelte Anſtrengungen, welche unſeren vereinten Angriffen — ich ſpreche hier nur von Yorks und Sacken's Truppen — unterliegen mußten. Man vermißte an dieſem Tage in der franzöſiſchen Armee jenes präziſe Ineinandergreifen aller Handlungen, welches ſo oft unſere Bewunderung und unſeren Neid erregt hatte."

Dieſe ſchmeichelhafte Bemerkung ſchien den unangenehmen Eindruck zu verwiſchen, welchen Gneiſenau's etwas herbe Sprachweiſe unverkennbar auf den Kaiſer gemacht hatte. Er wiederholte mit einer gewiſſen innern Befriedigung, daß ſeine Marſchälle ausgezeichnet befähigte Corpsbefehlshaber geweſen wären, wenn es blos darauf angekommen wäre ſeine mündlichen Befehle zu vollziehen; daß ſie aber in ſeiner Abweſenheit nur zu oft Unentſchloſſenheit an den Tag gelegt und das Spiel dadurch verdorben hätten. „Da das ſtarke Anſchwellen der Gebirgswäſſer — ſetzte **Napoleon** hinzu — die Verhältniſſe weſentlich änderte,

brauchte Macdonald meinen Befehl den Feind zurückzuwerfen nicht buchſtäblich zu nehmen, es würde hingereicht haben eine Stellung zwiſchen Liegnitz und Goldberg zu nehmen, Schönau beſetzt zu halten und von da gegen Hirſchberg und Jauer ſtreifen zu laſſen. In dieſer Verfaſſung konnte man den Fall der Gewäſſer abwarten und inzwiſchen die weiteren Schritte in Erwägung ziehen. Der Eifer hat den guten Macdonald zu einer Unbeſonnenheit verleitet, welche mich um alle Früchte des glänzenden Siegs bei Dresden gebracht hat."

Der Kaiſer ſchien in der beſten Laune zu ſeyn, uns über ſeinen letzten Sieg in Deutſchland einige Aufſchlüſſe zu geben. Solche Momente muß man benutzen, denn ſie ſind ſelten. Ich gab deshalb Gneiſenau einen Wink, den dieſer auch verſtand und die Bitte ausſprach, es möge Sr. Majeſtät gefallen uns nun auch etwas von jener glänzenden Waffenthat zu erzählen. Napoleon war nicht abgeneigt unſerem Wunſche zu willfahren, meinte aber es ſey heute ſchon ſpät, auch würde er es gern ſehen wenn Fürſt Schwarzenberg dabei zugegen ſeyn könne, was uns Beiden natürlich um ſo willkommner war. Wir wurden alſo für heute in Gnaden entlaſſen.

Sieben und sechzigster Brief.

Olymp, den 20. März 1844.

Napoleon über den Adel. Charakteriſtiſche Bemerkungen über Gneiſenau und Grolmann. Die Trias im Blücher'ſchen Heere. Geſpräch zwiſchen Napoleon, Schwarzenberg, Blücher und Anderen über den Angriff der Verbündeten auf Dresden am 26., über Napoleon's Gegenangriff und Schlacht am 27. Auguſt. Urſachen der geringen Benutzung des Siegs. Zuſammenhang zwiſchen Macdonalds und Vandamme's Unfall.

Napoleon hatte ſich heute als dem Jahrestage der Geburt des Königs von Rom alle Glückwünſche verbeten, uns aber zu der erwünſchten Mittheilung über die Schlacht bei Dresden zu ſich beſchieden. Gneiſenau und ich ſtellten uns ſo zeitig wie möglich ein. Wir fanden den Kaiſer mit ſeinem Sohne promenirend in dem Mittelgange des Wintergartens, welcher heute noch manche botaniſche Ausſchmückung erhalten hatte. Er ſtellte uns dem Herzoge von Reichſtädt vor und ſagte lächelnd: „Würden Sie wohl den jungen Menſchen da für meinen Sohn erkennen, wenn nicht der obere Theil ſeines Kopfes dem meinigen ſo auffallend ähnlich wäre? Der untere Theil iſt ganz öſtreichiſch. Aber die ganze Geſtalt iſt weder franzöſiſch noch deutſch, und doch auch nicht italieniſch, wenigſtens nicht römiſch. Mein Schwiegervater hat den Jungen in ein Wiener Kloſter ſtecken laſſen, wo er wie Spargel in die Höhe geſchoſſen iſt, ohne Saft und Kraft. Solche Gewächshauspflanzen verkümmern ſobald ſie an die Luft kommen. Jetzt wäre der junge Menſch 33 Jahre alt, ein hübſches Alter für einen König von Rom, welchen er nun in der That vorſtellen würde, wenn nicht die

Parzen ihm den Lebensfaden abgeſchnitten hätten. Zwiſchen dem kaiſerlichen Vater und Großvater ſtehend, würde das neue Königreich unter allen Umſtänden eine feſte Stütze gehabt haben. Das Schickſal hat es anders gewollt, ſprechen wir nicht mehr davon."

Der Sohn empfahl ſich uns ſehr freundlich nachdem ihn der Vater auf die Stirn geküßt hatte, und ſchlenderte gemüthlich ſeiner Klauſe zu, wo er den größten Theil des Tags arbeitend zubringt, und nur in den Morgen- und Abendſtunden Ausflüge in die olympiſchen Prairien macht. Napoleon ſahe ihm liebevoll nach und ſchien einige Minuten in Träumereien verſunken. Bald aber wendete er ſich wieder zu uns und ſprach ſich über die Nothwendigkeit aus, junge Prinzen ſehr zeitig an körperliche und geiſtige Thätigkeit zu gewöhnen. „Das Schlaraffenleben der Höfe des vorigen Jahrhunderts — ſagte **Napoleon** — hat unberechbaren Schaden gebracht. Alles war nur auf Glanz und Schimmer bedacht, das Aeußere machte den Menſchen, das Innere wurde gröblichſt vernachläßigt. Wie die Höfe ſo der Adel, der aber damals zum Glück nicht demoraliſirend auf die anderen Volksklaſſen wirken konnte, ſondern ſich durch ſein Gebahren nur lächerlich oder verhaßt machte. Wie es bei euch in Deutſchland geweſen ſeyn mag weiß ich nicht, in Frankreich aber hat der Adel durch ſeine abſolute Nullität und reſp. Schlechtigkeit die Revolution herbei geführt. Doch gab es unter dem Adel auch manchen Edlen, nur in ſo großer Minderzahl daß ſie ihre Anſichten nicht geltend machen konnten.

„Man hat mich in Frankreich vielfach getadelt, daß ich die Demokratie in Vergeſſenheit und die Ariſtokratie wieder zu Anſehn brachte, aber ſehr mit Unrecht. Die Demokratie iſt die Aufhebung der Freiheit im Namen der Gleichheit.

Sollte der Communismus in Frankreich Wurzel faſſen, ſo würde das nur eine Demokratie unter anderem Namen ſeyn, d. h. eine bureaukratiſche Deſpotie. Das Schlimmſte bei ſolchen Erſcheinungen iſt, daß die Idee von ſehr edlen Menſchen auszugehen pflegt und deshalb bei allen guten Menſchen leicht Anklang findet. Aber die ſchlechten Menſchen beuten die guten Ideen Anderer zu ihrem Vortheile aus, und was Segen bringen ſollte wird durch ſie zum Fluche. — Je größer eine Geſellſchaft iſt, deſto mehr bedarf ſie einer angemeſſenen Gliederung, wenn nicht Alles bei erſter Gelegenheit in Verwirrung kommen ſoll. In der Republik San Marino bedarf man keines Adelsſtandes; auch manches kleine ganz für ſich beſtehende Volk kann deſſen entbehren. In größeren Staaten iſt die Ariſtokratie ein conſtitutirtes Element geworden, deſſen Nutzen jedoch durch den Grad der Freiſinnigkeit bedingt iſt, welcher in Worten und Thaten ſich ausſpricht. Die Ehrfurcht vor der Vergangenheit iſt ſchön, aber das Streben für die Zukunft iſt noch ſchöner. Strebte der Emporkömmling ehemals darnach geadelt zu werden, ſo muß der Adelige von nun an darnach ſtreben einen neuen Ruf zu begründen und gewiſſermaßen ſelbſt Emporkömmling zu werden. Ja er iſt gerade mehr als ein Anderer dazu verpflichtet; denn wenn es erhebend iſt mit Stolz und Liebe der Dienſte zu gedenken, welche edle Vorfahren ſo glücklich waren dem Gemeinwohle leiſten zu können, ſo ſpricht ſich derjenige ſelbſt ſein Urtheil der, mit leerem Namen und Titel prunkend, nicht durch eigene Verdienſte, durch eigene politiſche und ſoziale Thätigkeit dem ererbten Namen neuen Glanz verleiht, und ſeine Nachkommenſchaft wird das Recht haben ſchwere Rechenſchaft von ihm zu fordern. — In einem Zeitalter wie das meinige, wo ein mit Erbitterung geführter Prinzipienkrieg faſt alle Kräfte abſorbirte, konnte ich nur den Grund zu einem Militäradel legen, der damals in Frankreich am leichteſten Geltung erhielt. In ruhigeren

Zeiten wäre das anders geworden, und ich würde einen Adel gebildet haben, deſſen Verdienſt und Würdigkeit nicht blos durch die Scholle oder durch ein Stück Pergament zu erkennen geweſen wäre."

Der Kaiſer war eben im Begriff uns die Grundzüge ſeiner neuen Ariſtokratie zu entwickeln, als unſer wackerer Freund und Kampfgenoſſe Grolmann *) gemeldet wurde, welcher um die hohe Gnade bitten ließ, Sr. Majeſtät ſich vorſtellen zu dürfen. Napoleon empfing ihn ſehr huldreich und war ſichtbar überraſcht in Gneiſenau und Grolmann zwei kriegeriſche Geſtalten vor ſich zu ſehen, deren ſtattliche Hoheit mit den herrlichen löwenartigen Köpfen, mit dem eben ſo beweglichen als gebieteriſchen Mienenſpiel, kaum ihres Gleichen findet. Aber denke Dir auch mein Erſtaunen, als ich dieſe beiden Helden wie durch einen Zauberſchlag in dieſelben Männer verwandelt ſehe, wie ſie mir in den Jahren des Befreiungskrieges erſchienen ſind. Napoleon war mehrere Sekunden in ein ſtummes Staunen verſunken, denn als unſere beiden Freunde in würdevoller doch ehrerbietiger Haltung vor ihm ſtanden und ſeiner Anrede gewärtig waren, hatte Minerva Blüchers Geſtalt hervorgezaubert welche, zwiſchen Beiden etwas zurückſtehend, beide Hände vertraulich auf Gneiſenau's und Grolmann's Schultern legte und zu ſagen ſchien: „das waren die Hauptſtützen meiner Feldherrnſchaft, laßt ſie Eurer Huld empfohlen ſeyn." — Der Kaiſer machte eine Bewegung vorwärts als wolle er auf Blücher zugehen, aber die Luftgeſtalt verſchwand plötzlich, worauf er zu ſich ſelbſt kommend ſagte: „Ich habe drei Helden Deutſchlands geſehen die ich für meine

*) General von Grolmann ſtarb den 1. Juni 1843 als commandirender General des 5ten preußiſchen Armeecorps, und dürfte den Leſern ſchon durch ſeine geſchichtlichen Werke bekannt ſeyn.

Der Herausgeber.

Beſieger erkenne. Aber vor ſolchen Männern weichen zu müſſen iſt keine Schande.“

In der That, eine ſolche Trias dürfte auch eben ſo einzig in ihrer Art ſeyn, als es Friedrich und Napoleon geweſen ſind; daß aber dieſe Drei geworden was ſie geweſen, verdankt Preußen wohl hauptſächlich dem edlen Scharnhorſt, welcher dem Könige den Werth dieſer Männer offenbarte. Man muß ihnen ſehr nahe geſtanden haben um zu wiſſen, wie die Eigenſchaften Blüchers mit denen ſeiner beiden Gehilfen auf das Innigſte verſchmolzen waren, ſie ſchienen gleichſam für einander geſchaffen, und das iſt keine geringe Urſache ihrer kriegeriſchen Erfolge geweſen. Gneiſenau und Grolmann hatten wie Blücher ſtets nur den Hauptzweck im Auge. Aber während der Feldherr ſich nur mit der Hauptidee beſchäftigte, und die allgemeinen Grundſätze vorzeichnete nach denen gehandelt werden ſollte, ordnete Gneiſenau das großartige Detail der Heerführung, wobei er von Grolmanns unübertroffener Terrainkunde weſentlich unterſtützt wurde. Doch Du weißt ja, daß dieſes Talent bei Grolmann nicht das einzige war, wodurch er ſich ſo nützlich machte, es war nur das am ſtärkſten hervortretende, weil ſein Lokalgedächtniß wirklich an das Fabelhafte grenzte. Hätte er damals Gneiſenau's Erfahrung gehabt (der 20 Jahre älter war), ich glaube er müßte dieſen noch übertroffen haben. Die Beſcheidenheit Beider ſetzte ihren Verdienſten die Krone auf, und gern begnügten ſie ſich mit dem zweiten und dritten Range, wo ihnen unzweifelhaft der erſte gebührt hätte. Als Blücher bei Ligny mit dem Pferde geſtürzt war, von Vielen für verloren gehalten wurde, und man ſich wegen ſeines Nachfolgers im Oberbefehl bekümmert an Gneiſenau wendete, ſagte dieſer zum Oberſten von Hüſer: „Glauben Sie denn daß Einer von uns den Alten erſetzen könnte? Sein Vorwärts! iſt wie ein zündender Blitz

und in die Herzen unſerer Soldaten gegraben!“ — Doch ich vergeſſe daß ich Dir bekannte Dinge erzähle, und kehre in die Geſellſchaft zurück, die bald darauf durch die Ankunft des Fürſten Schwarzenberg und des Marſchalls Gouvion Saint=Cyr vermehrt wurde, worauf folgendes Geſpräch begann.

Napoleon (zu Schwarzenberg gewendet). „Der Feldmarſchall Gneiſenau hat mir kürzlich erzählt wie es zugegangen, daß mein armer Macdonald von gleich ſtarker Macht an der Katzbach geſchlagen worden iſt, und ich habe ihm dafür verſprochen zu erzählen auf welche Weiſe es mir gelungen, an der Elbe die doppelt ſtarke Macht meiner Gegner zu überwinden. Wollen Sie dabei mein Gedächtniß unterſtützen, Fürſt Schwarzenberg?“

Schwarzenberg. „Ew. Majeſtät kennen ja den Verlauf der Schlacht ſo gut wie ich, und wiſſen unſtreitig daß mein damaliges Feldherrnamt mehr Dornen als Roſen hatte. Doch bin ich bereit jede Frage zu beantworten die Ew. Majeſtät an mich zu richten geruhen werden.“

Napoleon. „Die Sprachweiſe im Olymp iſt nicht mehr die in den Tuillerien, mein alter Schwarzenberg; Sie fungiren nicht mehr als Geſandter an meinem Hofe; laſſen Sie uns alſo die Sprache der Soldaten reden und ohne Umſchweiſe auf die Sache eingehen.“

Während die Karten und Plane der Umgegend von Dresden zurecht gelegt wurden, meldete ein Page den Fürſten Blücher. Napoleon ſchien über deſſen Beſuch ſehr überraſcht, ging ihm aber bis an die Thür entgegen und empfing den Fürſten mit kräftigem Händedruck. „Ich habe vor wenig Minuten das

Vergnügen gehabt — ſagte Napoleon — Sie bereits als Luftgeſtalt bei mir zu ſehen, und freue mich über die nunmehrige Verkörperung. Wiſſen Sie auch, mein tapferer Fürſt, daß ich Sie heute ſelbſt beſuchen wollte?

Blücher. „Ich weiß das, Ew. Majeſtät, und komme Ihnen deshalb zuvor. Als Sie auf mein Luftbild zuſchritten, konnte ich daraus abnehmen daß ich nicht ganz unwillkommen ſeyn würde und machte mich deshalb ſogleich auf den Weg. Minerva hatte dieſe Luftpartie gefliſſentlich arrangirt, und meine beiden Augen ſind Zeugen des ſtummen Willkommens geweſen. Sie hegen alſo keinen Groll mehr, Sire, daß ich ſo viel Unheil über Sie gebracht habe?"

Napoleon. „Nicht im Geringſten, alter Kämpe, der blutige Waffentanz iſt ja längſt vorüber; jetzt wollen wir nur noch in der Erinnerung leben und jeden Groll verbannen. Ihr Freund Gneiſenau hat mir vor Kurzem viel über die Schlacht an der Katzbach erzählt, heute ſoll Dresden an die Reihe kommen. Sagen Sie uns einmal, Schwarzenberg, wer die halben Maßregeln vor Dresden zur Welt gebracht hat. Das war ja weder gehauen noch geſtochen."

Schwarzenberg. „Ich bitte Ew. Majeſtät die Fehler vor Dresden nicht mir zur Laſt zu legen. Das Ganze war nur ein Impromptu des Kaiſers Alexander, der aus Verdruß daß mir der Oberbefehl übertragen worden war, einen hohen Kriegsrath bildete, beſtehend aus ihm, dem Könige von Preußen, dem engliſchen und ſchwediſchen Geſandten, und einer großen Anzahl Generale, unter welchen ſich auch Moreau und Jomini befanden. Dadurch wurde der militäriſche Geſchäftsgang ſo verwickelt und ſchwerfällig, daß ich gleichſam nur der Expedient

der Beſchlüſſe dieſer Herren blieb, deren nationale und politiſche Eiferſucht ſich vielfach bemerklich machte.“

Napoleon. „Alſo der Eiferſucht verdanke ich dieſe Gelegenheit zum Siege? Ich hatte immer geglaubt mein Schwiegervater habe Ihnen geheime Inſtructionen gegeben, etwas glimpflich mit mir zu verfahren, iſt dem nicht ſo geweſen?“

Schwarzenberg. „Im Jahre 1814 bisweilen, Sire, aber 1813 war mein kaiſerlicher Herr ſehr ungnädig gegen den kaiſerlichen Schwiegerſohn geſinnt. Selbſt der erlauchte Enkelſohn fand nicht Gnade vor ſeinen Augen, und als einſt Jemand von uns auf das Schickſal des Königs von Rom Anſpielung machte, wenn Ew. Majeſtät überwunden und zur Abdankung gezwungen werden ſollten, gab mein gnädigſter Kaiſer ſehr entrüſtet zur Antwort: „Redt's mir nit alleweil von dem Kind, bei Mir „z'Haus hab I gar viel Kinder, an die I z'erſt denken muß.“

Napoleon. „Das hat der beau-père ſpäter gewiß auch bereut. Nun die Geſchichte vorbei iſt, kommt auf eine Phraſe mehr oder weniger auch nichts an. Laſſen wir den beau-père in Frieden. Aber was wollte Alexander mit dem Angriffe auf Dresden bezwecken, das war doch vom Hauſe aus nicht die Abſicht, ihr wolltet ja gegen Leipzig marſchiren.“

Schwarzenberg. „Allerdings, Sire, und deshalb hatten auch die dritte und vierte Colonne die Weiſung über Marienberg, Freiberg und Chemnitz zu gehen. Wir erfuhren aber unterwegs daß Dresden nur flüchtig befeſtigt und ſchwach beſetzt ſey, weshalb beſchloſſen wurde dieſen Platz zu nehmen. Gelang uns das, dann würden Ew. Majeſtät wohl etwas in Verlegenheit gekommen ſeyn.“

Napoleon. „Nicht ſo ſehr, mein Fürſt, ich wäre dann gegen Berlin marſchirt und hätte mich dort ſchadlos gehalten.“

Blücher. „Sie vergeſſen, Sire, daß ich dabei auch keinen müßigen Zuſchauer abgegeben haben würde, und auf den General Bülow konnte ich mich verlaſſen, der hätte mir gewiß die Hand geboten.“

Napoleon. „Dieſe Angelegenheit würde ich vor Ihrer Ankunft abgethan haben. Setzte die Hauptarmee ihren Marſch auf Leipzig fort, ſo war ich gegen ſie durch die Elbe gedeckt, wo ich die Feſtungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg hatte. Ich wette darauf daß ich früher in Berlin einzog, ehe Schwarzenberg über die Elbe gegangen war. Aber laſſen wir das jetzt auf ſich beruhen. Die Erhaltung Dresdens blieb für mich aus vielen Gründen ein Gegenſtand von hoher Wichtigkeit. Ich hatte gehofft daß dieſer Platz ſich acht Tage werde halten können. Saint-Cyr befehligte dort und bürgte mir für jeden Unfall.“

Saint-Cyr. „Solcher Uebermacht war ich mit meinem ſchwachen, meiſt aus jungen Conſcribirten beſtehenden Corps durchaus nicht gewachſen, auch hatte die proviſoriſche Befeſtigung Dresdens zu große Lücken, als daß wir uns hätten Hoffnung machen dürfen den Platz auch nur zwei Tage zu behaupten, wenn den Verbündeten ein ernſter Angriff beliebte.“

Schwarzenberg. „Sie müſſen aber doch geſtehen, Herr Marſchall, daß unſere Angriffe am 26. Auguſt mit großer Energie geführt worden ſind, die Zahl der Todten und Verwundeten legt davon ein rühmliches Zeugniß ab.“

Saint-Cyr. „Was das Verhalten der einzelnen Truppentheile betrifft, ſo mag ich dem nicht widerſprechen, aber im

Ganzen betrachtet wurde der Angriff doch ſehr matt, ich möchte ſagen mit halber Neigung geführt. Bedenken Sie doch, mein Fürſt, daß ich nach Abzug der Kranken und Entſendeten an dieſem Tage kaum noch 20,000 Mann unter meinen Befehlen hatte, wovon nur die kleinere Hälfte aus franzöſiſchen Truppen beſtand. Damit ſollte ich die ganze Altſtadt mit ihren ausgedehnten Vorſtädten vertheidigen, und auch noch mehrere vorliegende wichtige Terrainpunkte wo möglich bis zur Ankunft des Kaiſers mit den Garden und der Reſerve-Cavalerie behaupten *). Die Lünetten verlangten ebenfalls Beſatzung, und daß das Innere der Stadt ſo wie die Neuſtadt nicht ohne Truppen bleiben konnten, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Am Morgen dieſes Tages hatten Sie aber bereits faſt alle Truppen der erſten (Ruſſen), zweiten (Preußen) und dritten (Oeſtreicher) Colonne zu Ihrer Verfügung, deren Stärke wohl auf mehr als 100,000 Mann mit 250 Geſchützen angeſchlagen werden darf, und bis zum Mittage durften Sie noch der Ankunft einer eben ſo ſtarken Truppen- und Geſchützzahl entgegenſehen. Wenn man über ſolche Mittel zu gebieten hat und die Schwäche des Gegners kennt, muß man mit etwas mehr Zuverſicht zu Werke gehen."

*) Die Mehrzahl der Leſer wird wohl im Beſitz des Werkes ſeyn: „Schilderung der Kriegsereigniſſe in und vor Dresden, vom 7. März bis 28. Auguſt 1813, von Heinrich Aſter, Königl. Sächſ. Oberſter a. D. Mit zwei Schlachtplänen, Dresden 1844." Wir müſſen zum Verſtändniß des Folgenden auf dieſes neueſte Werk verweiſen, da es dem Hrn. Verf. (d. h. dem „Verſtorbenen") nicht gefallen hat, eine zuſammenhängende Darſtellung der Schlacht zu geben. Die vorliegenden Punkte welche die Franzoſen am 26. Auguſt noch beſetzt hielten waren: Hopffgartens, der königl. Große Garten, Reiſewitzens Garten, der Weißeritz-Holzhof, mehrere Mühlengebäude, Vorwerke, das Feldſchlößchen, das Dorf Löbtau. Dieſe Punkte bilden einen Umkreis von ungefähr 1½ Meilen Ausdehnung, und erforderten zum Theil eine ſtarke Beſatzung, wenn der Widerſtand den nöthigen Nachdruck haben ſollte.

Der Herausgeber.

Schwarzenberg. „Ich muß zu meiner Rechtfertigung auf die ſtrategiſchen Verhältniſſe zurückkommen. Als wir nach dem Ueberſchreiten der ſächſiſch-böhmiſchen Gebirgspäſſe nirgends auf den Feind ſtießen, und erſt auf den (Räcknitzer) Höhen vor Dresden einigen Widerſtand fanden (den 24. Mittags), wurde der Angriff auf Sachſens Hauptſtadt beſchloſſen, und der dritten und vierten Colonne Befehl zugeſendet ſich auf den kürzeſten Wegen rechts gegen Dresden zu wenden, wo ſie vor dem 26. Mittags nicht eintreffen konnten. Dieſer Zeitverluſt war ohne Zweifel ein großer Uebelſtand, doch ſchien er uns minder groß weil wir den 25. Nachmittags von Blücher die Mittheilung erhielten, daß er vom Kaiſer Napoleon lebhaft gedrängt werde und ſich im Rückzuge auf Goldberg befinde. Dieſe Depeſche war vom 22. Auguſt datirt. Von Goldberg bis Dresden ſind 22 Meilen. Vorausgeſetzt, daß Seine Majeſtät die ſchleſiſche Armee nur bis hinter die Katzbach zurückzuwerfen beabſichtige, konnten die von ihm mitgenommenen Corps nach unſerer Berechnung doch nicht vor dem 28. Auguſt zurückgekehrt ſeyn, die Mehrzahl der Generale hielt ſogar auch dieſen Zeitpunkt für zu früh. Weshalb alſo uns mit dem Angriffe auf Dresden zu übereilen? Wer hätte glauben mögen, daß die franzöſiſchen Garden ſchon am nächſten Mittag (den 26.) ankommen würden?“

Napoleon. „Die Generale Jomini und Kleiſt hätten Ihnen für die Schnelligkeit meiner Bewegungen in dringlichen Momenten einen anderen Quotienten angeben können. Geſtehen Sie nur, Schwarzenberg, daß das Nachrichtenweſen der großen böhmiſchen Armee ſchlecht beſtellt geweſen iſt. Als Sie die ſächſiſche Grenze überſchritten, wußte man in Ihrem Hauptquartiere noch nicht daß ich an den Bober marſchirt ſey, und als Sie vier Tage ſpäter zum Angriffe auf Dresden ſchritten, wußten

Sie noch viel weniger daß ich ſchon wieder zurück ſey. Gleichwohl ging meine Marſchlinie von Dresden nach Löwenberg ſo nahe an der böhmiſchen Grenze hin, daß es mir ungeachtet aller getroffenen Vorſichtsmaßregeln ganz unmöglich geweſen ſeyn würde, die genaue Beobachtung meines Hin- und Hermarſches durch Ihre geheimen Kundſchafter zu verhindern. Ich hingegen wußte ſchon am 22. Abends, daß die große böhmiſche Armee ſich anſchicke auf dem linken Elbufer vorzurücken, und obſchon ich noch unentſchloſſen war auf welche Weiſe ich dieſer Operation entgegen treten werde, reichte doch dieſe Nachricht hin mich zu beſtimmen, meine Garden am Bober halten und den andern Tag auf Görlitz zurückgehen zu laſſen. Dergleichen Vernachläſſigungen treffen den Oberbefehlshaber ganz allein, denn in das Nachrichtenweſen wird ſich der hohe Kriegsrath in Ihrem Hauptquartier gewiß nicht gemiſcht haben. Hätte ich wiſſen können, daß Blücher angewieſen war jeder Schlacht auszuweichen, ſo würde ich über Zittau — wo Fürſt Poniatowski mit ſeinem Corps auf Beobachtung ſtand — gegen Prag vorgedrungen ſeyn. Dergleichen geheime Inſtructionen erfährt man aber nicht ſo leicht, als den Marſch eines Reſervecorps von ſolcher Stärke wie das meinige und in ſolcher Nähe der feindlichen Grenze. Wären Sie überhaupt nur halb ſo ſchnell gegen Dresden marſchirt als ich, ſo ging dieſer Platz für mich ohne Rettung verloren."

Schwarzenberg. „Ew. Majeſtät hatten eine gute Heerſtraße, meine Truppen zogen auf ſchlechten Gebirgswegen einher wo das Geſchütz kaum fortzubringen war."

Napoleon. „Das iſt nur zum Theil wahr. Die Ruſſen und Preußen gingen über Gieshübel und Dippoldiswalde auf guten Straßen vor, die Oeſtreicher konnten ihren Marſch nörd-

lich bis auf die Zwickauer Straße fortſetzen und dann über Freiberg gehen. Schon am 24. Abends konnten 200,000 Mann mit 600 Geſchützen vor Dresden ſtehen, es war aber ſelbſt am nächſten Tage nur etwa die Hälfte davon auf dem Platze, und auch dieſe würde hingereicht haben ſich der Stadt zu bemächtigen wenn man energiſcher verfahren hätte. Bei dem Angriffe auf ſo umfangreiche Städte, die mit einem großen verſchanzten Lager zu vergleichen ſind, kommt ein ſehr weſentlicher Umſtand in Betracht, der im Hauptquartiere meiner Gegner nicht nach Verdienſt gewürdigt worden zu ſeyn ſcheint. Der Vertheidiger iſt in der traurigen Nothwendigkeit, durch Beſetzung der Umfaſſung und vorliegender wichtiger Punkte ſeine Kräfte zerſplittern zu müſſen, ſo daß ihm kaum die nöthigſten Reſerven übrig bleiben. Der Angreifer kann ſich den Theil der Umfaſſung wählen gegen welchen er den Hauptſtoß führen will. Iſt er irgendwo durchgebrochen, ſo bedarf es nur des entſchloſſenen Nachrückens ſeiner Reſerven um die ganze Vertheidigung zu lähmen, denn eine ſo methodiſche Ortsvertheidigung wie ſie die Schulbücher lehren iſt in den allerſeltenſten Fällen ausführbar. Der Eingedrungene hat die Initiative, er braucht nur mit Entſchloſſenheit gegen die Hauptplätze vorzurücken, und alle Vertheidigungsanſtalten werden im Concept verrückt. Bei der inneren Beſchaffenheit Dresdens und ſeiner Vorſtädte hätte das wenig Schwierigkeiten gehabt. Die paar Geſchütze auf den halbverfallenen Baſtionen verdienten keine Beachtung. Ging alſo ein Theil der allerdings ſehr guten Umfaſſung der Vorſtädte verloren, ſo blieb dem Marſchall St. Cyr kaum etwas Anderes übrig als ſich auf die Mitte der Stadt zurück zu ziehen, womit er gar nicht ſäumen durfte.“

„Aber dieſe Verhältniſſe ändern ſich zu Gunſten des Vertheidigers, ſobald ein beſonderes Truppencorps unter einem ent=

ſchloſſenen Anführer zu Ausfällen bereit ſteht. Rückt der Angreifer, wie Sie gethan haben, gegen alle Theile der Umfaſſung mit gleich vertheilten Kräften, ſo läuft er Gefahr durchbrochen zu werden, und die einzelnen von ihm irgendwo errungenen Vortheile vermehren nur die Größe der Gefahr. Konzentrirt er hingegen ſeine Macht gegen einen Theil der Umfaſſung, ſo wird das Hervorbrechen des zum Ausfalle beſtimmten Reſervecorps weſentlich erleichtert, und es kann ſich daſſelbe in dem Augenblicke gegen die Flanke des Angreifers wenden, wo die Spitzen ſeiner Sturmcolonnen in das hartnäckigſte Lokalgefecht verwickelt ſind. Mit kurzen Worten: eine große befeſtigte Stadt, deren Beſatzung gerade nur zur Lokalvertheidigung hinreicht, kann von dem ſtärkeren Gegner ohne ſehr bedeutende Opfer erſtürmt werden; in dieſer Lage befand ſich Dresden am 25. Auguſt. Eine große befeſtigte Stadt, zu deren Schutz (ohne die Beſatzung) ein beſonderes und verhältnißmäßig ſtarkes Truppencorps bereit ſteht, kann nicht erobert werden ſo lange das letztere von gutem Willen beſeelt iſt und ſich nur einiger Maßen auf ſeinen Vortheil verſteht. In dieſer Lage befand ſich Dresden am 26. Nachmittags.

„Die artilleriſtiſchen Verhältniſſe allein ſind vermögend das, was ich hier geſagt habe, zu modifiziren. Wird die Lokalvertheidigung durch eine ſehr zahlreiche, gut aufgeſtellte und ſchwer zu demontirende Artillerie begünſtigt, dann iſt es möglich daß jeder Sturmangriff vereitelt werden kann. In dieſer günſtigen Lage war Marſchall St. Cyr aber nicht. Iſt dagegen die Ueberlegenheit des Angreifers an Artillerie ſo groß, und ſind die Terrainverhältniſſe dem Gebrauche dieſer Waffe ſo günſtig, daß man faſt durch ſie allein das Hervorbrechen des Reſervecorps verhindern kann, ſo iſt zwar die ſchnelle Eroberung des Platzes dadurch noch nicht ausgeſprochen, er kann aber nebſt der darin

eingeſchloſſenen Armee in große Verlegenheit gerathen. In dieſem Falle würde ich mich am 26. Auguſt befunden haben, wenn die bereits gegen 200,000 Mann ſtarke böhmiſche Armee von ihren 600 Geſchützen einen den Abſichten und Umſtänden mehr entſprechenden Gebrauch gemacht hätte."

Schwarzenberg. „Ew. Majeſtät erlauben mir dagegen Folgendes zu bemerken. Die Verzögerung des Anmarſches der dritten und vierten Colonne iſt vielleicht nicht ganz zu entſchuldigen, und iſt wie ſchon geſagt der Grund geweſen weshalb der Angriff auf den 26. Auguſt verſchoben werden mußte. Dieſem Angriffe eine gründliche Recognoscirung der franzöſiſchen Widerſtandsmittel vorausgehen zu laſſen ſchien mir unbedingte Nothwendigkeit. Zu dieſem Zwecke wurden die am Vormittage ſtattgehabten Recognoscirungsgefechte angeordnet, durch welche wir zugleich die franzöſiſchen Truppen bis in die Vorſtädte zurückwerfen wollten, was bis Mittags bewirkt ſeyn konnte. Dann erſt ſollte die Angriffsdiſpoſition gegen die Stadt ſelbſt beſprochen und feſtgeſtellt werden. Dabei gab es vielerlei Bedenken. Man hatte ſchon Tags zuvor den König von Neapel, und am 26. Mittags Ew. Majeſtät ſelbſt wahrgenommen. Es verbreiteten ſich Gerüchte über den Anmarſch der franzöſiſchen Garden, die Mittags auf der Bautzner Straße geſehen worden waren. Man verhehlte ſich die Gefahren nicht welche ein Eindringen in die Stadt haben könne, man befürchtete Plünderung und andere Unordnungen unter den Truppen. Ein Theil der Generale ſtimmte deshalb für, ein anderer gegen den Angriff. Der erſten Partei ſchloß ſich der Kaiſer von Rußland, der anderen der König von Preußen an. Nach langen Debatten entſchloß man ſich für den Angriff, der Nachmittags 4 Uhr erfolgte uns aber nicht viel weiter brachte."

Grolmann. „Ew. Majeſtät geſtatten daß ich den Fürſten hier unterbreche. Ich befand mich damals als Chef vom Generalſtab im Kleiſt'ſchen Corps, war aber im Hauptquartier des Generals Barclay de Tolly commandirt. Am 25. ſtimmten die ruſſiſchen und preußiſchen Befehlshaber entſchieden für einen energiſchen Angriff. Am 26. wußten wir nicht anders als daß Kaiſer Alexander, in Folge der heftigen Kanonade welche die Ruſſen beim Vorgehen vom rechten Elbufer Mittags erhielten, den Angriff auf die Stadt aufgegeben wiſſen wollte, weil die angekommenen Verſtärkungen aus Schleſien den Erfolg mehr als zweifelhaft machten. Der Anſicht Alexanders welche, wie Einige behaupten, die Generale Moreau und Jomini zuerſt ausgeſprochen haben ſollten, ſtimmte die Mehrzahl der Generale bei, und es wurde deshalb Gegenbefehl gegeben. Wie war es ſonach möglich, daß dieſer Angriff (Nachmittags) dennoch erfolgte?"

Schwarzenberg. „Der Grund iſt ganz einfach. Die Abſendung des Gegenbefehls wurde aus vielen triftigen Gründen verzögert *), und als ſie endlich geſchah, hatten die Angriffscolonnen ſich der Umfaſſung ſchon ſo weit genähert, daß eine rückgängige Bewegung derſelben mit den größten Gefahren verknüpft geweſen ſeyn würde. Man ließ alſo der Sache ihren Gang, weshalb ich vorhin nichts davon erwähnt habe."

Napoleon. „Ey, Ey, mein lieber Schwarzenberg, das ſind ſchlimme Geſchichten! Auf zu große Vorſicht pflegt doch

*) Nach Aſter (S. 179) ſoll Fürſt Schwarzenberg wegen Ertheilung des Gegenbefehls fortgeritten ſeyn, um den Chef ſeines Generalſtabes aufzuſuchen; da aber weder der Eine noch der Andere ſich in der Nähe des Kaiſers blicken ließ, wozu Beide ihre Gründe haben mochten, iſt der Gegenbefehl unterblieben.

Der Herausgeber.

faſt immer eine eben ſo große Uebereilung zu folgen, davon lie=
fert die Geſchichte Beiſpiele in Menge. Wie konnten Sie aber
nur hoffen jetzt noch in die Stadt zu dringen, nachdem Sie
bereits meine Garden hinter den Ausgängen kampfbereit geſehen
hatten? Aber dieſer Fehler iſt älteren Datums; ihr Herren kommt
immer zu ſpät an das Ziel, und tröſtet euch damit es wenig=
ſtens gründlich erreicht zu haben. Warum begann der Haupt=
angriff nicht gleich am Morgen? Wozu erſt eine ſolche umſtänd=
liche Recognoſcirung? War euch Dresden etwa ſo fremd? Hattet
ihr nicht topographiſche Hilfsmittel genug? Konntet ihr nicht
zwei Tage vorher von den Räcknitzer Höhen alle Vertheidigungs=
anſtalten bis in das kleinſte Detail durch Ferngläſer in Augen=
ſchein nehmen? Es iſt ja nur eine Kanonenſchußweite davon!
Auch befand ſich der ehemals ſächſiſche General Langenau bei
euch, der in Bezug auf Lokalitäten jeden Aufſchluß geben konnte.
Wenn aber die ſchlaffe Disciplin der Truppen beim Eindringen
in die Stadt wirklich ernſte Beſorgniſſe erregte, warum dieſen
Angriff überhaupt unternehmen? Dergleichen Scheingründe kön=
nen nicht zur Entſchuldigung dienen.

„Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß die überlegene Artil=
lerie meiner Gegner mit zu großer Zaghaftigkeit gebraucht wor=
den iſt. Hätte ich an Ihrer Stelle den Oberbefehl gehabt,
Schwarzenberg, ich würde die Batterien nicht lange auf den
Höhen zwiſchen Strehlen, Räcknitz und Plauen gelaſſen haben,
das iſt ja eine Entfernung von 2000 bis 2500 Schritten und
ſtellenweiſe noch darüber *). Sie mußten die Batterien wenig=
ſtens bis auf 1000 Schritt an die Umfaſſungsmauern heran=
gehen, und hauptſächlich die Höhe bei dem Feldſchlößchen damit

*) Man ſehe den Plan zu der vorgenannten Schrift des Oberſten Aſter.
Der Herausgeber.

beſetzen laſſen, das ja bis zum Abend in der Gewalt der Oeſtreicher geblieben iſt. Von dort aus konnten Sie alle Ausgänge zwiſchen der Weißeritz und der Lünette No. III an Moczinska's Gartenecke mit größter Wirkung beſtreichen, was mir das Debouchiren ganz außerordentlich erſchwert, vielleicht unmöglich gemacht haben würde. Zu beiden Seiten des großen Gartens und der Pirna'ſchen Straße gab es zu dieſem Zwecke ebenfalls ſehr günſtige Aufſtellungspunkte. Mir würde in dieſem Falle nichts übrig geblieben ſeyn, als auf dem linken Ufer der Weißeritz zu debouchiren, was ich aus guten Gründen wohl unterlaſſen haben würde."

Schwarzenberg. „Die Beſorgniß, Sire, bei einem nothwendig werdenden Rückzuge die Geſchütze zu verlieren, und die Wirkung des flankirenden Feuers aus den Lünetten und den Baſtionen des alten Walles ..."

Napoleon. „Sie ſcherzen, Herr Feldmarſchall. Wer den Zweck will darf auch die Mittel nicht ſcheuen. Natürlich muß man bei jeder Angriffsbewegung auch an die Möglichkeit des Mißlingens denken. Aber deshalb die Artillerie nicht weiter vorgehen laſſen zu wollen, weil ſie bei einem Rückzuge gefährdet werden könnte, iſt doch ein ſehr ſchlechter Grund. Da iſt es beſſer man läßt ſie gar nicht abprotzen, ſondern in Marſchcolonne auf der Rückzugslinie halten. Die wenigen bis in die Nähe des Feldſchlößchens herangefahrnen Batterien waren nur eine halbe Maßregel. Sie mußten auf dieſer Linie von der Weißeritz bis an die Kaizbach 300 Geſchütze auffahren laſſen, die würden meine Maſſen niedergeſchmettert, meine eigene Artillerie an jeder Mitwirkung gehindert haben. Was vermochte das Feuer aus den drei armſeligen Lünetten gegen ſolche Uebermacht? Wie können die wenigen Geſchütze auf den Baſtionen des Stadtwalles

dabei auch nur in Betracht kommen? Laſſen Sie ſich vom Feldmarſchall Paskewitſch erzählen, wie die ruſſiſche Artillerie 1831 vor Warſchau gebraucht worden iſt. Die Geſchütze welche Sie bei dem Angriffe auf Dresden nicht auf das Spiel ſetzen wollten, haben Sie auf dem übereilten Rückzuge nach Böhmen in größerer Anzahl ſtehen laſſen müſſen. Das ſind die Früchte methodiſcher Bedenklichkeiten. Ich lege Ihnen dieſe Fehler nicht perſönlich zur Laſt. Der Oberfeldherr kann nicht überall ſeyn, nicht jedes Detail ſelbſt anordnen. Aber Ihre Angriffsdispoſition für den 26. Auguſt Nachmittags ſpricht im Grunde gar nicht aus, was eigentlich bezweckt werden ſoll. Es mag wohl ſeyn daß die langen Debatten des hohen Rathes Ihnen wenig Zeit gelaſſen haben, der Ausfertigung von Befehlen die erforderliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Aber warum ließen Sie dieſe todtgebornen Kinder einer ſo vielköpfigen Vaterſchaft auf Ihren Namen taufen?“

Blücher ſah bei dieſem lebhaften Zwiegeſpräch bald Napoleon bald Schwarzenberg an, ohne ein Wort fallen zu laſſen. Jetzt aber ſchien er mit ſeinem ehemaligen Collegen einiges Mitleid zu haben, und richtete an den Kaiſer die Bitte eine kurze Beſchreibung ſeines berühmten Gegenangriffs zu geben.

„Ich kam — erzählte **Napoleon** — nach einigen ſehr ſtarken Märſchen den 25. Auguſt in Stolpen an, erfuhr hier die Hiobspoſt von Groß=Beeren, wo Oudinot den 23ſten ſich hatte ſchlagen laſſen, und war jetzt mehr als je von der Nothwendigkeit entſcheidender Schritte überzeugt. Die mir folgenden oder hierher dirigirten Truppen beliefen ſich, mit Einſchluß des Corps von Vandamme, auf ungefähr 130,000 Mann. St. Cyr meldete mir was ſich inzwiſchen vor Dresden zugetragen hatte und noch zu erwarten ſtehe, worauf ich beſchloß mit meiner

Armee bei Königſtein über die Elbe zu gehen, auf dem Plateau zwiſchen dieſer Bergfeſte und Pirna mich feſtzuſetzen, und von hier aus gegen Flanke und Rücken der großen böhmiſchen Armee zu operiren. Um aber dem Feinde glauben zu machen daß dies nur eine Demonſtration ſey und meine Hauptmacht gegen Dresden rücke, ſollten die Cavaleriecorps (ungefähr 30,000 Reiter) mit ihren Batterien am rechten Elbufer bei Dresden eine augenfällige Stellung nehmen, um die Vermuthung zu begründen daß ſie beſtimmt wären den Anmarſch meiner Infanterie zu verbergen. Dieſe Cavalerie würde ſich bei dem Rückmarſche der Verbündeten ſehr nützlich gemacht, und bei Pirna oder ſonſt wo wieder zu mir geſtoßen ſeyn. Ich hatte dabei vorausgeſetzt, daß Dresden mehrere Tage ſeinen eigenen Vertheidigungskräften überlaſſen bleiben könne. St. Cyrs wiederholte Berichte drückten jedoch ſo große Beſorgniſſe aus, daß ich Gourgaud nach Dresden ſchickte, um ſich mit dem Herzoge von Baſſano, dem Marſchall St. Cyr und dem General Gersdorff in Rapport zu ſetzen. Gourgaud kehrte am Abend mit der Meldung zurück: daß Dresden wahrſcheinlich verloren ſey, wenn ich nicht ſchon am andern Mittag mit Macht zu Hilfe käme. Eine nach Mitternacht von St. Cyr eingehende Depeſche vermehrte meine Beſorgniſſe. Jetzt mußte ich meinen Operationsplan ändern. Die Diverſion gegen die böhmiſchen Engpäſſe war zu wichtig, als daß ich ſie ganz hätte aufgeben können. Ich übertrug ſie nunmehr dem General Vandamme und ſtellte 30,000 Mann unter ſeinen Befehl. Er marſchirte den 26ſten mit Anbruch des Tages ab, begann mit den im Lager am Lilienſtein ſtehenden Truppen den Elbübergang früh 4 Uhr, ſtieß Vormittags auf das ruſſiſche Corps des Prinzen Würtemberg und hatte am Nachmittage ein heftiges Gefecht bei Struppen zu beſtehen. (Vandamme's Hauptmacht überſchritt die Elbe erſt den 27. Auguſt früh.) Alle übrige Truppen brachen früh 4 Uhr nach Dresden auf. Ich eilte voraus,

recognoſcirte die Stellung meiner Gegner, deren beide Flügel die Stadt zu umklammern ſuchten, und war eben nicht wenig erfreut zu ſehen daß die Artillerie der Mitte noch auf den Bergen ſtand, und die feindliche Infanterie ſich in partiellen Angriffen erſchöpfte. — Mein Entſchluß war bald gefaßt. Ich ſendete meinen von Stolpen kommenden Truppen Befehl entgegen ihren Anmarſch zu beſchleunigen, damit mir nicht jeder Ausgang verſperrt werde. Jede verlorene Stunde konnte meine Lage verſchlimmern ſobald der Feind, dem mein Anmarſch nicht länger verborgen bleiben konnte, die Zeit zu benutzen verſtand. Der Mittag war bereits vorüber. Meine Colonnen defilirten über die Brücke. Ich begab mich ſelbſt dahin, ermunterte die Truppen welche mich freudig begrüßten, zur Ausdauer, wies jeder Diviſion gleich von hier aus die kürzeſten Wege zu dem bezeichneten Aufſtellungspunkte an, dirigirte den größten Theil der Cavalerie nach Friedrichſtadt und auf die dortige Ebene (das Oſtragehege), ſtellte ſie unter Befehl des Königs von Neapel, dem auch eine Infanterie-Diviſion zugetheilt wurde, und gab den Generalen die nöthigen Inſtructionen.

„Rings um die Stadt (Altſtadt) hatte es bis jetzt eine Menge zum Theil ſehr hartnäckiger Partialgefechte gegeben, die hier oder dort eine ſtundenlange Unterbrechung erlitten. Ich glaubte nicht daß meine Gegner des Nachmittags noch einen allgemeinen Angriff unternehmen würden, weil ſelbſt im glücklichſten Falle die Nacht die eingedrungenen Sieger überraſchen mußte, was man ſtets ſorgfältig zu vermeiden ſucht, indem man dann die Leitung der Truppen gerade im ſchwierigſten Momente aus der Hand giebt, und dem Zufalle Alles anheim geſtellt bleibt. Ich war deßhalb nicht wenig überraſcht, als mit dem vierten Glockenſchlage die Maſſen auf allen Punkten gegen Dresden anrückten. Unſerer Schätzung nach waren es

wenigſtens 150,000 Mann, wovon aber etwa nur die Hälfte zu wirklichen Angriffen verwendet worden zu ſeyn ſcheint. Dieſen Streitkräften hatte ich für den Augenblick höchſtens 60,000 Mann durch Eilmärſche erſchöpfter Truppen entgegen zu ſtellen, und das durch die vorangegangenen Gefechte bereits ſehr zuſammen geſchmolzene Corps des Marſchalls St. Cyr, welches nur noch 15,000 Mann unter den Waffen zählte. Das war indeß genug, den Feind jeden weiteren Fortſchritt theuer bezahlen zu laſſen, und ich ſahe dem Ausgange dieſes beginnenden Kampfes mit Ruhe entgegen. In der erſten Gefechtsſtunde mußten unſere Truppen auf manchem wichtigen Punkte der Uebermacht weichen. Auf unſerem linken Flügel gingen mehrere vorliegende Gehöfte (Antons und das Lämmchen) auch das letzte Ende des großen Gartens verloren. In der Mitte wurden die Lünetten heftig angegriffen und No. III. erſtürmt. Das feindliche Granatfeuer zündete in vielen Häuſern der Vorſtädte. Auf unſerem rechten Flügel wurde ſogar die Friedrichſtadt mit einem Angriffe bedroht.

„Aber bald änderte ſich die Scene. Dieſer umfaſſende Angriff auf allen Punkten ließ mich einen Blick in die Karten meiner Gegner thun. Eine ſolche Zerſplitterung der Kräfte ohne gnügenden Rückhalt gab mir überwiegende Vortheile, und nun ſetzte ich meine Truppen zum Gegenangriff in Bewegung. Nach wenigen Stunden waren die Ruſſen bis in das Blaſewitzer Gehölz zurückgeworfen, und mußten in der Nacht auch Strieſen räumen. Die Preußen, welche ſich an den Mauern des Prinz Anton'ſchen Gartens die Köpfe blutig geſtoßen hatten, mußten die Hälfte des (königlichen) großen Gartens verlaſſen. Den Oeſtreichern wurde die Lünette III., das für mich ſo wichtige Feldſchlößchen, das daneben liegend Vorwerk, der Weißeritz-Holzhof und das Dorf Altona entriſſen. Das Feldſchlößchen,

von Kugeln wie ein Sieb durchlöchert, ließ ich ſofort der Erde gleich machen damit der Feind, wenn dieſer Punkt zufällig wieder in ſeine Gewalt kommen ſollte, ſich nicht abermals darin feſtſetzen und mich hier am Debouchiren hindern könne. Hätten das meine Ingenieure vorher gethan ſo wäre das freilich beſſer geweſen, denn die Lünette No. IV. ſank durch die Nähe jenes Punktes zur Lächerlichkeit herab. Der König von Neapel ließ ſeine Cavalerie, wovon ein Theil anfangs mit gutem Erfolge gegen den feindlichen rechten Flügel verwendet worden war, durch die Stadt zurückgehen und in der großen Ebene bei Friedrich=ſtadt aufmarſchiren. Vor Einbruch der Nacht hatte ich mir überall Luft gemacht. Ich ſtand im Mittelpunkte des großen Halbkreiſes, den der Feind um mich gezogen hatte. Nach der neuen Centrifugal=Strategie — ſagte der Kaiſer ſich lächelnd gegen mich wendend — wäre ich am nächſten Morgen aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Der Regen begann aller=dings ſchon um Mitternacht, aber er durchnäßte Freund und Feind in gleicher Weiſe, und ich habe am 27ſten alle Vortheile des Centripetalſyſtems nach Herzensluſt ausgebeutet."

Napoleon unterbrach hier ſeine Erzählung und ließ ſich auf Neckereien mit dem Fürſten Schwarzenberg ein, die ich hier übergehe da ſie kein neues Licht auf die Ereigniſſe werfen. Blücher ſagte kein Wort dazu, er ſchien ſeinen Collegen weder in Schutz nehmen noch angreifen zu wollen. Ich glaube faſt daß er im Stillen für Napoleon Partei nahm, weil Intelligenz und Energie ſich hier in höchſter Potenz vereinigten, denn er bat den Kaiſer wiederholt die Schlacht am 27. Auguſt zu er=zählen. Dieſer ſchien nicht recht geneigt näher darauf einzugehen, weil das Endreſultat (die Kataſtrophe Vandamme's) dem glück=lichen Anfange keineswegs entſprochen hat, und der Kaiſer da=bei nicht ganz ſchuldlos geweſen ſeyn möchte. Er ging deßhalb

vorläufig auf andere Verhältniſſe über, und fragte Schwarzenberg: warum er nicht ſchon in der Nacht vom $\frac{2}{2}\frac{6}{7}$. Auguſt den Rückzug in die ſtarke Stellung bei Gieshübel und Dippoldiswalde angetreten hätte, was ihm vielleicht den Rückzug nach Böhmen erſpart haben würde, da ein glücklicher Ausgang der Schlacht für ihn doch keineswegs zu erwarten geweſen ſey.

Schwarzenberg gab hierauf folgendes zur Antwort. „Ew. Majeſtät können ſich keinen Begriff von der ſchwierigen und höchſt unangenehmen Lage des Oberbefehlshabers einer ſo großen verbündeten Armee machen, zumal wenn die verbündeten Monarchen in Perſon zugegen ſind und ohne ihre Zuſtimmung kein entſcheidender Schritt geſchehen kann. Das Letztere möchte noch hingehen, weil ſie in dieſem Falle auch die Verantwortlichkeit theilen. Aber da die Befehlshaber ihrer eigenen Truppen gewöhnlich noch beſondere Inſtructionen erhalten oder ſich von ihren Monarchen erbitten, ſobald die vom Oberfeldherrn erhaltenen Befehle ihnen nicht zuſagen, ſind Unordnungen aller Art gar nicht zu vermeiden, und man weiß niemals genau über wieviel und welche Truppen man jederzeit verfügen könne. In dieſer Lage befand ich mich vor Dresden. Die früher beſprochene veränderte Marſchrichtung unſerer Colonnen hatte die Ankunft vieler Truppentheile ſehr verſpätigt, ſo daß ich am 26ſten wirklich nicht mehr als 180,000 Mann mit 350 Geſchützen zu meiner Verfügung hatte. Was Ew. Majeſtät an Truppen zur Hand hatten wurde von uns auf 120,000 Mann geſchätzt. Dieſer Macht zu widerſtehen durften wir uns ſchon Hoffnung machen, da die ruſſiſchen und preußiſchen Garden, das Klenauſche Corps und die Reſerve-Artillerie noch zurück waren, deren Ankunft unſere Streitkräfte auf 225,000 Mann mit 690 Geſchützen gebracht haben würde. Aber, Sire, die Bedrohung unſerer kürzeſten und beſten Rückzugslinie nach Böhmen durch

den General Vandamme, deſſen Anmarſch mir den 27ſten früh 2 Uhr gemeldet wurde, erregte doch ernſte Beſorgniſſe die ſich auch in anderer Weiſe kundgaben. Wir hatten noch keine beſtimmten Nachrichten über den Sieg des Kronprinzen von Schweden bei Groß-Beeren, und Blüchers Sieg an der Katzbach mit ſeinen großartigen Reſultaten, die ſich erſt in den folgenden fünf Tagen zeigten, konnte uns begreiflich noch viel weniger bekannt ſeyn. Wir mußten ſogar befürchten daß Blücher genöthigt worden bis Schweidnitz zurückzugehn, denn wie anders erklärte ſich Ew. Majeſtät urplötzliches Erſcheinen vor Dresden als durch einen vorangegangenen Sieg in Schleſien?"

Blücher konnte jetzt nicht länger mehr an ſich halten und brach los: „Welche unzeitige Bedenklichkeiten, Herr Bruder, wenn man an der Spitze von 200,000 Mann ſteht! War es ſchon ein Unſinn mir die Aufgabe zu ſtellen, mit meiner Armee wie ein Parteigänger zu operiren, was eben ſo lächerlich iſt als wenn man mit einem ſechsſpännigen Frachtwagen eine Karouſſelfahrt anſtellen wollte; ſo würde es ein noch größerer Unſinn geweſen ſeyn, mit einer Armee wie die Ihrige manövriren zu wollen, um bald dieſe bald jene Seite des Feindes zu bedrohen. Was kümmerte Sie Schleſien und die Mark Brandenburg? Die Hauptarmee mußte den Ausſchlag geben, deßhalb hatte man ſie ſo ſtark gemacht, deßhalb befanden ſich ein Kaiſer und ein König dabei! Ich will Ihnen die früheren Verſäumniſſe nicht ſchuldgeben, Schwarzenberg; aber daß außer meinem gnädigſten Könige Niemand auf eine ernſte blutige Entſcheidung vor Dresden gedrungen hat, und daß ohne deſſen edlen Unwillen die ganze Geſellſchaft wieder in das Ey geſchlüpft wäre (Böhmen) aus dem ſie kurz zuvor gekrochen, das iſt doch ganz unverantwortlich! Da nun der Angriff auf Dresden am 26ſten Nachmittags und die Schlacht

am 27ſten Vormittags eigentlich nur aus Gefälligkeit gegen den König von Preußen, vielleicht auch aus einer Art von Schaam, aber keineswegs aus dem inneren Drange nach einer großen Entſcheidung geſchehen iſt, darf man ſich auch über den miſerablen Ausgang nicht wundern.

„Ob es ein großes Glück geweſen wäre, wenn Sie Dresden am 26ſten Vormittags erſtürmt hätten, wage ich nicht zu behaupten bezweifle es ſogar, denn der Kaiſer Napoleon würde in dieſem Falle ſeiner urſprünglichen Idee treu geblieben und bei Pirna über die Elbe gegangen ſeyn, und man weiß ſchon was das für Folgen gehabt haben würde (Napoleon nickte bei dieſen Worten beifällig). Aber die Schlacht am 27ſten mußten Sie gewinnen. Ich begreife gar nicht wie Sie daran zweifeln und ſchon denſelben Mittag Anordnungen zum Rückmarſche treffen konnten, während Klenau noch im Marſche von Freiberg gegen Dresden war. Daß der Kaiſer Napoleon vor Allem darnach trachten würde die Straße nach Pirna zu gewinnen, um mit Vandamme in direkte Verbindung zu kommen, lag ganz in den Verhältniſſen. Die Straße nach Freiberg hingegen und das ganze Terrain jenſeits der Weißeritz und dem Plauen'ſchen Grunde konnten Sie frei geben. Klenau, der ſo viel ich weiß ſchon am 25ſten Abends in Freiberg eingetroffen iſt, war anzuweiſen einer Umgehung Ihrer linken Flanke entgegen zu wirken. Am 27. Auguſt regnete es ohne Unterbrechung. Auf das Infanteriefeuer war nicht viel mehr zu zählen. Der Boden war aufgeweicht. Das giebt der Cavalerie und Artillerie eine größere Entſcheidungsfähigkeit. Sie hatten bei Ihrer Armee über 40,000 Mann auserleſener Cavalerie. Die feindliche war bedeutend ſchwächer und, obſchon ſehr brav, durch den Gewaltmarſch faſt zu Grunde gerichtet. Schwarzenberg, haben Sie damals nicht an das glänzende Gefecht bei Chateau-Cambreſis

(1794) gedacht, wo Sie an der Spitze des Küraſſier-Regiments Zezſchwitz, von einigen engliſchen Schwadronen unterſtützt, beinahe 20,000 Mann mit großem Verluſte geſchlagen und ſich das Thereſienkreuz errungen haben? Und Sie konnten geſchehen laſſen, daß die ſchwächere und erſchöpfte Cavalerie Ihres Gegners nach Pirna ſo viel Terrain gewann und dieſe Straße ganz frei machte? Sie konnten geſchehen laſſen, daß der König von Neapel Ihre zu beiden Seiten der Freiberger Straße ſtehenden Infanterie-Diviſionen aus einander ſprengte und 13,000 Gefangene fortführte?

„Das ſind die traurigen Folgen der zahlloſen halben Maßregeln, die ſich bei jeder Anordnung bemerkbar gemacht haben. Die Stellung auf den Höhen zwiſchen Plauen und Strehla war ſo vortheilhaft, daß der Kaiſer ſie ſchwerlich angegriffen haben würde. Behielten Sie dort 15,000 Reiter in Reſerve, welche ſich auf die anrückenden Infanteriecolonnen ſtürzen mußten, ſobald dieſe durch das Geſchützfeuer nicht aufzuhalten waren, ſo konnte Sie keine Macht aus dieſer Stellung vertreiben, ſelbſt nicht wenn Plauen verloren ging. Die übrigen 25,000 Reiter mit allen reitenden Batterien, von der ruſſiſchen Infanterie unterſtützt, mußten die Thalebene zwiſchen Leubnitz und der Elbe behaupten, wobei der Landgraben gute Dienſte geleiſtet haben würde. Die preußiſche Infanterie würde auf den Höhen hinter Goſtritz und Leubnitz vorläufig als Hauptreſerve gedient, ſpäter aber rechts oder links den Ausſchlag gegeben haben. So hätte **ich** die Diſpoſition zur Schlacht getroffen und dabei als Grundſatz aufgeſtellt, den Gegenangriff nicht früher zu beginnen als bis der Feind bis in die Nähe von Räcknitz, Strehla und Gruhna gekommen ſey. Dann aber wäre ich ihm tüchtig in das Zeug gefahren, ohne mich um ſeine Fortſchritte auf einzelnen Punkten zu kümmern. Glauben Sie mir, Schwarzenberg,

ſobald der Feind wahrnimmt, daß er es mit einem Gegner zu thun hat der ſich nicht verblüffen läßt und ſelbſt auf große Entſcheidungen ausgeht, dann verliert er einen guten Theil derjenigen Zuverſicht, die ihm der ängſtliche Methodismus eines Gegners einflößt, der ſich immer nur im regelrechten Zuſammenhange aufſtellen und bewegen will."

Schwarzenberg wollte Einiges darauf erwiedern, wurde aber von Napoleon bedeutet daß Blücher vollkommen Recht habe. Doch ſetzte der Kaiſer hinzu daß er deshalb noch nicht am Siege verzweifelt haben würde, obſchon er nur 100,000 Mann außerhalb Dresden habe verwenden können, doch hätte der Regen unterbleiben müſſen. Dieſe Hoffnung gründete ſich vornehmlich auf die größere Kampfgeſchicklichkeit ſeiner gut geführten Infanterie-Diviſionen, und auf das wirkſame Ineinandergreifen aller Waffengattungen. „Die Schlacht bei Dresden — ſagte **Napoleon** — iſt meine erſte und letzte, in welcher ich einen der Zahl nach ſtärkeren Gegner auf beiden Flügeln zu umgehen ſuchte, während meine Mitte ſich auf eine Kanonade beſchränkte. Ein ſolches Verfahren iſt zwar von Grund aus fehlerhaft, wurde aber hier durch die Verhältniſſe vorgeſchrieben und durch die Unentſchloſſenheit meiner Gegner erleichtert. Indem ich den Verbündeten die beiden beſten Rückzugsſtraßen entriß, drängte ich ſie auf ſchlechte Gebirgswege zuſammen, was ihnen unermeßliche Verluſte an Geſchützen und Wagen zuziehen mußte, wenn Vandamme rechtzeitig einſchritt."

In Bezug auf Letzteren geſtand Napoleon daß es mit deſſen Unglück eine ganz eigenthümliche Bewandniß habe und ihm dasſelbe nicht allein zuzuſchreiben ſey, ohne ſich jedoch in weitere Erörterungen einzulaſſen. Aus den eingehenden Meldungen ſcheint aber der Kaiſer geſchloſſen zu haben, daß die feind-

lichen Hauptcolonnen den Rückzug über Marienberg und Altenberg nehmen würden, weshalb er die Verfolgung mit dem Ganzen bis Böhmen nicht angemeſſen fand, und Vandamme's Corps für hinreichend hielt die letzten Früchte des Siegs zu erndten. Vandamme war aber in der Meinung geweſen, daß Napoleon ihm mit den Garden auf dem Fuße folge und hatte deshalb weit mehr gewagt als er durfte. Es ſcheint übrigens daß die ungeheure Anſtrengung in den letzten acht Tagen in Napoleon's Umgebung nach dem Siege bei Dresden eine Abſpannung erzeugt hat, die auf die Correſpondenz mit den Unterfeldherren nachtheilig gewirkt haben mag, denn Vandamme iſt von jener veränderten Diſpoſition nicht in Kenntniß geſetzt worden, und das Uebelbefinden des Kaiſers am 28. Nachmittags iſt auch nicht geeignet geweſen, den Verſäumniſſen ſeiner Gehilfen vorzubeugen. — Die Wendung, welche das Geſpräch genommen hatte, ſchien Napoleon nicht zu behagen. Wie damals in Dresden bei der Meldung des vom eigenen und feindlichen Blute noch triefenden Generals Corbineau von der Niederlage Vandamme's (deſſen Cavalerie er befehligt und ſich mit ihr durchgeſchlagen hatte) rezitirte **Napoleon** folgende Verſe:

J'ai servi, vaincu quarante années;
Du monde entre mes mains j'ai vu les destinées;
Et j'ai toujours connu qu'en chaque évenement
Le destin des états dépendait d'un moment.

Er klopfte hierauf Schwarzenberg lächelnd auf die Schulter, indem er zu ihm ſagte: „Ohne die Preußen und Ruſſen wäre es den Oeſtreichern damals herzlich ſchlecht ergangen"; ſchüttelte dem alten Blücher kräftig die Hand, und entließ die kleine Geſellſchaft.

Um zu verhindern daß Schwarzenberg und Blücher ſich unangenehme Dinge ſagen möchten, was nach der Expectoration

des Letzteren zu erwarten ſtand, lenkte ich das Geſpräch auf Moreau und Jomini, über deren Einfluß auf die Ereigniſſe ſo viel geſprochen worden iſt. **Schwarzenberg** behauptete, daß Moreau den Verbündeten im Grunde mehr geſchadet als genützt habe. „Kaiſer Alexander — ſagte er — betrachtete ihn als eine Art Kriegsorakel. Moreau war aber zu ſehr Franzoſe um nicht lebhaft wünſchen zu müſſen, lieber in den Reihen unſerer Gegner zu ſtehen als der Gegenpartei zu dienen. Er liebte Napoleon nicht, von dem er ſich perſönlich gehaßt glaubte, ließ aber ſeinem eminenten Feldherrntalent volle Gerechtigkeit widerfahren. Das war Urſache daß er einen unglücklichen Ausgang befürchtete und den Kaiſer Alexander in ſeinen Entſchlüſſen wankend machte. Jomini hielt ſich, als geborner Schweizer, vollkommen berechtigt in unſeren Reihen zu kämpfen. Er war von Berthier verleumdet und ungerecht behandelt worden, ſelbſt ſein Chef der Marſchall Ney konnte ihn bei Napoleon nicht wieder in Gunſt bringen, weshalb Jomini zu den Ruſſen überging ohne jedoch den Verräther zu machen. Auch dieſer General verſprach ſich von unſerer Unternehmung wenig Gutes und war der Meinung, daß man am 26. den Rückzug antreten und die weiteren Schritte Napoleons abwarten ſolle. Die Verhältniſſe des Letzteren nöthigten ihn eine große Entſcheidung zu ſuchen. Er würde uns alſo haben angreifen müſſen, und da war es natürlich beſſer dieſen Angriff näher an Böhmens Grenze abzuwarten. Der König von Preußen dachte anders. Da es aber ſehr ungewiß war ob er mit ſeiner Meinung durchdringen werde, hielt ich es für rathſam den Anmarſch der vierten Colonne und das Nachrücken der Parks nicht ſehr zu beſchleunigen, weil eine ausweichende Bewegung durch deren Nähe noch mehr erſchwert worden wäre. Der Regen und die ſchlechten Gebirgswege thaten das Uebrige. Hätten wir am 28. den Kampf fortſetzen müſſen, ſo würde es unſerer Artillreie an Munition gefehlt haben.

Damals und ſpäter habe ich die Ueberzeugung erlangt, daß Armeen von ſolcher Stärke nach anderen Grundſätzen gehandhabt werden müſſen, als eine Armee von 50—60,000 Mann. Meine Aufgabe als Oberbefehlshaber beſtand meiſt nur darin, zwiſchen den entgegengeſetzteſten Anſichten den Vermittler zu ſpielen, ſtatt daß ich ſelbſt hätte den Ton angeben ſollen."

Blücher erzählte nun ſeinem ehemaligen Feldherrn-Collegen mit welchen Schwierigkeiten er in Schleſien zu kämpfen gehabt habe, ſetzte aber doch hinzu daß Schwarzenberg ſeine Stellung als Oberbefehlshaber etwas mehr hätte geltend machen ſollen. „Sie konnten — ſagte er — die Herren nach Luſt und Belieben ſchwatzen laſſen, aber Gehorſam mußten Sie fordern oder lieber das Feldherrnamt niederlegen. Wenn Moreau und Andere Bedenklichkeiten äußerten, ſo mußten Sie den beiden Monarchen die hohe Wichtigkeit des Zwecks vor die Augen führen, und ihnen begreiflich machen daß man ſich vor ganz Europa blamire, wenn man mit einer ſo großen Armee im Rücken des Feindes die Offenſive ergreife, ſich der Ueberlegenheit bewußt ſey, und gleichwohl ſo behutſam wie eine Schleichpatrouille verfahre. Im Feldzuge 1814 habe ich den Kaiſer Alexander von mancher unzeitlichen Bedenklichkeit abgebracht, und daß unſer gnädigſter König keiner kühnen Unternehmung entgegen geweſen ſeyn würde, haben Sie ſelbſt zu verſtehen gegeben."

„Laſſen Sie es gut ſeyn", fiel Marſchall **Saint-Cyr** dem immer eifriger werdenden Fürſten in's Wort, „hat doch Napoleon ſelbſt einen noch größeren Fehler begangen, daß er den Verbündeten nicht wenigſtens mit meinem und Marmont's Corps auf dem Fuße folgte, während Mürat die Verfolgung auf der Freiberger Straße fortſetzte. Die Garden konnten unbeſchadet bis auf weiteren Befehl bei Pirna ſtehen bleiben. In den Eng-

päſſen hätten wir Truppen genug gehabt, und eine kräftige Verfolgung durch 80,000 Mann (incluſive Vandamme) wäre hinreichend geweſen unſeren Sieg zu vervollſtändigen. Nach meiner Anſicht hat Napoleon die Verfolgung mit der Hauptmacht aus ganz anderen Gründen als den angegebenen unterlaſſen. Am 28. Auguſt früh glaubte er noch nicht mit Zuverſicht an den Rückzug der feindlichen Armee, ſondern erwartete eine Wiederaufnahme des Gefechts. Vandamme hatte am Abend zuvor gemeldet daß er auf ſtärkeren Widerſtand geſtoßen ſey und erſt heute bis Gieshübel vorzubringen hoffe. Der Rückzug der Ruſſen und Preußen ging in ſehr guter Ordnung vor ſich; man ſahe es dieſen Truppen an, daß ſie nur auf Befehl zurückgingen. Jede Poſition wurde von ihnen zu neuem Widerſtande benutzt; ſie überließen uns wenig Geſchütze (meiſt zerſchoſſene) auch wenig Gefangene (meiſt erſchöpfte). Wir hatten von Abſchnitt zu Abſchnitt Gefechte zu beſtehen und kamen nicht ſchnell vorwärts. Das machte den Kaiſer etwas bedenklich obſchon der König von Neapel, der außer dem Cavaleriecorps Latour Moubourg's das Infanteriecorps des Marſchalls Victor unter ſeinen Befehlen hatte, melden ließ daß der Feind vor ihm in großer Unordnung weiche, daß die Infanterie zum Theil Waffen und Gepäck von ſich werfe. Marmont war auf Dippoldiswalde, ich auf Dohna, Ney und Mortier mit den Garden auf Pirna dirigirt worden. Nach der erſten Beſtimmung ſollte ich von Dohna auf Gieshübel marſchiren, mich mit Vandamme vereinigen und dann nach Peterswalde vordringen. Der hartnäckige Widerſtand der Ruſſen und Preußen veranlaßte aber den Kaiſer mich von Dohna nach Maxen zu ſenden, weil ihm die Lücke zwiſchen mir und Marmont zu groß ſchien. Das war der erſte Fehler. In der Nacht ging nun auch die Meldung von Macdonald's verlorner Schlacht an der Katzbach ein, und die Verfolgung wurde jetzt noch matter. Vandamme, durch pomphafte

Siegesberichte und neue Befehle vorwärts getrieben, drängte den General Oſtermann und Prinzen (Eugen) von Würtemberg auf der Teplitzer Straße zurück und kam den 29. bis Kulm, ich nur bis Reinhardsgrimma, Marmont bis Falkenhayn, Mürat bis Lichtenberg; die Garden blieben bei Pirna. Am 30. rückten wir nur eine Meile weiter vor, am 31. ebenfalls nicht weiter *). Die Garden blieben aber immer noch bei Pirna, und Vandamme ſtand bei Kulm ganz iſolirt. Das war der zweite und dritte Fehler, woraus das ganze Unheil entſprang, denn Vandamme hätte ſich unter ſolchen Umſtänden am 30. auf Tetſchen zurückziehen ſollen, weil bei dem Nachlaſſen unſerer Verfolgung vorauszuſetzen war, daß der Feind vom erſten Schrecken ſich erholen und über ihn herfallen werde. Kleiſt's unerwarteter Rückenangriff hätte dann nicht Statt finden können, und ſein Marſch auf der Teplitzer Straße konnte ihn leicht ſelbſt in eine gefährliche Lage bringen. Ohne Vandamme's Unfall ſtanden unſere Sachen gut, und wäre der Kaiſer mit ganzer Macht in Böhmen eingedrungen, ſo würden die Scharten bei Groß-Beeren und an der Katzbach leicht auszuwetzen geweſen ſeyn."

Blücher und Schwarzenberg ſahen ſich bei dieſen Worten fragend an, und ſchienen über die Richtigkeit dieſer Behauptung ſehr verſchiedener Meinung zu ſeyn. Napoleon dürfte aber nicht Unrecht gehabt haben, indem er ſagte: „die Schlacht an der Katzbach habe auch die Niederlage bei Kulm herbeigeführt," obſchon er dieſelbe hätte vermeiden können, wenn er im Stande geweſen wäre die Verhältniſſe beider Parteien ſo zu überblicken

*) Saint-Cyr marſchirte den 31. von Dittersdorf bis Liebenau, Marmont von Altenberg bis Zinnwald, der König von Neapel von Zethau bis Seyda.

Der Herausgeber.

wie wir das jetzt im Stande ſind. Vandamme mag ſich aber wenig darum bekümmert haben, wie nahe die ihm verſprochene Unterſtützung ſey, und dieſe Sorge lag ihm doch jedenfalls ob, denn es hing davon ſein ganzes Verfahren ab. Man muß nicht Alles vom Oberfeldherrn erwarten.

Mein Brief hat bereits eine ſolche Länge daß ich an den Schluß denken muß. Daß Napoleon geneigt ſeyn ſollte über dieſen Unglücksfeldzug ſich weiter auszuſprechen bezweifle ich ſehr, und unſere beiden Heeresfürſten ſind zu entgegenſetzter Meinung als daß ſie ſich zu einer Beſprechung darüber verſtehen dürften. Lieb war es mir aber wenigſtens dieſe Periode beleuchtet zu ſehen, das giebt einen guten Maßſtab zum Vergleiche mit den Operationen zwiſchen König Friedrich und Feldmarſchall Daun in den Jahren 1758 bis 1760, wo ähnliche Verhältniſſe ſtattfanden. Vielleicht kann ich Dir ſchon im nächſten Briefe ein Mehreres darüber mittheilen.

Acht und sechzigster Brief.

Olymp, den 25. April 1844.

Beerenhorſt über die hiſtoriſche Wahrheit. Cenſuranekdoten. Der „Verſtorbene“ über die Macht der Verhältniſſe im Kriege.

„Punktum, und Streuſand darüber!“ ſagte **Beerenhorſt** lachend zu mir als er mich heute früh an meinem Arbeitstiſche überraſchte, „in Berlin haben die Leutchen bereits genug zu leſen, und Ihre Depeſche geht doch wieder den geheimnißvollen Weg durch die bekannte Hinterthüre an dem Brandenburger Thore. Aber laſſen Sie doch ſehen an wen die heutige Epiſtel gerichtet iſt.“ — Und nun blätterte der gute Freund in meinen Papieren herum, ohne erſt meine Erlaubniß dazu abzuwarten. — „Alſo vertrauliche Mittheilungen an General **** über die Reſultate der militäriſchen Konferenzen in den olympiſchen Zirkeln? Nun der wird ſich auch nicht ſonderlich ergötzen wenn er dieſe Pröbchen von unſerer Wahrheitsliebe ſieht! — Aber, fuhr Beerenhorſt fort, es iſt doch ein merkwürdiger Charakterzug mancher Menſchen, daß ſie ſich ſo viel Mühe geben die Wahrheit zu verhehlen, während ſie bei jeder Gelegenheit die Wahrheit zu erforſchen gebieten. Dem Kinde wird vorgepredigt: daß der Lügner dem Diebe gleich zu achten ſey; der Knabe wird für jede Unwahrheit gezüchtigt; der Jüngling entehrt ſich in den Augen ſeiner Altersgenoſſen durch willkürliche Entſtellung der Wahrheit. Der Mann als Philoſoph oder Geſchichtſchreiber ſoll der Göttin Wahrheit vor allen anderen huldigen. Das Streben nach Wahrheit iſt die erſte und unerläßlichſte

Bedingung der menſchlichen, ſocialen und ſtaatlichen Fortbildung. Wie ſteht es aber damit im praktiſchen Leben? Aengſtliche Rückſichten und Liebedienereien feſſeln Zungen und Federn. Man will ſich Anderen durch Aufdeckung ihrer Fehler nicht unangenehm machen; man verſchweigt was deren Wiederholung verhindern könnte; man beſtätigt durch dieſes Schweigen die dreiſten unwahren Behauptungen Anderer, und wird dadurch mittelbar ſelbſt zum Verleumder, zum Lügner. Ich gebe Ihnen zu daß man nicht Jedem Alles ſagen darf was wahr iſt. Aber eine Wahrheit ſollte doch vom conventionellen Zolle befreit ſeyn: ich meine die hiſtoriſche Wahrheit."

Ich. „Da würden wir uns vor Allem erſt über die Grenzen dieſer Wahrheit verſtändigen müſſen, in Bezug auf die Zeiten ſowohl als in Bezug auf Perſonen und Sachen. Das Leben iſt reich an Konflikten der verſchiedenſten Art. Viele derſelben werden durch Worte erzeugt und wieder beigelegt. Die Sprache vertritt hierbei die Stelle einer Waffe. Der Stärkere kann damit ſtoßen und ſchlagen, der Schwächere muß oft damit pariren und fintiren, bis ſich ihm eine Blöße öffnet. Wie geſtaltet ſich das im Leben? Man muß oft ſchweigen wo man reden möchte; man darf Beſchuldigungen nicht augenblicklich zurückweiſen, weil man dadurch zuweilen noch größeres Unheil ſtiften würde; man muß alſo den ſchicklichen Moment abwarten wo man der Wahrheit die Ehre geben und den Sieg verſchaffen kann. Die Wahrheit iſt eine Tugend, die Klugheit iſt eine Nothwendigkeit; letztere gebietet manche Rückſicht. In Dingen die nur die eigene Perſon betreffen kann Jeder ohne Scheu die Wahrheit ſagen, weil der daraus entſpringende Nachtheil nur ihn allein trifft. Sobald aber andere Perſonen dabei betheiligt ſind, wird man nicht alle Klugheitsregeln über Bord werfen dürfen. In Betreff der hiſtoriſchen Wahrheit

würde vorerſt die Frage ſeyn: wann kann oder ſoll ſie eintreten? Offenbar doch wohl nicht ſo lange die große Mehrheit der handelnden Hauptperſonen noch in voller Wirkſamkeit und am Leben iſt. Es kann nicht unterbleiben daß dem Einen dieſer, dem Anderen jener Fehler zur Laſt gelegt werde; vermag er immer ſich zu rechtfertigen wenn er Diejenigen nicht nennen darf welche ihm die Grundzüge ſeines Handelns vorſchreiben? — Niemand iſt dabei ſo übel daran als Staatsmänner und Feldherren, und gleichwohl wird über Niemand ſo leicht der Stab gebrochen. Wie kann aber die hiſtoriſche Wahrheit zu Tage gefördert werden, ohne die Beweggründe des Handelns genau zu kennen?"

Beerenhorſt. „Nach Ihrer Meinung ſind alſo der Vater der Lüge und der Hoheprieſter der Wahrheit leibliche Vettern, die ſich einander keine Vorwürfe zu machen haben. Der Eine lügt poſitiv, der Andere negativ; da nun aus der Nothwendigkeit zuweilen ſelbſt eine Tugend gemacht wird, iſt es dem Weſen der Sache nach ganz gleich, ob Einer die Wahrheit oder Unwahrheit ſagt. Haben Sie vielleicht bei Machiavel philoſophiſche Vorleſungen mit angehört?"

Ich. „Sie treiben Kurzweil mit ernſten Dingen, lieber Beerenhorſt, ich habe nur andeuten wollen daß man nicht Alles ſagen darf was wahr iſt, verlange aber wie Sie daß Alles wahr ſeyn ſolle was man ſagt."

Beerenhorſt. „Da wären wir wieder auf dem alten Punkte, denn durch abſichtliches Verſchweigen der Wahrheit kann man Jemand eben ſo ſehr ſchaden als durch eine abſichtliche Unwahrheit. Die Verantwortlichkeit eines Feldherrn, zum

Beiſpiel, iſt ſo groß daß ihm die Freiheit zuſtehen muß ſich gegen grobe Beſchuldigungen, welche ihm aufgebürdet werden, zu rechtfertigen. Dieſe Freiheit hat er zwar ſeinem Landesherrn gegenüber, aber nicht in Betreff der hiſtoriſchen Wahrheit. Alle die Unwahrheiten die nach ſeinem Tode verbreitet werden kann er nicht mehr widerlegen; was nicht widerlegt wird hält man für wahr. So pflanzen ſich die hiſtoriſchen Unwahrheiten wie Schlingkraut fort, die Theoretiker bauen auf dieſen Grund neue Syſteme und die Verblendung wird immer größer. Wäre es nicht beſſer wenn die Feldherren nach Beendigung eines Kriegs öffentlich Rechenſchaft ablegten über das was ſie gethan oder unterlaſſen haben? Die Unannehmlichkeiten, welche eine wahrheitgetreue Darſtellung ihrer Feldzüge für ſie und Andere haben können, wiegen die Nachtheile nicht auf die aus dem beharrlichen Verſchweigen der Mißgriffe entſpringen, für welche es immer einige gute Entſchuldigungsgründe geben wird."

Ich. „Damit werden die Diplomaten ſchwerlich einverſtanden ſeyn, denn ſie ſind es in der Regel welche die Bolzen drechſeln, die der Feldherr verſchießen ſoll; alle Welt weiß das, obſchon dieſe Herren es lieber verſchweigen möchten wenn es nur anging. Aber beruhigen Sie ſich, Freund Beerenhorſt, man iſt im neunzehnten Jahrhundert darin ungleich liberaler geworden, ſelbſt Oeſtreich fängt an ein wenig ſprachſeliger zu ſeyn, und hat bereits eine Geſchichte des Feldzugs 1814 geliefert, die freilich immer noch viel zwiſchen den Zeilen zu leſen giebt. Die letzten Kriege ſind überhaupt viel ſorgfältiger beſchrieben worden als die Kriege Friedrichs des Großen, weshalb der darin wehende Geiſt hier und da immer noch wie eine Art Geſpenſt herumwandelt, das Alt und Jung zum Beſten hat. Gehen Sie heute mit zum Könige, er will uns über den Feldzug 1758 Mittheilung machen."

Beerenhorſt. „Die Majeſtät hat mich nicht eingeladen, ich werde dafür zu Charon gehen, dort amüſire ich mich beſſer. Glauben Sie ernſtlich, lieber Clauſewitz, daß in den königlichen Erzählungen immer die lautere Wahrheit zu Tage kommt? Ich zweifle noch etwas daran. Das erſte Manuſcript zur Geſchichte ſeiner Feldzüge ſoll zwar ganz der Wahrheit getreu abgefaßt geweſen ſeyn, ſo verſichert wenigſtens Prinz Heinrich, es iſt aber bekanntlich aus Fahrläſſigkeit eines Lakaien im Kamine verbrannt. Die ſpätere Reproduction iſt nicht frei von Entſtellungen. In den bekannten Tiſchgeſprächen pflegte Friedrich manchen Vorfall auszuſchmücken. Seine Generale und Oberſten prägten dieſe Erzählungen tief in ihr Gedächtniß. Als die Geſchichtſchreibung wieder vorgenommen wurde zeigten ſich Lücken, die wegen Mangels an ſchriftlichen Unterlagen aus dem Gedächtniß ergänzt werden mußten. Dabei zog Seine Majeſtät die Tiſchgenoſſen zu Rathe, und dieſe Herren erzählten was ihnen erzählt worden war, ohne weitere kritiſche Zuſätze und Bemerkungen, zu denen ſie als Theilnehmer an den Kriegsthaten ganz gut befähigt geweſen wären."

Ich. „Wenn Sie der königlichen Geſchichtserzählung kein rechtes Vertrauen ſchenken können, ſo vergleichen Sie dieſelbe mit der jetzt in Berlin bearbeiteten Geſchichte, die doch gewiß nur Wahres enthalten wird."

Beerenhorſt. „Sagen Sie lieber: die Wahres enthalten ſoll. So lange ſich aber die Cenſur in die Geſchichtſchreibung miſcht, kann nicht viel Gutes herauskommen. Selbſt die gekrönten Häupter vermögen nicht die Wahrheit in ihre vollen Rechte einzuſetzen, weil ſie ihren Organen doch eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit einräumen müſſen. Was dieſen Herren nicht gefällt wird alſo ohne Gnade geſtrichen. Hören Sie, wie es

einſt dem bekannten Dichter Sonnenfels in Wien ergangen iſt. Er ſendet ein Manuſcript an die Cenſurhofcommiſſion, welche darin ganze Seiten ſtreicht. Aergerlich darüber läßt er ſich noch denſelben Abend bei der Kaiſerin melden. Maria Thereſia, die ihm wohl will, empfängt ihn mit den Worten: „Was giebt's „wieder; wird Er ſchon wieder ſekkirt? Hat Er etwas gegen „Uns geſchrieben, ſo vergeben Wir Ihm vom Herzen, Ich weiß „ſchon wie Er's meint, und ein rechter Patriot muß wohl „manchmal ungeduldig werden. Oder gegen die Religion? Er „iſt ja kein Narr. Oder gegen die guten Sitten? Das glaube „ich nicht, Er iſt ja kein Saumagen. Aber wenn Er etwas „gegen die Miniſter geſchrieben hat, dann, mein lieber Son„nenfels, kann Ich Ihm nicht helfen, Er muß ſehen wie Er „ſich durchſchlägt." — Das war das Reſultat der kaiſerlichen Privataudienz, und der arme Schriftſteller mußte ruhig zuſehen wie ſein Manuſcript verſtümmelt wurde. Wenn eine Regierung Geſchichte ſchreiben läßt, nimmt ſie immer auf gehörige Ausſchmückung Bedacht. Die eigenſinnige Aengſtlichkeit der Cenſoren geht bisweilen über alle Begriffe. Zum Beiſpiel. Der letzte Kaiſer Franz war auf dem Schlußblatte des Habsburger Stammbaumes mit ſeiner letzten Gemahlin dargeſtellt worden, und der Künſtler hatte die drei vorangegangenen Gemahlinnen in Medaillons angebracht. Die Cenſurbehörde ſendete das Blatt mit folgender Entſcheidung zurück: „Admittitur, jedoch iſt dem Herausgeber die Unbeſcheidenheit zu verweiſen, den Monarchen mit ſeinen vier Frauen darzuſtellen." Als dem Kaiſer dieſer Beſcheid von ſeinem Leibarzte erzählt wurde, konnte er ſich des Lachens nicht enthalten und ſagte: „Schaut's, iſt das „nicht köſtlich ſo eine aufrichtige Polizei zu haben, die mir's „in's Geſicht ſagt daß es unbeſcheiden ſey vier Frauen zu haben? „Ich hab's ja nur nacheinander gehabt und nicht nebenein„ander."

Ich. „Laſſen wir die Wiener Cenſurpoſſen auf ſich beruhen, mein Freund, ich hege von unſeren Landsleuten eine beſſere Meinung, und ſollten ſich auch in Berlin unzeitige Bedenklichkeiten äußern, ſo brauchen wir Olympier nicht dieſelben Rückſichten zu nehmen. Doch jetzt muß ich Sie verlaſſen; grüßen Sie Papa Charon von mir, den ich bald ebenfalls zu beſuchen gedenke.“ — Beerenhorſt ging kopfſchüttelnd von dannen, und verſprach mir das Reſultat ſeiner Beobachtungen von Tenare mitzutheilen. Sollteſt Du zufällig Mitglied der Redactionscommiſſion für Friedrichs d. Gr. hinterlaſſene Werke ſeyn, ſo beſchwöre ich Dich Deine ganze Beredtſamkeit aufzubieten, damit der Wahrheit die Ehre gegeben werde. Im Kampfe mit einem Stärkeren iſt Schlauheit oft eine Nothwendigkeit; aber ohne die triftigſten Gründe ſollte man ſich dieſes Mittels nicht bedienen, denn es hat in mancher Beziehung etwas Demoraliſirendes. Als Preußen in den Jahren 1808—1813 die Wachſamkeit der Franzoſen zu täuſchen ſuchte, um die verbotene Heeresverſtärkung möglich zu machen, war dieſe Täuſchung eine Pflicht der Selbſterhaltung. Im Frühjahr 1813 nahm aber die Regierung keinen Anſtand ſich offen gegen Napoleon zu erklären, obſchon unſere Widerſtandsmittel noch nicht weit reichten. Das war loyal und wirkte vortheilhaft auf den Geiſt des Volks. Warum ſollte man nun bei Abfaſſung der Geſchichte einer längſt vergangenen Zeit nicht offen und ehrlich die Fehler eingeſtehen welche damals begangen worden ſind. Kann das jetzt noch Jemand ſchaden?

Die Kriegsgeſchichte des vorigen Jahrhunderts ſoll uns in vieler Hinſicht zur Warnung dienen. Wir Deutſchen ſind damals die Lehrmeiſter der Ruſſen und Franzoſen geweſen. Erſtere haben ſeitdem gewaltige Fortſchritte im Kriegsweſen gemacht, Letztere uns ſogar übertroffen. Beide Nationen ſind in fort=

während Kämpfe verwickelt. In Deutſchlands Gauen herrſcht der Frieden. Was die Zukunft bringt wiſſen die Götter. Ohne Krieg wirds nicht abgehen, denn er iſt in der Weltordnung begründet und die Träume von einem Jahrhundert des Friedens und der Induſtrie ſind eben nur Träume, die um ſo verderblicher werden können je länger ſie dauern. Man wird alſo den Krieg nicht für unmöglich halten, ihn nicht aus den Augen verlieren dürfen, und ſich darauf vorbereiten müſſen. Die Erinnerung an den Befreiungskrieg kann dabei beruhigend auf den Geiſt wirken, uns aber auch eben ſo gut in verderbliche Sicherheit einlullen. Die Eitelkeit wird nicht ganz aus dem Spiele bleiben. Auf den Enthuſiasmus und Ingrimm der Deutſchen von 1813 und ſpäter hinweiſend, ſind bereits Wehr= und Kriegsſyſteme für die Zukunft begründet worden, denen zur Verwirklichung vielleicht nichts fehlt als jener Volksgeiſt, welcher die ganze Maſſe durchdringt und jeden Einzelnen zu außerordentlichen Leiſtungen befähigt. Aber die vermeintlichen Geiſtesbeſchwörer ſind in der Regel gutmüthige Schwärmer oder Betrüger. Zählen wir nicht zu ſehr auf ihre Verheißungen.

Eine aufmerkſame Betrachtung früherer Kriegsereigniſſe, deren Theilnehmer ſämtlich verſchieden ſind, geſtattet ein nüchterneres Urtheil über die Urſachen der Siege und Niederlagen. Soll aber dieſe Betrachtung lehrreich ſeyn, ſo muß die Unparteilichkeit den Vortritt haben. Sie wird vor Allem bei Verhältniſſen verweilen müſſen, die am nachhaltigſten wirken obſchon ſie weniger in das Auge fallen. Es iſt ein großer Irrthum wenn wiederholt behauptet wird: „G r o ß e F e l d h e r r e n g e b i e t e n d e n V e r h ä l t n i ſ ſ e n.“ Auf allen Blättern der Geſchichte ſteht im Gegentheil geſchrieben, daß große Feldherren immer nur den Verhältniſſen unterlegen ſind, deren Herrſchaft ſie nur etwas länger zu widerſtehen vermochten als minder be=

gabte Heerführer. Napoleon unterlag in Rußland, Deutſchland, Spanien und Frankreich nur den allgemeinen Verhältniſſen, die mit und ohne ſein Zuthun ſich gebildet hatten. Auch Friedrich hat erfahren, welche Macht die Verhältniſſe ausüben. Er verdankt manchem politiſchen Verhältniſſe ſeine Rettung; er konnte aber gleichwohl ſein kühnes Verfahren, das ihm namentlich 1757 drei wichtige Siege verſchaffte, nicht auf die Dauer des ganzen Krieges beibehalten, denn ſeine Mittel erlaubten das nicht. Die allmälige Aenderung ſeines Kriegsſyſtems iſt von den Geſchichtſchreibern bisher viel zu wenig beachtet worden, und namentlich hat die Kritik oft das für fehlerhaft ausgegeben, was in Hinblick auf die eigenthümlichen Verhältniſſe des Königs meiſterhaft genannt zu werden verdiente. Ich hoffe der König wird uns heute manchen wichtigen Aufſchluß geben, und eile nun in die Verſammlung. Bald ein Mehreres.

Neun und sechzigſter Brief.

Olymp, den 15. Juni 1844.

Friedrich d. Gr. erzählt Napoleon ſeinen Feldzug 1758. — Der Einfall in Mähren, Belagerung von Olmütz. Marſch des Königs gegen die Ruſſen; Seydlitz in der Schlacht bei Zorndorf. Daun's Plane auf Sachſen. Des Königs ſchneller Rückmarſch dahin. Flankenmanöver bei Stolpen. Der Ueberfall bei Hochkirch. Entſatz von Neiße, Koſel, Dresden und Colberg. Rückzug der Ruſſen und Oeſtreicher in ihr Land.

Die Mittheilung des Königs über den Feldzug 1758 hat ſich auf mehrere Tage ausgedehnt, weshalb ich Dir erſt heute darüber Bericht erſtatten kann. Sie iſt in Betracht der mancherlei Einwürfe, welche dem Könige von verſchiedenen Seiten gemacht wurden, eine der pikanteſten. Die Verſammlung war eben ſo zahlreich als glänzend, doch will ich nur die Namen Derjenigen einſchalten, deren Mit- und Gegenrede eine wörtliche Anführung verdienen, und außerdem relatoriſch verfahren.

In politiſcher Beziehung hat zu Anfang jenes Jahres keine erhebliche Aenderung ſtattgefunden. Frankreich war durch Friedrich's Siege bei Roßbach und Leuthen verblüfft und entmuthigt worden. Das Bündniß mit Oeſtreich erlitt dadurch einen gewaltigen Stoß, und ohne die Bemühungen des Prinzen Xaver, welcher aus den ſächſiſchen Deſerteuren zwölf neue Infanterie-Regimenter bildete und an den Rhein führte, würde vielleicht von einer ferneren Mitwirkung der Franzoſen nicht viel zu berichten ſeyn. König Auguſt erwartete mit Ungeduld die Be-

freiung Sachſens, zählte dabei aber mehr auf den Beiſtand Frankreichs als Oeſtreichs, deſſen wiederholte Verſprechungen nicht in Erfüllung gehen wollten, und gab deshalb jene Regimenter in Frankreichs Sold; ſie haben ſich bei Sondershauſen und Lutternberg mit Ruhm bedeckt, ſich auch in der Schlacht bei Minden beſſer als die franzöſiſche Infanterie geſchlagen. Bekanntlich hatte Friedrich die im Lager bei dem Lilienſtein (1756) gefangenen ſächſiſchen Offiziere auf Ehrenwort und unter der Bedingung entlaſſen, nicht gegen ihn zu fechten. Ihr Landesherr entband ſie dieſes Ehrenworts, ein Akt der Willkür der ſich nicht gut rechtfertigen läßt, indem dadurch die Grundlagen der Militär-Capitulationen verrückt werden. Auch führte Friedrich mit Recht darüber Beſchwerde, weil nur ihm allein die Löſung jenes Ehrenbandes zuſtand. Indeß zeigten dieſe Truppen ſelbſt einen richtigen Takt. Sie hatten ihr Wort gegeben nicht gegen die Preußen zu kämpfen, und waren durch keine Art von Vorſtellung zu bewegen dieſes Wort zu brechen. Aber gegen Hannoveraner und Heſſen zu kämpfen trugen ſie kein Bedenken und ſchloſſen ſich deshalb den Franzoſen an.

Bevor die Inſinuationen des ſächſiſchen Hofes ſich wirkſam zeigen konnten, hatte der Hof zu Verſailles beſchloſſen ſeine Truppen aus Deutſchland zurückzuziehen. Richelieu war bereits zur Rechenſchaft für ſeine Unthätigkeit gezogen, und der Herzog von Clermont an ſeiner Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt worden, von dem die Pariſer ſelbſt ſagten: il prêche comme un soldat et se bat comme un apôtre. Der neue Cardinal-Feldherr verſtand vom Kriegführen wenig oder nichts. Das ihm beigegebene Kriegsconſeil vermochte dieſem Mangel ebenſowenig abzuhelfen. Richelieu's hinterlaſſene Armee war im höchſten Grade demoraliſirt. Die conventionellen Unterſchleife aller Befehlshaber, vom Compagniechef aufwärts, gingen ſo weit daß

die in Deutſchland ſtehenden Armeen, deren Effektivbeſtand am Schluſſe des vorigen Jahres zu 157,000 Mann angegeben wurde, bei Eröffnung des Feldzugs 1758 kaum 80,000 Mann im erbärmlichſten Zuſtande unter den Waffen zählten. Hieraus erklärt ſich der faſt beiſpielloſe Erfolg des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, welcher mit 30,000 Mann engliſch-deutſcher Truppen ſchon im Februar von der Aller gegen dieſe Armee losbrach, hierbei durch den Prinzen Heinrich mit 10,000 Mann unterſtützt wurde, und die Franzoſen ohne Mühe und Blutvergießen vor ſich her trieb. Gegen 12,000 Nachzügler fielen in ſeine Hände. In den erſten Tagen des Aprils ſtand Ferdinand am Niederrhein, gönnte ſeinen Truppen die nöthige Ruhe und wartete auf Verſtärkung aus England, weil Prinz Heinrich wieder nach Sachſen zurück mußte um von dort aus der Reichsarmee die Spitze zu bieten, und an den großen Operationen ſeines königlichen Bruders Theil nehmen zu können.

Ich habe dies vorausſchicken wollen, damit ich mich deſto ungeſtörter mit den Unternehmungen des Königs beſchäftigen kann, die Stoff zu vielen Betrachtungen liefern. Sein Feldzugsplan war abermals ſehr großartig. Ich komme bald darauf zurück, muß aber erſt einen Blick auf den Einfluß der öffentlichen Meinung werfen, die nicht erſt durch die heutigen Dampfpreſſen eine Macht geworden, ſondern es zu jeder Zeit geweſen iſt, und vor der jetzigen Beſchleunigung des Gedankenverkehrs vielleicht noch mächtiger war, weil die Widerlegung falſcher Angaben ſchwerer wurde.

Friedrich's glänzende Siege hatten ihm in Deutſchland nicht nur große Popularität verſchafft, ſondern ihn zum Helden von Europa geſtempelt. Sein Bildniß verbreitete ſich in Frankreich, Holland und England in zahlloſen Exemplaren, wurde ſelbſt nach Rußland verlangt, und war in Deutſchland überall zu

finden. Franzöſiſche und deutſche Dichter prieſen ſeine Heldenthaten auf Koſten der eigenen Fürſten und Landsleute. Das Sprüchwort „wer den Schaden hat darf für den Spott nicht ſorgen" machte ſich vielſeitig geltend. Tauſende von Ueberläufern ſtrömten zu Friedrich's Fahnen und füllten die entſtandenen Lücken. Dieſen Zulauf verdankte der König ganz allein ſeinem Kriegsruhme und dem Umſtande, daß er in den Augen des großen Publikums als der Bedrückte erſchien, welchem man die Unterſtützung nicht verſagen dürfe. Ohne dieſen Zulauf würde es aber auch unmöglich geweſen ſeyn, den Krieg noch einige Jahre fortzuſetzen; denn ſo ergiebig auch Sachſen und Schleſien an Rekruten waren (wovon die ſächſiſchen freilich nur gezwungen dienten) würde der König doch ganz außer Stande geweſen ſeyn, den Abgang ſeiner Streitkräfte aus eigenen Mitteln zu erſetzen. Seit Wallenſtein und Guſtav Adolph war bei dem Sieger ein ſolches Zuſtrömen von Ueberläufern und Freiwilligen nicht wahrgenommen worden. Das iſt die Wirkung der öffentlichen Meinung, die ſich auch noch dadurch ausſprach daß ſie die Wichtigkeit der Siege Friedrichs größer ſchilderte, und bei ſeinen Unfällen die Verluſte zu verkleinern ſuchte. Es darf nicht befremden daß das preußiſche Heer dadurch auch ſtarken Zuwachs an ſchlechtem Geſindel erhielt, denn Niemand wurde nach Päſſen oder Zeugniſſen über ſein früheres Verhalten befragt. Dieſer Uebelſtand wurde aber durch Beibehaltung der ſtrengen Diſciplin und der etwas ſtarren Gefechtsform der Infanterie ſo ziemlich beſeitigt, und zur Ergänzung der Cavalerie nahm man nur Landeskinder, weshalb dieſe Waffengattung auch mehr inneren Werth hatte, der ſie zu noch glänzenderen Thaten befähigte.

An Menſchen zum Kriegführen litt Friedrich alſo keinen ſonderlichen Mangel, deſto mehr aber an Geld obſchon es in

dieſer Beziehung bei der Kaiſerin noch ſchlimmer ausſah. Er ließ deshalb die als Subſidien eingehenden engliſchen Guinéen in leichte Friedrichsd'or umprägen, welche nur den halben Goldwerth hatten. Napoleon machte ihm darüber einige ſcherzhafte Vorwürfe, wurde aber durch die Hinweiſung auf die nach Rußland mitgenommenen Platten zur Nachahmung der Papierrubel bald zum Schweigen gebracht. Es erhob ſich hierauf zwiſchen beiden Monarchen eine kleine Diskuſſion über die Zuläſſigkeit einer ſolchen Münzverfälſchung im Kriege. Friedrich behauptete: wenn Geld ein wichtiges Mittel zum Kriegführen iſt, wenn die Vermehrung der eigenen und Verminderung der feindlichen Kampfmittel zu den erſten Grundſätzen der Kriegskunſt gehört, ſo müſſe ein ſolches Verfahren auch gerechtfertigt erſcheinen. Napoleon beſtritt das keineswegs, war aber der Meinung man müſſe das feindliche Geld verfälſchen und nicht das eigene; die erſtere Maßregel gewähre doppelten Nutzen, weil ſie zugleich dem Credit des feindlichen Landes ſchade; die andere führe indirekt zu einer Beeinträchtigung der eigenen Unterthanen und des eigenen Credits. Auf die Frage: weshalb Friedrich im feindlichen Lande nicht lieber ſtarke Contributionen erhoben habe ſtatt ſchlechte Goldſtücke prägen zu laſſen, gab dieſer zur Antwort: daß er befürchtet hätte durch eine ſolche Maßregel die Gemüther von ſich abzuwenden. — Mir ſcheint der Gegenſtand nicht erheblich genug um länger dabei zu verweilen, doch würde auch ich für die Maßregel Napoleons ſtimmen, wenn einmal ein ſolches Mittel dem Gegner zu ſchaden ergriffen werden muß. — Ungleich lebhafter war die hierauf ſich entſpinnende Debatte über den Operationsplan des Königs, weshalb ich ſie wörtlich mittheile.

Friedrich. „Meine Friedensvorſchläge an die Kaiſerin, womit ich den in meine Gefangenſchaft gerathenen Fürſten Lob-

kowitz perſönlich beauftragte, hatten kein Gehör gefunden. Man antwortete darauf ſtolz und kalt. Dieſe Zurückweiſung war eine Folge franzöſiſcher Intrike. Ich rächte mich dafür durch Epigrame, und befahl dem Herzoge von Braunſchweig die Franzoſen über den Rhein zu jagen. Während dieſer Zeit brachte ich Schweidnitz und die Grafſchaft Glatz wieder in meine Gewalt. Feldmarſchall Daun ließ mich gewähren, er ſtand ruhig hinter dem Grenzgebirge. Feldmarſchall Fermor nahm im März mit ſeinen Ruſſen Oſt= und Weſtpreußen in Beſitz; das kümmerte mich nicht. Ich wußte ſchon daß er es vorläufig dabei bewenden laſſen würde, und richtete mein Augenmerk auf Mähren. Gelang es mir Olmütz zu nehmen und Daun zu ſchlagen, ſo würde Prinz Heinrich in der weſtlichen Hälfte Böhmens leichtes Spiel gehabt haben, weil er es nach der vorausgeſetzten Vertreibung der Reichstruppen nur mit dem Corps des Generals Dombasle zu thun hatte. Im glücklichen Falle machte ich der Kaiſerin einen Beſuch in Wien, und ging nicht Alles wie ich hoffte ſo zog ich mich nach Schleſien zurück, mich mit dem Vortheile begnügend die Kriegsrüſtungen der Oeſtreicher geſtört und einige Monate auf ihre Koſten gelebt zu haben."

Napoleon. „Dieſer Entwurf war kühn, aber der Erfolg hat Ihren Erwartungen nicht entſprochen; reichten die Mittel nicht aus oder ſind Fehler begangen worden?"

Friedrich. „Ich weiß ſelbſt kaum was ich hierauf erwiedern ſoll, Herr Bruder, laſſen Sie ſich alſo den Verlauf der Sache erzählen. Zur Deckung der Belagerung von Schweidnitz (vom 1. bis 16. April) hatte ich mit 30,000 Mann eine Stellung bei Landshut genommen, Daun's Hauptmacht ſtand mir bei Trautenau gegenüber. Außerdem gab es längs der Grenze bis an die Oder Beobachtungscorps auf beiden Seiten.

Nach dem Falle von Schweidnitz konzentrirte ich mich bei Troppau und marſchirte auf Olmütz, wo meine Vortruppen ſchon am 3. Mai ankamen den Platz aber ſtark beſetzt fanden. Ich war mit den Vortruppen vorausgeeilt und ließ die Feſtung ſofort recognoſciren. Von der Höhe des Tafelberges hatte man eine gute Ueberſicht, aber Oberſt Balby, mein Ingenieur, war nicht dahin zu bringen die muthmaßliche Dauer der Belagerung zu beſtimmen, und machte allerhand Schwierigkeiten. Im Grunde legte ich auf die Eroberung dieſes Platzes auch keinen beſonderen Werth. Es lag mir vor Allem daran die Oeſtreicher zu einer Schlacht zu zwingen, bevor die Ruſſen an die Oder rückten wo man ſie erwartete. Bei der bekannten Vorſicht Daun's und der Entmuthigung ſeiner Truppen ſtand indeß zu befürchten daß er jeder Schlacht ausweichen werde. Um alſo nicht vergeblich in Mähren geweſen zu ſeyn, traf ich zugleich ernſte Anſtalten zur Belagerung von Olmütz. Fiel dieſe Feſtung in meine Gewalt, ſo gewann ich für die ferneren Unternehmungen in Mähren einen guten Stützpunkt. Ich hatte bei Olmütz 40,000 Mann welche vorläufig kantonirten. Später zog ich noch die Generale Zieten und Fouqué heran was meine Streitkräfte (20. Mai) auf 55,000 Mann brachte. Der Belagerungspark, der unter Fouqué's Schutz ſich näherte, belief ſich auf 116 Geſchütze war aber etwas nothdürftig mit Munition verſehen. Die Eröffnung der Laufgraben erfolgte den 27. Mai. Ich entſchloß mich ungern zu dieſer Belagerung, weshalb ſie auch ſo ſpät unternommen und mit nicht ſehr großem Eifer betrieben wurde. Aber Daun hatte ſich bisher ziemlich fern gehalten, ſeine Bewegungen waren mir unbekannt geblieben. Endlich zeigte er ſich (24. Mai) bei Gewitſch und ſtellte ſich einige Meilen ſüdlich von Olmütz auf. Als ich ihn angreifen wollte wich er aus. Mir blieb alſo nichts übrig als die Belagerung fortzuſetzen welche Keith leitete.

„Da dieſe Belagerung anfangs nur das Mittel ſeyn ſollte Daun zu entſcheidenden Schritten zu nöthigen, hatte ich die Laufgraben auf große Entfernung (1500 Schritt) anlegen laſſen. Das wurde mir jetzt nachtheilig und brachte die Arbeiten nur langſam vorwärts. Die Munition ging ebenfalls zur Neige. Ich erwartete zwar Ende Juni einen ſtarken Transport, war aber wegen deſſen Ankunft nicht wenig beſorgt, denn dieſer Zug von 3000 Wagen (darunter über 800 mit Munition) hatte nur eine Bedeckung von 9000 Mann ſehr wenig zuverläſſiger Truppen, und mußte durch eine Gegend die der Feind höchſt unſicher gemacht hatte. Ich ſendete ihm deshalb den General Zieten mit 3 Bataillonen und 20 Schwadronen entgegen, doch ging der ganze Transport den 30. Juni verloren, denn General Laudon griff ihn bei Domſtadl mit 25,000 Mann an. Nun mußte ich die Belagerung ſchnell aufheben. Daun mochte glauben ich werde auf Neiße oder Troppau zurückgehen, ich ſchlug aber den Weg über Müglitz und Leutomiſchl nach Königgrätz ein, wo ich den 11. Juli ohne Verluſt ankam, obſchon es keine Kleinigkeit war die vielen ſchweren Geſchütze und gegen 4000 Wagen im Gebirge fortzubringen."

Napoleon. „Ihr neuer Gegner Daun hat, wie es ſcheint, ganz gut operirt und wird uns wohl erzählen wie er ſein Verhältniß angeſehen hat."

Daun. „Der vergangene Feldzug war für mich eine gute Lehre geweſen. Des Königs gewohntes ungeſtümes Vordringen beſtimmte mein Verfahren. Das vom Prinzen von Lothringen mir hinterlaſſene Heer befand ſich in der erbärmlichſten Verfaſſung. Die Ergänzungen trafen zwar ſchneller als gewöhnlich ein, und ich hatte im April über 50,000 Mann beiſammen, meine Armee war aber damals weder marſch- noch ſchlagfertig. Unſer Trillſyſtem litt noch an vielen Mängeln; man vertändelte

die Zeit mit nutzloſen Gewehrgriffen und anderen Lapalien, ja es gab Regimenter deren Rekruten bis zur Schlacht bei Hochkirch noch nicht ſo weit ausgebildet waren, daß man ſie beim Feuern in Reih und Glied laſſen konnte. Ueberdies fehlte meiner Infanterie Muth und Selbſtvertrauen, ich mußte ſie alſo erſt allmälig wieder mit dem Feinde in Berührung bringen. — Des Königs von Preußen Majeſtät irrt ſich aber wenn er glaubt mich über ſeine Abſichten getäuſcht zu haben. Die Bewegungen hinter dem Gebirgsrücken ſind mir kein Geheimniß geblieben, und wußte ich auch anfangs den Zweck derſelben nicht zu deuten, ſo ſchrieb ich doch ſchon Ende April an die Kaiſerin daß, wenn dieſe Bewegungen etwas anderes bezweckten als mich nach Mähren zu locken, um dadurch eine Unternehmung auf Prag zu erleichtern, dies nur ein Einfall in Mähren ſeyn könne. Laudon's leichte Schaaren verſchafften mir darüber bald Gewißheit und nun war mein Entſchluß gefaßt. Den Verheißungen unſerer Verbündeten gemäß ſollten im Juni 30,000 Franzoſen in Böhmen, 30,000 Ruſſen in Schleſien einrücken. Selbſt zu ſchwach auf eigene Hand etwas zu unternehmen, beantragte ich das Vorrücken der Reichsarmee gegen Eger, um im Verein mit dem (öſtreichiſchen) Corps des General Dombasle in Sachſen einzurücken. Gelang es auch dieſen 60,000 Mann nicht den Prinzen Heinrich von dort zu vertreiben, ſo hinderten ſie ihn doch etwas gegen Böhmen zu unternehmen oder den König zu unterſtützen. Mit meinem eigenen Heer konnte ich mich nur defenſiv verhalten, doch war ich entſchloſſen den Fall von Olmütz nach Kräften zu verhindern. Die franzöſiſche Hilfe blieb ganz aus, weil es damit nicht ernſtlich gemeint geweſen war und das Ueberſchreiten des Rheines durch den Prinzen Ferdinand (1. Juni) zum Vorwand diente ſie zu verſagen. Die Ruſſen kamen erſt im Auguſt bei Küſtrin an. Ich war mithin auf die eigenen Kräfte beſchränkt.

„Olmütz hatte eine Beſatzung von 10,000 Mann und war mit allen Widerſtandsmitteln reichlich verſehen. Die Einſchließung dieſes Platzes hat ihre Schwierigkeiten, weil die March mit ihren vielen Zuflüſſen die innere Verbindung des Einſchließungscorps vielfach unterbricht. Hierzu kam das langſame Vorſchreiten der Laufgraben. Dadurch gewannen wir jedenfalls mehrere Wochen. In dieſer Zeit konnte ich meinen Truppen durch kleine Gefechte wieder Muth einflößen und meine weiteren Anordnungen treffen. Auf Laudon's Kühnheit und Thätigkeit zählend, ging ich hauptſächlich darauf aus das preußiſche Heer zu ermüden und ſeine Verbindung mit Schleſien zu unterbrechen. Dieſen Zweck habe ich vollſtändig erreicht ohne dabei etwas auf das Spiel zu ſetzen. Die Vernichtung des großen Transports krönte mein Werk; doch hatte Laudon nur 13,000 Mann unter ſeinen Befehlen, und nicht das Doppelte wie der König vorhin behauptete."

Napoleon. „Das Zaudern hat Ihnen hier Vortheil gebracht, Graf Daun; waren Sie aber auch ſicher daß Olmütz einem gewaltſamen Angriffe widerſtehen werde?"

Daun. „Vollkommen, Sire, denn die Belagerungsanſtalten waren nicht darnach daß ſo etwas zu befürchten ſtand, und auf die Wachſamkeit und Tapferkeit des Commandanten General von Marſchall konnte ich mich verlaſſen."

Der König wurde durch dieſe Bemerkung etwas empfindlich und ſagte zum Feldmarſchall **Keith** er möge ſich ſelbſt rechtfertigen. Dieſer erwiederte aber: „Daun hat nicht ganz Unrecht. Ich habe Ew. Majeſtät fortwährend Vorſtellungen gemacht, daß ich mit 6000 Mann nicht im Stande ſey, dieſe Feſtung enger einzuſchließen und auch noch dem Mangel an

Arbeitern abzuhelfen. Ew. Majeſtät wollten aber nichts davon hören, verwieſen mich auf mein Belagerungstalent und ſchimpften auf den Oberſten Balby. Damit war aber dem Uebel nicht abzuhelfen. Es fehlte uns an Arbeitern und Geräthſchaften. Die naſſe Witterung und der Mangel an Lebensmitteln machte die Truppen mißmuthig. Viele erkrankten Andere liefen in die Feſtung. Die Beſchießung wurde täglich ſchwächer und unwirkſamer. General Marſchall fand immer Zeit die beſchädigten Werke wieder in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, er erkannte bald die gänzliche Unzulänglichkeit unſerer Mittel und ſetzte Feldmarſchall Daun davon in Kenntniß, der Ew. Majeſtät bei Ewanowitz beobachtete. Dadurch wurde es dieſem möglich den General Laudon zu verſtärken, was den Verluſt des großen Transports und die Aufhebung der Belagerung (2. Juli) zur Folge hatte."

Friedrich. „Nun wenn ich auch zugeben will daß mein Gegner es dieſes Mal beſſer gemacht hat als ich, ſo hat er im Grunde doch wenig Vortheile davon gezogen. Er hätte mich bei Aufhebung der Belagerung angreifen, oder auf dem beſchwerlichen Rückzuge durch Böhmen lebhaft verfolgen ſollen."

Daun. „Das Erſtere wäre aus vielen Gründen nicht rathſam geweſen, denn Ew. Majeſtät ſuchten ja die Schlacht, und man muß niemals thun was der Gegner wünſcht; das Letztere habe ich nicht unterlaſſen, und ich denke daß die 10,000 Mann leichter Truppen, mit welchen Laudon und Saint-Ignon Ihre langen Colonnen umſchwärmten, ſich wohl bemerkbar gemacht haben."

Keith. „Daun hat nicht Unrecht, Sire, ich und General Fouqué wiſſen davon zu erzählen, wir haben uns mehr als

einmal durchſchlagen müſſen bevor wir bis Königgrätz kamen, wenn auch Ew. Majeſtät Colonne weniger beunruhigt worden ſeyn mag. Daß wir aber unterwegs weder Geſchütze noch Wagen verloren haben, war nur die Folge der außerordentlichen Disciplin der Truppen." — „Und Ihrer umſichtigen Thätigkeit, mein lieber Feldmarſchall", ſetzte **Friedrich** hinzu. „Wahrhaftig, wenn ich nicht Generale gehabt hätte die ſich auf gelehrte Rückzüge verſtanden, es wäre mir zuweilen ſchlimm ergangen. Mancher Feldherr wagt nur deshalb weniger, weil er ſich im Falle des Mißlingens vor dem Rückzuge fürchtet, ich hatte aber immer die Ueberzeugung daß ich gut fortkommen würde."

Napoleon war indeß der Meinung, daß Daun die Verfolgung ernſter betreiben oder lieber ganz hätte unterlaſſen und auf Breslau marſchiren ſollen. Daun erwiederte aber daß er es den Verhältniſſen angemeſſener gefunden habe den König nicht zu drängen, weil deſſen Lage durch die Annäherung der Ruſſen um ſo gefährlicher werden mußte, je länger er an Böhmens Grenze verweilte. Welchen Nutzen ſonach der König aus dieſer ganzen Unternehmung gezogen hat iſt ſchwer zu erſehen, denn Feldmarſchall Daun würde ihn vorher in Schleſien ſchwerlich aufgeſucht haben. Aber es iſt möglich daß Letzterer ſich dann früher nach Sachſen gewendet haben würde, was auf die Thätigkeit der Franzoſen — welche fortwährend auf Sachſens Befreiung beſtanden — einen günſtigen Einfluß haben konnte. Nach der für ſie zwar unglücklichen Schlacht bei Crefeld (den 23. Juni) trat Marſchall Contades an die Spitze der franzöſiſchen Armee, die den Prinzen Ferdinand bald wieder zum Rückzuge über den Rhein nöthigte, während Prinz Soubiſe befehligt wurde mit einem beſonderen Corps über Marburg nach Kaſſel vorzudringen (im Juli). Daß es im Laufe des Jahres in Weſtphalen und Heſſen zu keiner Entſcheidung gekommen iſt, und die Fran-

zoſen ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit im Spätherbſt wieder an den Niederrhein und Main zurückgingen, mag ſeine Urſache in politiſchen Verhältniſſen gehabt haben. Wirkte Daun aber mit Macht auf Sachſens Befreiung, ſo würden die Franzoſen wahrſcheinlich andere Saiten aufgezogen und die Oeſtreicher nicht im Stiche gelaſſen haben. Es iſt die Frage, wie der König es dann möglich gemacht haben würde den Ruſſen die Spitze zu bieten. Er kannte ſie damals nur aus Berichten ſeiner Unterfeldherrn und achtete ſie wenig. Keith, der lange in ruſſiſchen Dienſten geſtanden hatte, ſuchte dem Könige dieſes Vorurtheil zu benehmen und ſchilderte ihre unerſchütterliche Standhaftigkeit im Feuer, ihre unermüdliche Ausdauer und das feſte Zuſammenhalten bei Unfällen. Friedrich ſchenkte ihm aber wenig Glauben, ſetzte dieſe Schilderung auf Rechnung der Vorliebe, und ſchloß von der geringen Manövrirfähigkeit der Ruſſen auf ihre ſonſtige kriegeriſche Tüchtigkeit. Wie ſehr er ſich darin irrte hat die Schlacht bei Zorndorf bewieſen.

Aber ungleich größer noch iſt der Irrthum geweſen, in welchem ſich die Kaiſerin über die gehoffte Mitwirkung ihrer mächtigſten Verbündeten befand, worauf gleichwohl ihr ganzer Kriegsplan gegründet war. Durch den Feldmarſchall Keith, deſſen Bruder damals (engliſcher) Geſandter in Petersburg war, habe ich erfahren daß Rußland bei dem verſprochenen Hilfszuge keine andere Abſicht hatte, als Polen in ſeine Gewalt zu bringen, und zwar auf dem Wege freiwilliger Abtretung. Der Plan war ſehr fein angelegt, ſowie überhaupt die ruſſiſche Politik ſchon damals ſich eben ſo beharrlich in Verfolgung ihrer Zwecke als gewandt in deren Erreichung gezeigt hat. Den König von Polen ſchmerzte der Verluſt Sachſens natürlich ſehr; er würde ſich alſo wohl nicht lange beſonnen haben Polen aufzugeben, wenn man ihm ſein Stammland wieder eingeräumt hätte. Frankreich

und Rußland drangen fortwährend in Oeſtreich, zur Befreiung Sachſens kräftigere Anſtalten zu treffen, und machten die Art ihres Beiſtandes im Kriege gegen Preußen gewiſſermaßen davon abhängig. Ruſſiſcher Seits ſollte Friedrich zur Räumung Sachſens durch die Beſitznahme von Oſt- und Weſtpreußen genöthigt werden. Die darauf bezüglichen Operationen gaben gleichzeitig einen ſchicklichen Vorwand, zu Gunſten Oeſtreichs nichts zu unternehmen wozu man in Petersburg überhaupt keine Luſt hatte. Hieraus erklärt ſich die lange Unthätigkeit des Feldmarſchalls Fermor an der Weichſel und ſein ſpätes Erſcheinen an der Oder. Wäre es im Juni bei Olmütz zu einer Schlacht gekommen und Daun geſchlagen worden, wer weiß ob nicht der Krieg dann ſchnell zu Ende gebracht worden ſey! Des Königs Einfall in Mähren war alſo klug berechnet, obgleich der Erfolg den Erwartungen nicht entſprach; denn es unterliegt keinem Zweifel daß er von Rußlands geheimen Abſichten unterrichtet war, ſonſt würde es ſich kaum erklären laſſen weshalb er ſeinen märkiſchen Unterthanen Befehl ertheilte die Ruſſen gut bei ſich aufzunehmen. Das ſchwankende Benehmen des ruſſiſchen Oberfeldherrn hatte mithin ſeinen Grund in politiſchen Motiven. Unentſchieden bleibt es aber, ob die engliſchen Guinéen dieſe Wirkungen im ruſſiſchen Kabinet oder im ruſſiſchen Hauptquartier hervorgebracht haben. — Laſſ' mich nach dieſer Abſchweifung zu den kriegeriſchen Operationen zurückkehren.

Fermor's endlicher Aufbruch gegen die Oder zog den General Dohna von Stralſund ab, wo er die Schweden blokirt hielt, und auch den König herbei. Letzterer hatte nach dem Rückzuge aus Böhmen eine beobachtende Stellung bei Landshut genommen, wo die Hauptmaſſe unter des damals ſehr kränklichen Feldmarſchalls Keith und des Markgrafen Karl Befehlen zurück gelaſſen wurde. Mit nur 14,000 Mann marſchirte Friedrich

in eilf Tagen von Landshut bis Küſtrin, vereinigte ſich hier mit dem Grafen Dohna, der alle entbehrliche Truppen an ſich gezogen hatte, und brachte dadurch 32,000 Mann zuſammen mit welchen er die Ruſſen anzugreifen beſchloß. Die Stimmung der preußiſchen Truppen war dem Unternehmen höchſt günſtig, denn das verheerende Bombardement der Ruſſen hatte die arme Stadt Küſtrin in einen Aſchenhaufen verwandelt, ohne den Werken erheblich zu ſchaden. Dieſer durch die Umſtände keineswegs gerechtfertigte Akt der Barbarei, verbunden mit den ſchonungsloſen Verwüſtungen der ruſſiſchen Streifſchaaren auf dem linken Ufer der Oder, ſteigerte die Erbitterung der Preußen auf's Höchſte, und ſelten iſt ein Befehl zur Schlacht mit größerer Kampfbegier aufgenommen worden. Aber auf leichten Sieg war nicht zu rechnen, denn die Ruſſen waren doppelt ſo ſtark und die Oder trennte beide Parteien. Die Einſchließung Küſtrin's hatte Fermor zwar am 21. Auguſt, wo der König bei Gorgaſt ($\frac{3}{4}$ Meile davon) ankam, aufgehoben, den Artilleriepark bis Klein-Kamin zurückgeſchickt, und hinter dem Drewitzer Forſte Stellung genommen. Indeß würde das Debouchiren aus den wenigen engen Feſtungsthoren doch mit zu großen Gefahren verbunden geweſen ſeyn. Der König entſchloß ſich alſo zu einer Umgehung im weiten Bogen. Ein am 22ſten ganz nothwendiger Raſttag, das ausgeſprengte Gerücht daß man die Ruſſen vorläufig nur beobachten wolle, die demſelben entſprechende Aufſtellung von Poſten ober- und unterhalb der Feſtung, hauptſächlich aber ein Nachtmarſch bis Güſtebieſe ($3\frac{1}{2}$ Meilen unterhalb Küſtrin), wo des Königs kleines Heer am Morgen des 23ſten ankam, täuſchte Fermor's Wachſamkeit und erleichterte das Ueberſchreiten der Oder auf dortigem Punkte mittelſt nachgeführter Brückenkähne. Nach erfolgtem Uebergange zog Friedrich genauere Nachrichten über die Stärke und Stellung der Ruſſen ein, marſchirte den 24ſten Mittags in der Richtung auf Neudamm ab, ging in

dortiger Gegend des Nachts bei einer Mühle mit den Vortruppen über die ſumpfige Mietzel, und ſtand am Morgen des 25. Auguſt mit 32,000 Mann dicht in der rechten Flanke der 50,000 Mann unter den Waffen zählenden ruſſiſchen Armee, welche die Mietzel vor der Front hatte und dieſe Stellung für unangreifbar hielt. Durch vorausgeſchickte Huſarenpatrouillen überzeugte ſich der König daß die vorliegende Zicher'ſche Heide vom Feinde nicht beſetzt ſey und der ruſſiſche Park unter Bedeckung von 4000 Grenadieren noch bei Kamin ſtehe. *) Die Entfernung von da bis Quartſchen, dem Mittelpunkte der feindlichen Schlachtordnung, beträgt über eine ſtarke Meile. Ohne ſich um den Park und die Grenadiere zu kümmern, beſchloß Friedrich zwiſchen durch zu marſchiren, die ruſſiſche Armee ganz zu umgehen, ſie in der linken Flanke anzugreifen und ſich zugleich den Rückzug auf Küſtrin zu ſichern.

Ich habe die weit umſtändlichere Darſtellung des Königs hier nur in der Kürze wiedergegeben, und will Dir dafür die ſich daran knüpfende Diskuſſion wörtlich mittheilen.

Napoleon. „Der ſchnelle Marſch gegen die Ruſſen und die Ueberſchreitung der Oder und Mietzel entzückt mich. Die beabſichtigte Umgehung, welche einen vollſtändigen Kreis beſchrieben haben würde, iſt eben ſo genial als kühn und durch die bekannte Schwerfälligkeit der damaligen ruſſiſchen Armeen gerechtfertigt. Aber, mein Freund, Sie haben entweder Ihre Gegner nicht richtig beurtheilt, oder zu ſehr auf den Einfluß der Guinéen gerechnet wenn Sie ernſtlich glaubten mit den

*) Es befand ſich nur das Gepäck und Proviantfuhrweſen nebſt einigen hundert Munitionswagen daſelbſt.

Der Herausgeber.

30,000 Mann den Sturm beſchwören zu können, welcher gewiſſermaßen im Herzen Ihres Landes loszubrechen drohte. Die ruſſiſche Armee gleicht einem Eisbäre, der ſich zwar in ſehr gemeſſenen Schritten zu bewegen pflegt, aber weder leicht in Unordnung zu bringen noch über den Haufen zu werfen iſt. Das hätten Sie wiſſen können und bedenken ſollen. An der böhmiſchen Grenze haben Sie 45,000 Mann gegen Daun zurückgelaſſen. Sie hatten alſo die Hauptmacht zur Beobachtung und die Mindermacht zu einem entſcheidenden Schlage gegen einen Feind beſtimmt, welcher nicht ſo leicht zu überwältigen iſt. Dieſer ſtrategiſche Kalkül ſcheint mir auf fehlerhaften Vorderſätzen zu beruhen."

Friedrich. „Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, daß ich auf die Mehrzahl im Kampfe kein großes Gewicht legte, ſtand ſie mir doch faſt niemals zu Gebote. Daß Fermor die Sache nicht auf die Spitze treiben, ſondern ſich mit Rettung der Waffenehre begnügen würde, davon hielt ich mich überzeugt. Es kam alſo nur darauf an ihm zu zeigen daß mit mir nicht zu ſpaßen ſey. Oeſtreich blieb unter allen Umſtänden mein erbittertſter Feind. Den Feldmarſchall Keith habe ich allerdings zur Beobachtung zurückgelaſſen, aber nicht deshalb 45,000 Mann unter ſeine Befehle geſtellt. Ich konnte mit Sicherheit vorausſetzen, daß Daun während meiner Abweſenheit in Sachſen einfallen würde, wo mein Bruder Heinrich bereits den General Dombasle und den Herzog von Zweibrücken mit der Reichsarmee gegen ſich hatte, denen er höchſtens 30,000 Mann entgegenſtellen konnte. Dieſer mehr als dreifachen Uebermacht würde er unfehlbar unterlegen ſeyn, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam. Dazu hatte ich Keiths Corps beſtimmt, und ich hoffte ſchnell genug mit den Ruſſen fertig zu werden, um entweder mit Keiths Truppen allein, oder auch noch mit den an die Oder geführten

Truppen zu ihm ſtoßen zu können. Was ich ſelbſt mitbrachte hätte ich aber durch Eilmärſche über die Gebühr anſtrengen müſſen. Je weniger Truppen ich alſo gegen die Oder führte, deſto kräftiger konnte ich an der Elbe auftreten, was für mich von größerer Wichtigkeit war. — Glauben Sie übrigens nicht daß ich die Ruſſen gering geachtet habe. Keiths Warnungen waren von mir nicht überſehen worden. Ich hatte bei meiner kleinen Armee faſt 200 Geſchütze, darunter 120 Zwölfpfünder, mit welchen ich den Ruſſen zu Anfang der Schlacht einige Stunden warm zu machen hoffte. Das wohlgenährte Feuer meiner braven Infanterie ſollte die Verwirrung vermehren, und die Cavalerie (beinahe 10,000 Reiter) durch einige entſchloſſene Angriffe den Sieg vervollſtändigen. War dieſer Vernichtungsplan nicht ganz ſyſtematiſch?"

Napoleon. „Gewiß, ſo viel mir bekannt iſt er aber in der Art nicht zur Ausführung gekommen, wie das immer zu gehen pflegt wenn der Gegner auch ein Wörtchen mitzuſprechen hat. Mir iſt ſogar verſichert worden daß Sie in dieſer Schlacht zweimal nahe daran geweſen wären geſchlagen zu werden, und daß General Seydlitz den Gegenſtoß der Ruſſen nur mit größter Mühe parirt habe."

Friedrich. „Dergleichen kommt zuweilen auch vor, Herr Bruder, haben Sie nicht in der Schlacht bei Eilau Aehnliches erfahren? Ohne die heftigen Angriffe Mürats mit der Reſervecavalerie wären Sie damals auch geſchlagen worden, und waren gleichwohl viel ſtärker als ich."

Napoleon. „Zugegeben, mein Freund, doch iſt mir damals nicht in den Sinn gekommen die ruſſiſche Armee vernichten zu wollen. Die Schlacht bei Eilau war überhaupt kein Stück

meines Operationsplanes, ich wurde damit ſelbſt überraſcht, weil ich durch die hartnäckigen Gefechte Tags zuvor die Sache abgemacht zu haben glaubte, und nach den Rapporten meines Schwagers nicht erwarten konnte, daß ich am andern Morgen ſo verzweifelten Widerſtand finden würde. Es blieb mir daher auch nichts anderes zu thun als die Ruſſen in der einfachſten Weiſe anzugreifen, den Ausgang der Schlacht der Geſchicklichkeit meiner Corpsbefehlshaber und der Tapferkeit meiner Truppen anheim zu ſtellen. Mein eigener Antheil an dieſem Siege iſt ſehr gering geweſen.“

Friedrich. „Aufrichtig geſtanden, iſt es bei Zorndorf nicht viel anders hergegangen, nur mit dem Unterſchiede daß ich die Initiative der Bewegung hatte und im Anfange ſehr planmäßig verfuhr. Wie ſchon geſagt wollte ich die Ruſſen vollſtändig umgehen, und marſchirte deshalb mit anbrechendem Tage treffenweiſe links ab. Als die Spitzen meiner Colonnen über Batzlow hinaus waren und ſich auf Wilkersdorf dirigiren ſollten, wurden ſie in der rechten Flanke durch mehrere Tauſend Koſaken angegriffen, welchen reguläre Cavalerie zur Unterſtützung folgte. Dieſe Zudringlichkeit verbaten ſich meine Huſaren allen Ernſtes. Wir ſetzten unſern Marſch ohne weiteren Aufenthalt fort und kamen mit dem linken Flügel bis Zorndorf, das die Ruſſen bei unſerer Annäherung in Brand ſteckten. — Während dieſes Marſches nahm ich von den flachen Höhen bei Wilkersdorf wahr, daß Fermor mit gänzlicher Veränderung der Fronte ſeiner Schlachtordnung beſchäftigt ſey, ſo daß ſein linker Flügel an die Stelle des rechten zu ſtehen kam und die Mietzel den Rücken deckte. Das konnte zwar meinen Angriffsplan im Weſentlichen nicht ſtören, ich bemerkte aber zugleich daß mir eine weitere Umgehung durchaus keinen Vortheil bringe, weil bei Wilkersdorf und Zorndorf mehrere ſumpfige Ravins (der Galgen-

grund und Zabergrund) entſpringen, welche faſt ſenkrecht auf die neue Front der Ruſſen liefen und deren Schlachtordnung in zwei ungleiche Hälften theilten. Dieſe Schlachtordnung war übrigens keine der gewöhnlichen, ſie beſtand in ungefähr vier dicht aufgeſchloſſenen Treffen, abwechſelnd aus Infanterie oder Cavalerie gebildet, deren Flanken durch die Ravins geſchützt und durch Infanterielinien noch beſonders geſchloſſen waren. Eine ſehr zahlreiche Artillerie (390 Geſchütze) garnirte die Front.*) Ein Flankenangriff verſprach mir unter ſolchen Umſtänden keinen größeren Erfolg als ein Frontalangriff, letzterer ſchien ſogar vortheilhafter weil ich mich auf einem erhöhten Terrain befand, eine beſſere Ueberſicht hatte und auf eine größere Wirkung meiner Artillerie zählen durfte, von welcher in den tiefen Maſſen kaum eine Kugel fehl gehen konnte. Ich ließ alſo den linken Flügel hinter Zorndorf Front machen.

„Gegen 9 Uhr ſtand meine Armee in Schlachtordnung. Sie theilte ſich in zwei Flügel, die Infanterie (38 Bataillone) und Artillerie faſt gleichmäßig vertheilt, die Cavalerie meiſt hinter der Infanterie oder ſeitwärts haltend. Nachdem meine Zwölfpfünder vor beiden Flügeln aufgefahren waren, eröffnete ich die Schlacht mit einer Kanonade, die lebhaft erwiedert und bis gegen Mittag fortgeſetzt wurde. Die Wirkung war anfangs unerheblich. Doch verloren die Ruſſen, deren Feuer überdies eine etwas divergirende Richtung hatte, mehr als ich ohne daß ihre Truppen dadurch erſchüttert wurden. Da erfaßte mich ein ſtiller Ingrimm und ich befahl dem linken Flügel vorzurücken.

*) Wie ſtark die ruſſiſche Cavalerie in der Schlacht geweſen iſt hat nicht ermittelt werden können, weil ein großer Theil davon auf Fouragirung entſendet war. Man ſchätzte die anweſende reguläre Cavalerie auf etwas über 6000 Reiter; der König war in dieſer Waffe mithin der Stärkere. (Der Verfaſſer.)

General Manteufel führte 8 Bataillone links, General Kanitz 7 Bataillone rechts am brennenden Zorndorf vorbei. Letzterer ſollte als zweites Treffen folgen, blieb aber in gleicher Linie. Beide rückten bis auf Flintenſchußweite an den Feind. Seydlitz blieb mit 30 Schwadronen zu ihrer Linken, war aber von ihnen durch den Zabergrund getrennt, überhaupt gegen meinen wiederholten Befehl zu ſpät abmarſchirt und deshalb noch weit zurück. Andere 25 Schwadronen, die zwiſchen Zorndorf und Wilkersdorf gehalten, ſetzten ſich noch ſpäter in Bewegung und folgten langſam dem General Kanitz. — Als die Ruſſen dieſe dünne Infanterielinie vorrücken ſahen und von ihr beſchoſſen wurden, gingen ſie ihr mit dem Bajonet entgegen (d. h. nur die beiden vordern Treffen des rechten Flügels) und warfen ſie zurück. Gleich darauf hieb die ruſſiſche Cavalerie auf meine weichende Infanterie ein, ſprengte ſie aus einander, nahm 26 Geſchütze, machte aber dann Halt und überließ die Verfolgung ihrer Infanterie. Seydlitz hatte ſich inzwiſchen genähert. Mittelſt ſchnell aufgeſuchter Uebergänge ſetzte er durch den Zabergrund, griff die ruſſiſche Cavalerie an, ſchlug ſie nach kurzem aber kräftigen Widerſtande aus dem Felde, warf ſie mit Ungeſtüm auf den ſtehen gebliebenen Theil des rechten Flügels zurück, entſendete aber zugleich einige Regimenter rückwärts gegen die bis auf die Höhe vor Zorndorf vorgedrungene ruſſiſche Infanterie. In Verein mit den jetzt auch in Wirkſamkeit tretenden (ſpäter nachgerückten) 25 Schwadronen wurde dieſe Infanterie von allen Seiten angegriffen, aber erſt nach einer Stunde überwältigt. — Mein erſter Angriff war alſo mißlungen, und wenn auch Seydlitz durch ſeine mit unvergleichlicher Energie durchgeführten Attaken den ganzen rechten Flügel des Feindes, d. h. ein gutes Drittel ſeiner Kräfte, in ſo große Unordnung gebracht hatte daß er uns 50 Geſchütze überlaſſen mußte und aufhörte gefechtsfähig zu ſeyn, daß ſelbſt Fermor mit einem

Theile der Generalität in der allgemeinen Verwirrung bis Kutzdorf fortgeriſſen wurde, ſo ſahe es doch auf meinem linken Flügel nicht viel beſſer aus. Die geſchlagenen 15 Bataillone waren gänzlich entmuthigt und konnten nur mit Mühe wieder formirt werden. Auf ſie zählen durfte ich an dieſem Tage nicht mehr. Dieſer Unfall war mir höchſt empfindlich, und er hätte gewiß vermieden werden können wenn Seydlitz meine Befehle beſſer befolgt hätte."

Napoleon ſahe bei dieſen Worten bald den König bald den General Seydlitz an, und ſchien von Letzterem eine Erklärung zu erwarten. Auch wir waren über den königlichen Tadel nicht wenig verwundert. Eine minutenlange etwas peinliche Stille ſchwebte wie ein dicker Nebel über der Verſammlung. Endlich brach der Angeſchuldigte das dumpfe Schweigen.

Seydlitz. „Nach Ew. Majeſtät Diſpoſition ſollte die Cavalerie nicht früher einhauen, bis der Feind durch das Geſchütz- und Flintenfeuer erſchüttert ſey. Dem Befehle, in die Linie unſerer Infanterie zu rücken, glaubte ich nicht Folge leiſten zu müſſen, weil es für mich damals nichts zu thun gab, und es meine Pflicht war die Regimenter vor unnützen Verluſten durch Geſchützfeuer zu bewahren. Zudem war mir über die Wahl des Angriffsmoments volle Freiheit eingeräumt worden. Als Ew. Majeſtät in Berückſichtigung der möglichen Folgen meiner dritten Weigerung zum Vorrücken drohend hinzuſetzten: „Seydlitz, Er hat den Kopf verwirkt!" dachte ich wie der alte Kottwitz, als er den Prinzen von Homburg bei Fehrbellin gegen den großen Kurfürſten vertheidigte.

(„Das weiß ich, Herr, da nimm ihn hin, da iſt er.
Als mich ein Eyd an Deine Krone band,
mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
und nichts Dir gäb' ich was nicht Dein gehörte.")

Mein ſcheinbarer Ungehorſam iſt eine Quelle des Siegs geworden. Ich wußte was ich wagte, indem ich Ew. Majeſtät wiederholtem Befehl entgegen handelte. Nur eine glänzende Waffenthat, die zum Siege führte, konnte dieſen Ungehorſam entſchuldigen und zugleich rechtfertigen. Dieſe Ueberzeugung ſteigerte alle meine Kräfte. Ich hatte meine Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen. Es gab keine Wahl mehr zwiſchen Sieg oder Tod. Doch hatte Leidenſchaft mich nicht verblendet. Mit hellem Blick überſahe ich das ganze Gefechtsverhältniß, und hätte Ew. Majeſtät Infanterie beſſer Stand gehalten, oder wäre ſie vom rechten Flügel zeitgemäß unterſtützt worden, wir hätten die Ruſſen ſchneller bezwungen. Der unmittelbare Schutz jener 15 Bataillone lag den 25 Schwadronen ob, die Ew. Majeſtät gerade in jenem verhängnißvollen Momente meinen direkten Befehlen entzogen hatten. Die mir verbleibenden Regimenter waren zu etwas Beſſerem beſtimmt, das glaube ich deutlich genug bewieſen zu haben."

Napoleon gab Seydlitz Recht, tadelte überhaupt das Vorgehen der Infanterie in ſo langer Linie ohne genügenden inneneren Halt, und erſuchte den König in der Erzählung fortzufahren.

Friedrich. „Während ich meine geſchlagenen Bataillone, Seydlitz ſeine ſiegreichen Regimenter hinter Zorndorf wieder ſammelte, verſchwand der ruſſiſche rechte Flügel allmälig von dem Terrainabſchnitte zwiſchen dem Zaber- und Galgengrunde. Aber die Mitte und der linke Flügel ſtanden noch unverſehrt auf der Hochebene daneben und erſtere machte durch ihr mörderiſches Geſchützfeuer jede Verfolgung unmöglich. Der Zweck meines Angriffs wurde alſo auf eine Weiſe erreicht die kein Menſch vorher ſehen konnte. — Mit dieſem Erfolge durfte ich

mich indeß nicht begnügen. Ich ſetzte Nachmittags 4 Uhr die noch 30 gefechtsfähigen Bataillone mit allen Batterien in Bewegung; zur Rechten derſelben marſchirten 22 Schwadronen in der Richtung auf Zicher; zur Linken formirte Seydlitz 61 Schwadronen in drei Treffen, um dieſen zweiten Angriff nach Umſtänden zu unterſtützen. Die Batterien eilten unter ſchwacher Bedeckung voraus, eröffneten ihr Feuer gegen die ruſſiſchen Maſſen, wurden aber bald wieder zum Schweigen gebracht, weil feindliche Cavalerie die zum Schutze vorgegangenen Bataillone umringte und eines davon gefangen nahm. Die 22 Schwadronen zur Rechten verjagten endlich den Feind und befreiten die Geſchütze. Meine Infanterie war trotz dieſes Intermezzos im Vorrücken geblieben, das Vordertreffen (20 Bataillone) hatte ſogar einen Angriff ruſſiſcher Dragoner ſtandhaft abgewieſen. — Doch bald darauf traf mich ein weit größerer Unfall. Die ganze ruſſiſche reguläre Cavalerie brach gegen meine Infanterielinie los; 13 Bataillone des linken Flügels wurden von paniſchem Schrecken ergriffen und flohen nach Wilkersdorf. Hierdurch entſtand eine gefährliche Lücke, und wären die Ruſſen eben ſo beweglich als brav geweſen, ſo ging die Schlacht unrettbar verloren, obſchon die übrigen 17 Bataillone gut zuſammen hielten. Aber Seydlitzens Annäherung machte auch die Ruſſen ſtutzig, deren Infanterie ſtehen geblieben war, deren Artillerie jetzt ſchweigen mußte. Doch laſſen wir den „Sieger bei Zorndorf" ſelbſt ſprechen," ſagte der König huldreichſt zu Seydlitzen gewendet, der nach kurzer Höflichkeits-Erwiederung das Wort nahm.

Seydlitz. „Der Moment war äußerſt kritiſch. In der kurzen Pauſe, die dem erſten Angriffe gefolgt war, hatte ich aus flüchtigen Aeußerungen von Offizieren entnommen, daß unſere Infanterie vor einem ernſten Zuſammentreffen mit den

ruſſiſchen Truppen große Scheu habe, und heute auf ſie nicht ſehr zu zählen ſey. Dieſer Umſtand erheiſchte ein ſehr umſichtiges Verfahren. Noch hallte das königliche Drohwort in meinen Ohren. Der Sieg war ſehr zweifelhaft, denn meine 7000 Reiter vermochten zwar viel, aber doch nicht Alles. Ich hatte 18 Schwadronen Küraſſiere im erſten, 15 Schwadronen Dragoner im zweiten, 28 Schwadronen Huſaren im dritten Treffen. Letztere waren gleichzeitig zur Flankendeckung und zur Verfolgung beſtimmt. Als ich unſere Infanterie weichen ſahe befahl ich die Attake, verhielt aber abſichtlich das Vordertreffen um die Treffenabſtände vorher bis auf 100 Schritte zu verkürzen, denn ich wollte um jeden Preis den Feind durchbrechen. Die feindliche Cavalerie wich dem Angriffe aus und ſuchte ſobald als möglich die Front ihrer Infanterie frei zu machen, vor welcher ſich etwa 100 Geſchütze befinden mochten. — Entſchloſſen das Aeußerſte zu wagen blieb ich im Vorgehen. Bald kamen wir in das feindliche Kartätſchenfeuer. Die Wirkung war mörderiſch. Röß und Reiter ſtürzten haufenweiſe zuſammen. Staub und Pulverdampf verbargen uns noch die Vertheidigungsanſtalten der ruſſiſchen Infanterie, welche in zwölf Glieder aufgeſchloſſen (das vordere knieend) nun ebenfalls ihr Feuer eröffnete. Ein Windſtoß enthüllte plötzlich dieſe furchtbare Maſſe unſeren Blicken. In demſelben Augenblicke wurden faſt alle Offiziere meines Vordertreffens verwundet oder kampfuntüchtig. Die Küraſſiere ſtockten, ein einziger Moment der Unentſchloſſenheit konnte unſer Verderben beſchleunigen. — Da rief mein warnender Genius mir die Worte in's Ohr: „Seydlitz, Du haſt den Kopf verwirkt! Jetzt oder Nie!" Mit einigen Sätzen war ich vor der Front. „Marſch! Marſch!" hieß es noch einmal. Meine Adjutanten und alle Offiziere wiederholten das Commando, die Küraſſiere ſchrieen mit, ſchwangen die Säbel, alle Trompeter blieſen, und nun

ſtürzten wir mit unwiderſtehlicher Gewalt durch die Batterielücken auf die feindliche Infanterie, die ſich augenblicklich zur Erde warf, und das erſte Treffen über ſich weg gehen ließ. Aber nur Wenige ſollten ihrer Auferſtehung ſich freuen, denn die Dragoner folgten den Küraſſieren auf dem Fuße, und die Huſaren ließen auch nicht auf ſich warten. Das Gemetzel war furchtbar; ein Schlachten war's und keine Schlacht zu nennen. Doch wurde hier unwiderlegbar der Beweis geführt, daß weder Feuer noch Maſſenbildung die Infanterie zu ſchützen vermag, wenn ſie es mit einer entſchloſſenen Cavalerie zu thun hat. — Was weiter geſchehen iſt wolle des Königs Majeſtät ſelbſt berichten; von jenem Augenblicke des Einbruchs bis zum Ende der Schlacht hatte ich meine Rolle als Anführer ausgeſpielt. Alles kämpfte Mann gegen Mann auf Tod und Leben, denn die Ruſſen ſtanden wie feſtgewurzelt in der Erde und mußten einzeln niedergeſäbelt werden."

Friedrich. „Dieſer Angriff meines tapfern Reitergenerals, welcher die Schlacht entſcheiden mußte, erfüllte mein Herz mit ahnungsvoller Begeiſterung. Auch mein Genius flüſterte mir zu: Jetzt oder Nie! Ich führte deshalb die 17 wackern Bataillone im Eilſchritt heran, um die Reiter in ihrer Blutarbeit zu unterſtützen, denn ganz allein würden ſie mit dieſen viereckigen Ungeheuern doch nicht fertig geworden ſeyn. Doch kann ich meinen Bericht ſehr kurz faſſen. Die Infanterie ſchoß ſo lange ſie noch eine Patrone in der Taſche hatte, und brauchte dann Bajonet und Kolben mit kräftiger Fauſt. Dieſer Kampf dauerte bis zum Einbruch der Dunkelheit, wurde aber zuweilen durch Geſchützfeuer unterbrochen. Mangel an Munition und gänzliche Erſchöpfung machten dem Blutbade zuletzt ein Ende. Die Ruſſen hatten an dieſem Tage einen Verluſt von 18,000 Todten und Verwundeten, nebſt 103 Geſchützen und

27 Fahnen. Gefangene machten wir nur wenig (2800 Mann). Mein eigener Verluſt betrug genau die Hälfte, doch gingen außer den 26 Geſchützen im Anfange keine anderen verloren. — Ein Fehler war's von mir daß ich die Brücken über die Mietzel hatte abwerfen laſſen. Dadurch verſperrte ich den Ruſſen jeden Weg zur Flucht, und erleichterte ihren Generalen das Sammeln der Verſprengten."

Napoleon. „Dieſe Schlacht iſt allerdings von hohem Intereſſe, und liefert den Beweis was durch ein gut geführtes Reitercorps bewirkt werden kann. Ohne Seydlitz würde es mit der preußiſchen Armee mißlich geſtanden haben. An Ihrer Stelle, mein königlicher Freund, hätte ich ihn zum Herzoge von Zorndorf ernannt, und niemals wäre ein ſolcher Titel beſſer verdient worden. Aber dieſes Cavaleriecorps muß große Verluſte gehabt haben."

Seydlitz. „Im Verhältniſſe zum Ganzen und zur Größe des errungenen Zwecks war unſer Verluſt gering zu nennen, er belief ſich nur auf 70 Offiziere, 1100 Reiter und etwa doppelt ſo viel Pferde. Das Infanteriegefecht war ungleich mörderiſcher. Der größere Geſammtverluſt der Ruſſen war eine Folge ihrer Maſſenſtellung, welche die Wirkung unſerer Artillerie außerordentlich erhöhte."

Napoleon. „Mich dünkt aber daß dieſer Sieg gleichwohl nicht vollſtändig geweſen iſt, denn ſoviel ich weiß blieb Fermor noch bis zum 31. Auguſt auf dem Schlachtfelde oder in der Nähe desſelben, ſogar ſeine große Wagenburg bei Kamin hat er gerettet. Da es auf Vernichtung der ruſſiſchen Armee abgeſehen war, hätte ſie am andern Tage nochmals angegriffen werden ſollen."

Friedrich. „Das war ein Werk der Unmöglichkeit. Nach dieſem furchtbaren Kampfe blieben mir nur noch 20,000 Mann, darunter 21 Bataillone die zu keinem neuen Angriffe geführt werden konnten. Zu einer zweiten Schlacht würde es mir auch an Munition gefehlt haben. Der Feind war immer noch ungefähr 35,000 Mann ſtark, denn in der Nacht und bis zum nächſten Morgen trafen viele entſendete Reiterabtheilungen ein. Nach meinen ſo eben gemachten Erfahrungen mußte ich vorausſetzen, daß eine zweite Schlacht nicht weniger mörderiſch als die erſte ſeyn werde, überdies ſtand ich am Abend mit dem Rücken gegen Landsberg, was mir bei einem möglichen Unfalle ſehr gefährlich werden konnte. Mein Wille war es zwar die Ruſſen zu vernichten, es fehlte mir aber die Kraft dazu, und daß Fermor bald ſeinen Rückzug antreten werde unterlag kaum einem Zweifel. Wozu alſo neue Opfer bringen da von den Ruſſen nicht viel mehr zu befürchten war? Zur Benutzung meiner Siege in Ihrem Sinne, Napoleon, hat es mir faſt immer an Zeit und Kräften gefehlt. Mein Bruder Heinrich kann Ihnen erzählen in welcher Gefahr er ſich inzwiſchen befunden, und wie dringend nöthig ihm meine Hilfe war."

Prinz **Heinrich** (zu Napoleon gewendet). „Ew. Majeſtät dürfen nicht erwarten aus meinem Munde den Bericht ſo glänzender Waffenthaten zu vernehmen wie die bei Zorndorf. Ich war dem Herzoge von Braunſchweig bei ſeiner Vertreibung der Franzoſen im Frühjahr nur bis an die Weſer gefolgt, dann nach Sachſen zurückgekehrt, deſſen Schutz mir übertragen wurde, machte von da Streifzüge nach Böhmen und Franken*), konnte

*) Bellings Huſaren ſtreiften ſogar bis Nürnberg und verbreiteten daſelbſt große Furcht.

(Der Verfaſſer.)

aber weder die beabſichtigte Unternehmung gegen Prag ausführen, noch die Vereinigung der Reichsarmee mit dem (öſtreichiſchen) Corps der Generale Serbelloni und Dombasle hindern, und mußte mich auf eine ſehr paſſive Vertheidigung Sachſens beſchränken, wozu mir außer der ſchwachen Beſatzung von Dresden nur 26,000 Mann überwieſen waren. Meine Gegner hatten über 50,000 Mann. Wir bewegten uns gegenſeitig in den Monaten Juni und Juli auf den beiden Parallelſtraßen zwiſchen Hof und Dresden, zwiſchen Eger und Teplitz, nicht ohne zuweilen Streifparteien über das Grenzgebirge gehen zu laſſen um etwas mehr Licht zu bekommen. Nachdem ſich aber die feindliche Hauptmacht ganz nach Teplitz gezogen hatte, und über Kulm nach Gieshübel vordringen zu wollen ſchien, verließ auch ich meine bisherige Operationslinie, nahm Stellung bei Dippoldiswalde und einige Tage ſpäter (19. Auguſt) bei Gahmig hinter der Müglitz. Pirna und der Sonnenſtein waren noch durch 6 Bataillone beſetzt. Am 27. Auguſt erſchien der Feind vor meiner Front. Er dehnte ſich zwiſchen Pirna und Liebſtadt aus, bedrohte ein wenig meine rechte Flanke, verhielt ſich aber ſehr unthätig.

„Ich wußte daß ich von der Reichsarmee nicht viel zu befürchten hatte, denn ſie war ſeit der Schlacht bei Roßbach ganz umgewandelt. Die Sympathie für meinen königlichen Bruder ging ſo weit, daß man ihm zu Ehren einen eigenen Orden geſtiftet hatte*), und wäre er vor Olmütz glücklicher ge-

*) Dieſer Orden, von einer heſſiſchen Prinzeſſin geſtiftet, beſtand in einem rothen mit Sternen beſäeten Bande, oben mit dem Namenszuge des Königs und der Krone geſchmückt. Seine Deviſe war: le triomphe de la bonne cause. Er wurde von Herren und Damen auf der Bruſt (von Offizieren am Degenknopfe) getragen, und ſcheint in ganz Deutſchland verbreitet geweſen zu ſeyn. (Der Verfaſſer.)

weſen, ich glaube die Baiern, Würtemberger und Heſſen hätten mit uns gemeinſchaftliche Sache gemacht. Nach dem Einfalle der Ruſſen in die Neumark drohte mir aber bald eine ernſtere Gefahr. Feldmarſchall Daun hatte ſich gleich nach dem Abmarſche des Königs an die Oder ebenfalls in Marſch geſetzt, um über Gitſchin, Reichenberg, Görlitz und Bautzen gegen Dresden zu rücken. Seine Armee war 75,000 Mann ſtark, wovon 15,000 Mann anfangs bei Trautenau zurückblieben, ſpäter verſtärkt wurden und ſich bei Görlitz aufſtellten (25. Auguſt) um den Feldmarſchall Keith abzuhalten. Ich übergehe die Bewegungen des Letzteren, welcher Krankheit halber die Führung dieſes Corps größtentheils dem Markgrafen Karl überlaſſen mußte, und will nur erwähnen daß Daun mit etwa 50,000 Mann (über Königsbrück marſchirend) den 31. Auguſt bei Radeburg, Laudon mit 8000 Mann faſt gleichzeitig bei Kamenz ankam. Der Feldmarſchall ließ von dort aus Dresden zur Uebergabe auffordern. General Schmettau wies aber dieſes Anſinnen mit Entrüſtung zurück, drohte beim erſten Kanonenſchuſſe die Vorſtädte abzubrennen, die (anweſende) kurfürſtliche Familie, ſich und die Beſatzung unter den Trümmern der Stadt zu begraben. Da ich befürchtete daß Daun nunmehr zwiſchen Dresden und Meißen über die Elbe gehen und mich im Rücken angreifen werde (was auch wirklich deſſen Abſicht war) entſendete ich den General Knobelsdorf mit 6000 Mann zur Beſetzung der Stellung bei Keſſelsdorf. Mein neuer Gegner blieb aber unthätig, marſchirte den 3. September nach Radeberg, erfuhr hier den Ausgang der Schlacht bei Zorndorf, gab ſein ganzes Projekt auf, und ging den 5. in die ſtarke Stellung hinter der Weßenitz bei Stolpen.“

Napoleon (zu Daun). „Das heißt die Vorſicht doch etwas zu weit treiben, Herr Feldmarſchall, und ich hätte ge-

wünſcht daß man im Auguſt 1813 in gleicher Weiſe gegen mich operirt hätte. Wie, Sie kannten die Schwäche Ihres Gegners, der ohne des Königs Ankunft verloren war, und gingen nicht mit ſtarken Schritten auf deſſen Vernichtung aus? Warum marſchirten Sie nicht auf dem kürzeſten Wege bis Dresden, wo Sie ganz bequem acht Tage früher ankommen konnten, was den Prinzen genöthigt haben würde die Stellung an der Müglitz zu verlaſſen?"

Daun. „Ew. Majeſtät wollen erwägen daß ich bei dem Marſche gegen Dresden ein ſtarkes feindliches Corps hinter mir ließ, das mich während des Ueberſchreitens der Elbe auf einer Brücke, zu welcher die Pontons noch nicht angekommen waren, im Rücken angreifen konnte. Ich mußte alſo den Grafen Keith in Zweifel laſſen, ob ich mich der Oder oder der Elbe nähern werde, deshalb die anfangs nördliche Richtung meines Marſches. Uebrigens habe ich die Nachricht von der Schlacht bei Zorndorf ſchon am 2. Septbr. in Radeburg erhalten, meinen Plan aber nicht aufgegeben ſondern nur verändert, indem ich nunmehr die Elbe bei Pirna überſchreiten wollte, zu welchem Zwecke General Maquire am 5. Septbr. den Sonnenſtein in ſeine Gewalt brachte. Nach dem gleich darauf erfolgenden Rückzuge des Prinzen Heinrich gegen Dresden ließ ich auch ſofort eine Brücke ſchlagen. Ohne des Königs ſchleunige Rückkehr hätte ich meinen Zweck gewiß erreicht."

Napoleon. „Mit ſo ſchlechten Entſchuldigungsgründen hätten meine Marſchälle nicht kommen dürfen. Die Gefahr für Ihren Rücken kann ich nicht anerkennen; Sie hatten ein ſtarkes Corps zur Beobachtung bei Görlitz ſtehen laſſen, welches Sie eines Beſſeren belehren konnte. Wer auf ſo entſcheidende Unternehmungen ausgeht wie Sie damals, mein lieber Graf, muß den Entwurf dazu reiflicher überlegen. So ſchlecht auch der

Geiſt der Reichstruppen geweſen ſeyn mag, ſo hinderte das doch nicht an größerer Thätigkeit gegen den Prinzen, denn Serbelloni hatte immer noch 20,000 Oeſtreicher unter ſeinen Befehlen, mit denen er die Müglitz unterhalb Dohna ohne große Mühe und Gefahr überſchreiten konnte, während die Reichstruppen (30,000 M.) den Prinzen in der Front beſchäftigten. Geſchah dies den 28. Auguſt, ſo war die Beſatzung von Pirna entweder abgeſchnitten, oder der Ort mußte von ihr ſchon früher geräumt werden, und dann konnte den 31. Auguſt dort eine Brücke ſtehen. Ich nehme hier den Fall an daß Sie mit der Hauptarmee bei Radeburg nicht früher eintreffen konnten, muß aber entſchieden tadeln daß Sie dort ſtehen geblieben ſind. Wären Sie bis Dresden vorgerückt, ſo würde die Aufforderung zur Uebergabe eine beſſere Wirkung hervorgebracht haben, und hielten Sie die bereits auf dem linken Elbufer ſtehende Armee nicht ſtark genug den Prinzen Heinrich nach Dresden zu werfen, ſo konnten Sie am 2. September noch 20,000 Mann bei Pirna übergehen laſſen. In einigen Tagen mußte die Frage vor Dresden entſchieden ſeyn, und der König iſt bekanntlich erſt am 11. September dort erſchienen. So lange konnte ſich dieſe Feſtung nicht halten wenn ſie ernſtlich angegriffen worden wäre. Dieſe ganze Unternehmung konnte übrigens recht gut acht Tage früher geſchehen. Aber im Anfange habt ihr Herren immer Zeit im Ueberfluß, weshalb ſie euch gewöhnlich zuletzt fehlt. Combinirte Operationen ſind nicht zu verwerfen, doch müſſen ſie beſſer ineinander greifen. Mein königlicher Freund Friedrich verſtand das vollkommen, und ſeine damalige Befreiung Dresdens iſt nicht minder berühmt als die meinige, obwohl meine Truppen beinahe doppelt ſo ſtarke Eilmärſche machen mußten.“

Daun wollte alle Schuld auf die Reichsarmee und auf die Saumſeligkeit des Hofkriegsraths wälzen, der ihn immer zur

Vorſicht ermahnt habe, kam aber damit übel an. Napoleon bewies ihm im Gegentheil, indem er ihm die Correſpondenz des Grafen Montazet (damaligen franzöſiſchen Abgeordneten bei Daun's Heer) vorlegte, daß ſowohl die Kaiſerin als ihr Kriegsrath wiederholt auf entſcheidende Schritte gedrungen; daß Daun auf beiden Ufern der Elbe und an Böhmens Grenze 120,000 Mann unter ſeinen Befehlen gehabt habe, denen der König nach der Vereinigung mit den Truppen des Markgrafen und des Prinzen Heinrich nur halb ſo viel entgegenſtellen konnte; daß es der beſtimmteſten Befehle bedurft habe Daun zum Verlaſſen des Lagers bei Stolpen zu bewegen, und daß es ohne Montazet's Rath und Mitwirkung ſchwerlich zu dem Ueberfalle bei Hochkirch gekommen ſeyn würde. Der General Serbelloni ſetzte hinzu, daß bei Stolpen die Zeit nutzlos vertändelt worden ſey, indem Daun am 8., 12. und 20. September, ſowie am 1. October theils große Paraden, theils Victoriaſchießen angeordnet hätte, um die Ankunft hoher Perſonen, wirkliche und vermeintliche Siege der Verbündeten, feierlichſt zu begehen, was ſelbſt die Truppen ſehr lächerlich gefunden hätten. — Der kaiſerliche Feldmarſchall hielt es für klüger darauf nichts zu erwiedern. Der König war dagegen auf Napoleon's Bitte, den Hergang des Ueberfalles bei H o ch k i r ch zu erzählen, augenblicklich bereit. Ich theile Dir denſelben im Folgenden mit.

Friedrich. „Vor Allem muß ich den Feldmarſchall Daun gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß er damals ohne reifliche Erwägung der Verhältniſſe gehandelt habe. Ich will zwar nicht beſtreiten daß ſeine Operation in Sachſen an dem gewöhnlichen Fehler methodiſcher Langſamkeit gekränkelt, welche ihn den Zeitpunkt verfehlen ließ, wo er Dresden in ſeine Gewalt bringen und den Prinzen Heinrich aus Sachſen vertreiben konnte. Aber nach meiner Ankunft hat mir Daun Verlegen-

heiten genug bereitet. Ich hoffte mit Zuverſicht daß es zwiſchen uns zur Schlacht kommen würde, ließ deshalb bei Pillnitz zwei Schiffbrücken ſchlagen, um die ſchnelle Vereinigung mit meinem Bruder zu erleichtern, rückte mit meiner Armee bis Weißig vor, vertrieb den General Laudon aus ſeiner Flankenſtellung bei Fiſchbach, und that Alles was Daun veranlaſſen konnte zu einer Schlacht die Hand zu bieten. Doch vergebens, er blieb in ſeiner ſtarken Stellung hinter der Weſſenitz. In Bezug auf Sachſen hätte mir dieſe Unbeweglichkeit nur lieb ſeyn können. Ich hegte aber große Beſorgniſſe für Schleſien, wo die Generale Harſch und Janus mit 25,000 Mann eingefallen waren, in den dortigen Feſtungen ganz ſchwache Beſatzungen fanden, deren Fall General Fouqué mit ſeinen 4000 Mann im Lager bei Landshut nicht verhindert haben würde. Während wir uns alſo in Sachſen die Zähne wieſen, konnte Schleſien für mich verloren gehen. Da ich um dieſe Zeit von den Ruſſen wenig, von den Franzoſen noch weniger zu befürchten hatte *), faßte ich den Entſchluß Daun's Verbindung mit Bautzen und Zittau zu unterbrechen, von woher er ſeine Zufuhren erhielt, und mir zugleich den kürzeſten Weg nach Schleſien zu öffnen, welchen mein Gegner durch Aufſtellung Laudons bei Biſchofswerda und des Prinzen von Durlach mit 20,000 Mann bei Löbau mir bisher kluger Weiſe verſperrt hatte. Den 26. September wurde Laudon von drei Seiten bei Biſchofswerda angegriffen, entging aber der ihm zugedachten Vernichtuug und wich über die Weſſenitz nach Weickersdorf aus. Die Straße nach Bautzen war dadurch frei

---

*) Fermor marſchirte im September nach Pommern, wohin ihm General Dohna mit 18,000 Mann folgte und die Einnahme von Colberg hinderte. Beide beobachteten ſich in der Gegend von Stargard, bis endlich die Ruſſen in den erſten Tagen des November den Rückmarſch an die Weichſel antraten.

Der Herausgeber.

geworden. Ich ſendete den General Retzow mit 12,000 Mann und 40 Geſchützen dahin voraus, nahm mit der Armee Stellung bei Biſchofswerda, zog den Prinzen Heinrich mit einigen Verſtärkungen an mich, und hoffte nun auf eine entſcheidende Bewegung meines Gegners. Da dieſer ſich nicht regte ließ ich Retzow bis Weißenberg vorgehen und wollte ſelbſt bis Bautzen nachrücken, wurde aber durch die verſpätete Ankunft der Brod- und Mehlwagen mehrere Tage aufgehalten. — Am 5. October verließ Daun endlich ſein Lager, und marſchirte über Putzkau und Wilthen nach Kittlitz (zwiſchen Löbau und Weißenberg), Prinz Durlach ſtellte ſich bei Reichenbach auf. Ich konnte erſt am 7. nach Bautzen aufbrechen und rückte den 10. bis Hochkirch vor. Ich hatte hier nur 30,000 Mann mit 130 Geſchützen. Daun's Armee zählte (ohne Durlach's Corps) 64,000 Mann mit 230 Geſchützen. Die feindliche Macht war alſo doppelt ſo ſtark als die meinige. Nach allen bisherigen Wahrnehmungen ſchien mein Gegner einer Schlacht entſchieden abgeneigt zu ſeyn. Das machte mich etwas übermüthig weshalb ich mein Lager dem ſeinigen ſo nahe aufſchlug, daß die Vorpoſten mit einander ſprechen konnten."

Napoleon. „Das heißt die Keckheit weiter treiben als gut iſt, Herr Bruder, und Sie dürfen dem Schickſal nicht grollen daß Sie hier eine tüchtige Lection erhielten. Ich kenne dieſe Gegend und Ihre damalige Lagerſtellung genau. Sie war mit waldigen Bergen und Schluchten umgeben, gewährte Ihnen faſt gar keine Ueberſicht und erleichterte dem Feinde die unbemerkte Annäherung ungemein. Wie konnten Sie glauben daß die Oeſtreicher eine ſolche unerhörte Bravade ungeſtraft hingehen laſſen würden? Sie hätten ja alle den Galgen verdient!"

Keith. „Das erlaubte ich mir des Königs Majeſtät auch zu ſagen, aber mein Rath wurde nicht beachtet; Majeſtät erwie-

derten ganz ſcherzhaft: Sie hofften daß die Oeſtreicher ſich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten würden. Zieten und die meiſten Generale waren mit mir einverſtanden und beklagten Sr. Majeſtät Verblendung. Die Folge hat gezeigt daß wir Recht hatten."

Friedrich. „Mit nichten, ihr Herren. Der Ueberfall, womit ich am 14. October ganz unerwartet heimgeſucht wurde, hat nur bewieſen daß es ſicherer ſey ſich auf gute Anordnungen als auf die Treue von Spionen zu verlaſſen. Niemals würde ich mir eine ſolche Keckheit erlaubt haben, wenn ich nicht in der Umgebung des Feldmarſchalls Daun zwei vertraute Männer gehabt hätte, wovon der Eine von allen Befehlen Abſchrift nahm, der Andere ſie mir verkleidet überbrachte oder ſicher zukommen ließ. Bei der meinen Gegnern eigenthümlichen Umſtändlichkeit und Langſamkeit behielt ich alſo immer Zeit genug meine Maßregeln zu treffen, und wagte ſonach in der That nicht gar viel. Durch dieſe Männer erfuhr ich mit Beſtimmtheit, daß Daun mehr an den Rückzug als an eine Schlacht denke. Am 13. lautete der Bericht etwas anders. Man ſprach im Hauptquartiere von einem großen Ueberfalle, ließ aber zugleich Verſchanzungen aufwerfen. Noch ſpät am Abend ſchrieb mein Vertrauter: „das Projekt habe ſich zerſchlagen und es ſolle morgen oder übermorgen der Rückzug nach Zittau angetreten werden."

Daun. „Dieſe Täuſchung, Sire, war mein Werk. Schon längſt ſchöpfte ich gegen Perſonen meiner nächſten Umgebung einigen Verdacht, denn Ew. Majeſtät Anordnungen ließen nur zu ſehr auf eine genaue Kenntniß meiner Abſichten ſchließen. Als ich am Abend vor dem beabſichtigten Ueberfalle unerwartet in mein Zimmer trat, bemerkte ich daß mein Privatſekretär ein angefangenes Schreiben zu verbergen ſuchte. Ich entriß ihm

das Blatt und erblickte zu meinem Erſtaunen eine genaue Angabe der Zeit und Punkte des Angriffs. In meiner Entrüſtung wollte ich den Kerl niederſtechen, beſann mich aber ſchnell eines anderen, diktirte ihm die oben mitgetheilte Nachricht und verſicherte mich daß dieſelbe Ew. Majeſtät auf dem geheimen Wege zugeſtellt werde. Gleich darauf ließ ich den Verräther in einen Wagen ſetzen und unter Bedeckung fortſchaffen. Auf meine Verwendung wurde er mit dem Spielberge begnadigt *)."

Friedrich. „Dieſer Kriegsliſt zum Trotz, mein lieber Graf, hätten Sie gar leicht einen Stoß in's Blaue machen können, denn an demſelben Morgen an welchem Sie Ihren Ueberfall ausführten (14. October), war ich geſonnen das Corps des Prinzen Durlach (20,000 Mann mit 60 Geſchützen) bei Reichenbach von drei Seiten anzugreifen, zu welchem Zwecke ich früh 3 Uhr aus meinem Lager aufbrechen und zum General Retzow ſtoßen wollte. Ein Theil meiner Truppen würde inzwiſchen Ihr Lager allarmirt haben, und war ich mit Durlach fertig dann hätte ich Sie ſelbſt in der rechten Flanke angegriffen und von der Zittauer Straße abgedrängt. Das Nichteintreffen der erwarteten Brodwagen vereitelte die Ausführung meines Planes."

Laudon. „Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, an ein ſolches Prävenire war bei Hochkirch nicht zu denken. Ich hatte Ihren rechten Flügel ſchon Tags zuvor ganz umſtellt. Meine Kroaten bewachten jede Ihrer Bewegungen mit Argusaugen, und da ich eigentlich den Hauptangriff gegen dieſen Flügel zu

*) General Retzow nennt ihn Schallner, er ſoll den Rang eines Majors gehabt haben, und nach dem Hubertusburger Frieden wieder frei gelaſſen worden ſeyn. (S. Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des 7jährigen Kriegs, 1r Theil S. 347.) Das Factum wird auch noch anderweit beſtätigt. Der Herausgeber.

führen, oder ihn wenigſtens durch die Erſtürmung von Hochkirch einzuleiten hatte, war ich ganz in der Verfaſſung augenblicklich losbrechen zu können."

Keith. „Da würden Sie doch immer auf mich geſtoßen ſeyn, denn ich war für jeden Fall zur Behauptung der wichtigen Stellung von und bei Hochkirch beſtimmt, und denke Ihnen trotz der Ueberraſchung den Beſitz dieſes Punktes theuer genug verkauft zu haben."

Friedrich. „Ich kann Ihrer thätigen Wachſamkeit meine Bewunderung nicht verſagen, Graf Laudon, aber Sie konnten unmöglich wiſſen welche Bewegungen mein linker Flügel (bei Lauske) machte. Wollten Sie mir weſentlich ſchaden, ſo mußten Sie Streifſchaaren gegen Bautzen ſchicken um meine Zufuhren wegzunehmen, was mich in die größte Verlegenheit gebracht haben würde, das iſt aber weder vor noch nach der Schlacht geſchehen."

Napoleon. „Es iſt großen Feldherrn eigen, aus ſtolzer Zuverſicht zuweilen Fehler zu begehen und ſich überfallen zu laſſen. Soor und Hochkirch liefern davon Beweiſe. Bei letzterm Ueberfalle wirkte aber Graf Montazet mit, er iſt ſogar die Haupttriebfeder geweſen, und der Ruhm dieſes Tages gebührt zum großen Theile ihm. Ein ſo konzentriſcher, präziſer und energiſcher Angriff mußte unbedingt zu großen Reſultaten führen, und da gleichzeitig auch Prinz Durlach gegen Weißenberg vorzugehen Befehl hatte, würde das von Ihnen beabſichtigte Unternehmen Ihre Angelegenheiten nicht gebeſſert haben. Geſtehen Sie nur, mein königlicher Held, daß die Zuverſicht und Selbſttäuſchung Ihnen damals einen ſchlimmen Streich geſpielt hat. Das thut aber meiner Bewunderung keinen Abbruch, denn

eine ſtolzere Haltung als die, welche Sie nach dieſem großartigen Unfalle angenommen haben, iſt in der Geſchichte beiſpiellos. Früh 5 Uhr auf allen Punkten überfallen, drei Stunden ſpäter vollſtändig geſchlagen mit Verluſt von 100 Geſchützen, mehr als 9000 Mann, darunter eine große Anzahl der beſten Generale (Prinz Moritz von Anhalt, Prinz Franz von Braunſchweig, Keith, Krockow, Geiſt wurden theils getödtet, theils verwundet und gefangen, oder ſtarben an ihren Wunden, Retzow erkrankte an der Ruhr und ſtarb einige Tage darauf), ſelbſt in großer perſönlicher Gefahr *), zogen Sie ſich in ſchönſter Ordnung kaum eine Stunde Wegs zurück, ohne daß der überlegene Feind dieſen Rückzug ernſtlich zu ſtören wagte. Damit noch nicht genug, haben Sie auch die unerhörte Dreiſtigkeit mehrere Tage, mit einer von Geſchützen ganz entblößten und geſchlagenen Armee auf den Höhen vor Bautzen — nur eine Meile vom Schlachtfelde — ſtehen zu bleiben und den kühnen Entſchluß zu faſſen, nach Ankunft der von Dresden herbeieilenden übrigens ſehr unbedeutenden Verſtärkungen dicht am rechten Flügel des Feindes vorbei, den einmal beſchloſſenen Marſch nach Schleſien fortzuſetzen. An Großartigkeit und Kühnheit der Entwürfe glaube ich mich mit Ihnen meſſen zu dürfen, Herr Bruder, aber die glückliche Durchführung der erwähnten Operationen war nur mit einer ſo durchaus heldenmüthigen Armee möglich wie damals die Ihrige. Wer ſeine Fehler ſo glänzend verbeſſert, darf ſich mit der Sonne tröſten die auch ihre Flecken hat! — Wie war es möglich, Feldmarſchall Daun, daß Sie aus dieſem Siege keine größeren Vortheile zogen?“ —

*) Dem Könige wurde ein Pferd erſchoſſen, und nur mit Mühe rettete er ſich vor ſeinem Verfolger, dem Oberſtlieutenant Ledrün, der bereits den Prinzen Moritz verwundet und gefangen genommen hatte.

(Der Verfaſſer.)

Der Befragte blieb die Antwort ſchuldig, denn er hatte ſich kurz vorher aus der Verſammlung entfernt. An ſeiner Stelle ergriff jetzt Graf **Montazet** das Wort und erwiederte: „Das kam daher, Sire, weil der Herr Feldmarſchall wieder einmal in ſeinen Eigenſinn verfiel oder Zwerge für Rieſen anſahe. Der König hatte gleich nach 5 Uhr Morgens dem General Retzow Befehl zugeſchickt auf Wurſchen zurückzugehen. Dieſer kam, ohne vom Prinzen Durlach ſehr gedrängt zu werden, gegen 10 Uhr Vormittags dort an, und imponirte durch ſeine gutgewählte Flankenſtellung ſo ſehr daß der fernere Angriff eingeſtellt wurde. Uebrigens muß ich bemerken, daß ich niemals einen ſo ſchönen und wirklich gelehrten Rückzug habe ausführen ſehen als den bei Hochkirch. Unter dem Schutze der bis zum letzten Augenblicke im Feuer bleibenden Batterien, und der von Zieten und Seydlitz unvergleichlich ſchön geführten Cavalerie (9000 Reiter), zog ſich die Infanterie in zwei Treffen ſchachbretartig über die Ebene bis an das Defilé bei Drehſa, welches die Cavalerie zuerſt durcheilte und ſich dann zur Aufnahme der Infanterie ſehr zweckmäßig aufſtellte. Während jenes Rückzugs, deſſen regelrechte Ordnung durch nichts geſtört werden konnte, machte die preußiſche Cavalerie einige ſehr energiſche Gegenangriffe, und die Erinnerung an Kolin und Leuthen mag viel dazu beigetragen haben, daß die öſtreichiſchen Truppen mehr auf Erhaltung der eigenen als auf Störung der feindlichen Ordnung bedacht waren. Daß Bautzen während der Schlacht nicht genommen und die Verbindung des Königs mit Dresden nicht unterbrochen wurde, war vielleicht eine Folge meiner ſchweren Verwundung gegen Ende der Schlacht, die mich unfähig machte die Operationen des linken Flügels zu leiten*). Nach

---

*) Montazet wurde von öſtreichiſchen Reitern irrthümlich für einen Preußen gehalten und durch viele Säbelhiebe verwundet.

(Der Verfaſſer.)

der Schlacht hatte Daun nichts Dringenderes zu thun als ein großes Siegesfeſt zu feiern. Er glaubte den König vernichtet, den Feldzug beendigt, und wartete in ſtark verſchanzter Stellung von Tag zu Tag auf deſſen Rückzug, ohne dieſen Rückzug — der vorläufig doch auf Dresden genommen werden mußte — nur im mindeſten ſtören oder hindern zu wollen. Was aus dem Könige geworden wäre wenn wir ihn am Tage nach der Schlacht, von mehr als 300 Geſchützen unterſtützt, in ſeiner Stellung angegriffen und von Bautzen abgedrängt hätten, wird Seine Majeſtät wohl ſelbſt nicht gnügend beantworten können."

Friedrich antwortete darauf nichts. Seydlitz raunte mir aber in's Ohr, daß der König in dieſem verzweifelten Falle wohl von ſeinen Giftpillen Gebrauch gemacht haben würde; denn er habe noch in der Nacht gegen ſeinen Vorleſer (de Catt) geäußert: en tout cas, j'ai de quoi finir la tragédie.

Meine Epiſtel hat bereits eine ſo ungewöhnliche Länge, daß ich Dir den ſeltſamen Schluß dieſes Feldzugs nur in gedrängter Kürze mittheilen kann. Am 21. October war Prinz Heinrich mit 5000 Mann und 28 Geſchützen, vielen Munitions- und Mehlwagen in Bautzen angekommen. Die nächſten Tage wurden zum Brodbacken verwendet, auch ſendete der König die Verwundeten und das ſchwere Gepäck nach Glogau, befahl aber dagegen den Generalen Dohna und Wedell aus Pommern nach Sachſen aufzubrechen, wo nur 15,000 Mann unter Fink und Itzenblitz zurückgeblieben waren. Den 24ſten Abends 10 Uhr ſetzte der König ſeine kleine Heldenſchaar in Marſch, kam den 26ſten glücklich bis Görlitz, obgleich nicht ohne lebhafte kleine Gefechte zwiſchen Laudon und dem Prinzen Heinrich, der den Flankenmarſch deckte, und zog Daun hinter ſich her. Der ge-

täuſchte Feldmarſchall hatte bisher gehofft, daß die Beſitznahme von Schleſien durch die Eroberung ſeiner Feſtungen zu bewirken ſey, und dem General Harſch deshalb die beruhigende Verſicherung gegeben: „er werde den König ſchon feſthalten.“ Dieſe Anſicht erwies ſich jetzt als eine Illuſion, und da Daun den König bei Görlitz noch viel weniger als bei Bautzen anzugreifen wagte, begnügte er ſich Harſch einige Verſtärkung zugehen zu laſſen. Die Feſtung Neiße war ſeit dem 4. Auguſt eingeſchloſſen, ſeit dem 26. October erfolglos bombardirt und bald darauf regelmäßig angegriffen worden. Auch Koſel wurde jetzt eingeſchloſſen. Das trieb den König zur Eile. Er brach den 30ſten nach Lauban auf, ſendete von hier den Prinzen Heinrich mit der kleinern Hälfte ſeiner Armee nach Hirſchberg und Landshut, folgte mit der größeren (29 Bataillone, 68 Schwadronen) der Straße über Löwenberg, Jauer, Schweidnitz nach Neiße, befahl dem General Fouqué von Landshut (mit 4000 Mann) ebenfalls gegen Neiße zu marſchiren, und vereinigte ſich mit ihm den 7. November in dortiger Gegend. Harſch, welcher 30,000 Mann unter ſeinen Befehlen hatte, war durch die plötzliche Annäherung des Königs höchlichſt überraſcht, hob die Belagerung von Neiße ſchon am 6. Novbr. auf, und ging über Ziegenhals nach Mähren zurück. (Koſel's Blokade war früher ſchon aufgehoben worden.)

Als Daun den Abmarſch des Königs von Görlitz wahrnahm, faßte er einen Entſchluß der die Verſäumniſſe bei Bautzen allerdings in mancher Hinſicht wieder ausgleichen konnte. Er ließ den König durch den General Laudon leicht verfolgen, kehrte mit der Hauptmacht ſchnell nach Sachſen zurück, überſchritt den 7. Novbr. bei Pirna die Elbe, wendete ſich den 9ten gegen Dresden, ſendete die Reichsarmee gegen Leipzig, den General Haddick gegen Torgau, und hoffte vor Rückkehr des Königs

ganz Sachſen bis an das linke Elbufer in ſeine Gewalt zu bringen. Der Plan war großartig, die Ausführung kleinmüthig, der Erfolg dem entſprechend. General Fink war anfangs hinter den Plauen'ſchen Grund in das Lager bei Peſterwitz, ſpäter bis an die Friedrichſtadt zurückgewichen, wo er eine Schiffbrücke über die Elbe hatte ſchlagen laſſen; auch ließ er zum Scheine Anordnungen zum Rückzuge nach Meißen treffen. Schmettau erklärte ſich auf die Aufforderung Dresdens zur Uebergabe eben ſo energiſch als im September, und drohte die Pirna'ſche Vorſtadt in Brand zu ſtecken, ſobald Daun zum Angriff ſchreiten würde. Allerdings hatte Schmettau gehofft, daß die mit ihren Kindern in Dresden zurückgebliebene Kurfürſtin dieſes harte Geſchick abzuwenden, und Daun zum Abſtehen von einem ernſten Angriffe zu bewegen ſuchen werde. Da aber Letzterer auf ſeinem Vorhaben beharrte, führte auch Schmettau ſeinen Entſchluß aus, und den 10. Novbr. früh 3 Uhr wirbelten die Flammen in den zum Anzünden vorbereiteten Häuſern auf*). Dieſe Maßregel brachte die erwartete Wirkung hervor. Daun ſahe ein daß er den Platz nur durch eine förmliche Belagerung in ſeine Gewalt bringen könne. Er traf zwar Anſtalten dazu, ließ auch inzwiſchen die Stadt beſchießen, trat aber ſchon am 16ten den Rückzug nach Pirna an.

Zu dieſem auffallenden Schritte gab es zwei ſehr triftige Gründe. Erſtens war General Wedell am 10. Novbr. bei Torgau angekommen, wo er einen Angriff des Generals Haddik auf dieſen nur von 2 Bataillonen beſetzten Ort vereitelte Tags darauf traf auch General Dohna ein. Beide marſchirten

*) Es wurden dadurch 280 Häuſer in Aſche gelegt und viele Familien an den Bettelſtab gebracht.

Der Herausgeber.

vereint mit ihren 16,000 Mann auf Eilenburg, was zur Folge hatte daß der Herzog von Zweibrücken den Angriff auf Leipzig unterließ, und über Colditz nach Chemnitz zurück ging. Zweitens ging in Daun's Hauptquartier aus Schleſien die Nachricht von den dortigen Vorgängen und dem eiligen Rückmarſche des Königs ein, welcher ſchon am 17. Novbr. bei Weißenberg ankam, hier jedoch die ſogenannte ſchleſiſche Armee unter dem Markgrafen Karl ſtehen ließ, und nur mit den 8 Bataillonen 5 Schwadronen, welche Prinz Heinrich von ſeiner Armee ihm früher zugeführt hatte, den Marſch nach Dresden fortſetzte. Er kam den 20ſten hier an, gleichzeitig auch General Dohna, ſo daß Friedrich hier wieder eine Macht von beinahe 30,000 Mann vereinigt hatte. Daun, der ihn jedenfalls für doppelt ſo ſtark halten mochte, trat ſofort den Rückzug nach Böhmen an. Der Herzog von Zweibrücken räumte Sachſen ebenfalls und ging nach Franken.

Dieſes glänzende Reſultat erreichte der König nur durch die außerordentliche Schnelligkeit, und das glückliche Zuſammentreffen ſeiner combinirten Bewegungen. Es war ein ſtrategiſcher Sieg, welcher freilich über einen Feldherrn leicht errungen werden konnte, der wie Daun keine taktiſche Entſcheidung ſuchte. Ich enthalte mich jetzt der weiteren Betrachtungen darüber, ſo wie des Vergleichs mit Napoleon's Operationen 1813, weil der Feldzug 1760 noch mehr Veranlaſſung dazu giebt. Doch will ich ſchließlich noch bemerken daß General Dohna, welcher erſt am 31. October von Stargard aufgebrochen war, ſogleich wieder dahin zurückkehren mußte. Auch Markgraf Karl führte ſeine Truppen nach kurzer Raſt nach Schleſien zurück, wohin ihm der König für ſeine Perſon folgte, ſein Hauptquartier in Breslau, Prinz Heinrich das ſeinige in Dresden nahm.

An dieſem glücklichen Ausgange des ganzen Feldzugs hatte die Unthätigkeit der Verbündeten Oeſtreichs allerdings den größten Antheil. Fermor hätte das in Pommern ihm gegenüber ſtehende ſchwache Beobachtungscorps des Grafen Dohna leicht überwältigen, und in Verein mit den Schweden auf Berlin marſchiren können; er vermied aber jede Annäherung an Letztere. Contades unternahm im Spätſommer ebenfalls nichts von Bedeutung. Daß die genannten Feldherrn hierzu geheime Inſtructionen gehabt haben, von welchen Friedrich Kenntniß hatte, iſt jetzt kaum noch einem Zweifel unterworfen. Hätte das die Kaiſerin nicht belehren und veranlaſſen ſollen, mehr auf die eigene Macht zu vertrauen und die Entſcheidung auf eigene Hand herbeizuführen? Zu dieſer Einſicht ſcheint aber ihr Hofkriegsrath niemals gekommen zu ſeyn, denn dieſelben Fehler wiederholen ſich auch in den folgenden Feldzügen. So lange dieſes Kriegsſyſtem von Friedrichs Gegnern beibehalten wurde, brauchte ihm vor dem Ausgange nicht bange zu ſeyn, welche Lehren er aber daraus zog will ich Dir im nächſten Briefe mittheilen.

Siebenzigster Brief.

Olymp, den 7. Auguſt 1844.

Betrachtungen über Friedrichs d. Gr. bisherige Kriegführung. Widerlegung irriger Anſichten und fehlerhafter Folgerungen. Großartiger Operationsplan der Verbündeten für den Feldzug 1759. Beſchränktes Ziel des Königs. Die Schlacht bei Kunnersdorf.

Ich finde mich veranlaßt dieſen Brief mit einer Betrachtung zu beginnen, deren innerſten Kern ich Dir und einigen Deiner Freunde ganz beſonders an's Herz legen möchte.

So oft zwiſchen uns von der zweckmäßigſten Führung eines Vertheidigungskrieges gegen Frankreich die Rede war, bliebſt Du immer bei dem Satze ſtehen: die beſte Vertheidigung iſt der Angriff, und berufteſt Dich dabei auf Friedrich d. Gr. Kriegführung, welche die Richtigkeit obiger Behauptung unwiderlegbar bewieſen haben ſoll. Dieſe Anſicht hat im Laufe der Zeit eine ſo allgemeine Geltung erhalten, daß nicht leicht Jemand wagt gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu ſchwimmen, und ſowohl ihre geſchichtliche Unrichtigkeit als ihre praktiſche Unhaltbarkeit nachzuweiſen. Selbſt General Decker, der ſonſt eben kein Bedenken trägt ſich mit Anderen in Widerſpruch zu ſetzen, hat es bequemer oder klüger gefunden der darüber in Preußen herrſchenden Anſicht ſich anzuſchließen. Ich für meine Perſon bin nicht gewohnt durch dergleichen Rückſichten mein Urtheil beſtimmen zu laſſen, und die Erforſchung der Wahrheit gilt mir mehr als der Beifall der Menge. Meine Anſichten über den fraglichen Gegenſtand ſind längſt feſtgeſtellt

und mehrfach angedeutet worden. Ich will heute nicht darauf eingehen, ſtatt deſſen aber einen Anderen für mich ſprechen laſſen, der allein im Stande iſt dieſen Meinungsſtreit zu ſchlichten.

In einer Unterhaltung mit General Fouqué, für welchen der große Friedrich bekanntlich eine beſondere Freundſchaft empfand, brachte ich des Königs überaus thätige und kühne Kriegführung in den Jahren 1757 und 1758 zur Sprache, und drückte meine Verwunderung aus, daß er in den ſpäteren Feldzügen im Allgemeinen viel behutſamer zu Werke gegangen ſey, obgleich das Anzahlverhältniß der Streiter ſich für ihn oft günſtiger geſtaltet habe. **Fouqué** hörte mich lange ſchweigend an, holte dann eine Denkſchrift herbei und überreichte ſie mir zur gelegentlichen Durchſicht mit folgenden Worten: „Sie wiſſen, daß der König mich mit ſeinem Vertrauen beehrte. Einen beſonderen Beweis davon gab er mir im Winter $175\frac{8}{9}$, indem er mir zuerſt dieſe Denkſchrift überſendete in welcher die Grundſätze enthalten ſind, nach denen er den Krieg künftig zu führen gedachte und in der Hauptſache auch wirklich geführt hat. Von ſeiner bisherigen und wie Sie ganz richtig bemerken, überaus kühnen und erfolgreichen Kriegsführung ſprach er wie von einer Methode, die nur durch die Umſtände gerechtfertigt erſcheine, *aber keineswegs als Norm dienen könne*, ſelbſt nicht einmal für ihn, weniger alſo noch für Andere, ſollten ſie ſich auch in ähnlichen Verhältniſſen befinden. Er geſtand in ſeinem Briefe an mich, daß er die glücklichen Erfolge nur der übergroßen Langſamkeit und Unentſchloſſenheit ſeiner Gegner verdanke, daß er ſich aber deshalb über die Mängel ſeiner Kriegsmethode keine Illuſion mache und dieſelbe zu ändern beſchloſſen habe. Der König rühmte insbeſondere die Geſchicklichkeit der öſtreichiſchen Feldherren in Vermeidung von Schlachten ohne

Ausſicht auf glücklichen Erfolg, und tadelt nur daß ſie häufig vergeſſen hätten, daß die ganze Tendenz ihres Krieges eine durchgreifende Offenſive gebieteriſch gefordert habe. Er lobt ihre Taktik, ihre ſeltene Umſicht bei der Wahl von Lagern, ihre ſorgfältige Kenntniß und Benutzung des Terrains zu defenſiven Zwecken, und geſteht daß er von ihnen Manches gelernt habe, was er ohne zu erröthen nachahmen werde. Wenn ein Feldherr — ſetzte Fouqué hinzu — nach drei im Allgemeinen ſo glücklichen Feldzügen ſein Operationsſyſtem zu ändern ſich bewogen findet, dann hat er ganz gewiß die Nothwendigkeit davon eingeſehen. Wenn Friedrich aber gleichwohl ſpäter zuweilen wieder nach alter Weiſe verfuhr, ſo rührte das von der großen Energie und Entſchiedenheit ſeines Willens her, unterſtützt von einer faſt beiſpielloſen Hingebung ſeiner Generale und Truppen. Eine Rückkehr zum früheren Syſtem iſt das keineswegs zu nennen, im Gegentheil überzeugte er ſich durch den Erfolg immer mehr, daß er ſich auf das Abwarten der Unternehmungen ſeiner Gegner legen, und dieſe durch ſchnelles und entſchloſſenes Dazwiſchenfahren vereiteln müſſe. Darin erkannte der große König das Weſen einer guten Landesvertheidigung, und nicht in dem unaufhörlichen Selbſtangreifen ſeiner Gegner."

Ich übergehe was zwiſchen Fouqué und mir ſonſt noch beſprochen worden iſt, mache Dich aber auf die große Verſchiedenheit der Anſichten des königlichen Feldherrn mit den Behauptungen ſeiner Verehrer aufmerkſam, die immer nur ſeine glänzenden Waffenthaten vor Augen haben, und das unſcheinbare ſtille Walten ſeiner kriegeriſchen Vorſicht in den ſpäteren Feldzügen kaum einer flüchtigen Betrachtung würdigen. Hätte der König den Krieg mit der blutigen Energie fortgeführt womit er ihn begonnen, er würde ſich bald ſelbſt zu Grunde gerichtet

und Alles wieder verloren haben. Sein hell und weit ſehender Geiſt zeigte ihm den Abgrund, in welchen kühner Uebermuth und allzu großes Selbſtvertrauen ihn zu ſtürzen drohte, und er war weiſe genug ſein Kriegsſyſtem zu modificiren, zu einer Zeit wo es ihm gerade die größten Vortheile gebracht hatte. Das iſt die echte Feldherrnkunſt!

Aus ähnlichen Gründen habe ich den maßloſen Tadel über Daun's zeitweilige Unthätigkeit immer höchlichſt mißbilligen müſſen. Sobald er dem Könige gegenüber als ſelbſtſtändiger Feldherr auftrat entwickelte er ein Kriegsſyſtem, das ſeinen Verhältniſſen ganz angemeſſen war und mit großer Conſequenz durchgeführt wurde. Du mußt aber hier die öſtreichiſche Kriegführung von der Daun'ſchen ſtreng unterſcheiden. Die Kaiſerin wollte viel gewinnen und wenig wagen, deshalb wurde ihr Feldherr fortwährend zur Schonung ſeiner Streitkräfte ermahnt, und auf die Unterſtützung ihrer Verbündeten angewieſen. Er durfte nicht anders als im Sinne der erhaltenen Inſtructionen handeln, und nur nach dieſem Maßſtabe darf er beurtheilt werden. Seine Rolle als Feldherr glich der Rolle die Blücher 1813 in Schleſien zu ſpielen beſtimmt war. Das war ein Mißgriff der Kriegspolitik, der nur den oberſten Machthabern zur Laſt gelegt werden kann. Hierbei darf zwar nicht überſehn werden daß, während Daun ſich ganz in ſeine Rolle hinein ſtudirte, Blücher ſich die beſondere Bedingung machte auch Schlachten liefern zu dürfen wenn er es angemeſſen fände. Indeß muß man bei einem Vergleiche Beider auch in Betracht ziehen, daß Blücher zu einem ſolchen plötzlichen Rollenwechſel viel triftigere Gründe hatte als Daun. Friedrichs Streitkräfte und ſonſtige Hilfsquellen waren denen ſeiner übermächtigen Gegner ſo untergeordnet, daß er bei nur etwas beſſerem Zuſammenwirken der Letzteren unterliegen mußte. Napoleon be-

fand ſich in ungleich beſſeren Verhältniſſen, wodurch ſeine Gegner insbeſondere Preußens Feldherren zu größerer Thätigkeit und Kühnheit aufgefordert wurden. Daß Daun die Vorſicht der Kühnheit vorzog, iſt eine Eigenſchaft die Blücher nicht mit ihm gemein hatte, aber deshalb noch kein Fehler, ſo wenig wie bei Letzterem die vorherrſchende Kühnheit ein Fehler genannt werden kann. Bei Beurtheilung eines Feldherrn ſind die vorherrſchenden Charakterzüge ohne Zweifel wichtige Faktoren; die Verhältniſſe unter denen ſie zum Handeln berufen worden, ſind aber ungleich maßgebender. Hätte Jeder nur ſeiner individuellen Eingebung oder Neigung folgen dürfen, ſo würde Mancher zugeſchlagen haben wenn er nur beobachten durfte. Der höhere Wille legt aber dem eigenen Willen große Beſchränkung auf, wenn es nicht ſchon andere Verhältniſſe thun.

Nur im Vorbeigehen will ich Dich auf die Widerſprüche der Kritik aufmerkſam machen, welche Napoleon's divergirende Angriffsoperationen nach dem Waffenſtillſtande 1813 tadelt, und gleichwohl Friedrich's ganz analoges Verfahren im Feldzuge 1757 als Muſter eines Vertheidigungskrieges aufſtellt. Die Aehnlichkeit der ſtrategiſchen Verhältniſſe Beider iſt allerdings auffällig, hieraus aber Schlüſſe für die Größe beider Feldherren ziehen zu wollen, dünkt mich ſehr voreilig und ſelbſt ganz unſtatthaft. Daß Napoleon geſchlagen und zum Verlaſſen Deutſchlands gezwungen wurde, während Friedrich am Schluſſe ſeines Feldzugs als Sieger daſtand, iſt ohne alle Beweiskraft, obſchon das Verhältniß der Streiterzahlen ſehr ähnlich genannt werden kann. Auch das giebt der Kritik keinen feſteren Halt, daß Friedrich von neun Schlachten oder Hauptgefechten vier gewann (Reichenberg, Prag, Roßbach und Leuthen) und fünf verlor (Kolin, Haſtenbeck, Groß-Jägerndorf, Moys und Breslau); während Napoleon von einer gleichen Zahl nur drei ge-

wonnen (Lützen, Bautzen, Dresden), hingegen *ſechs* verloren hat (Jüterbogk, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Leipzig und Hanau), wobei ſich noch ein Zweifel erhebt, ob Hanau wirklich zu den verlorenen Schlachten gezählt werden darf. Ohne dem großen Könige zu nahe treten zu wollen, wird man wohl behaupten dürfen, daß Napoleon ein noch beſſerer Schlachtenlenker geweſen iſt. Aber es kommt hier weniger auf die *Zahl* als auf die *Bedeutung* der gewonnenen und verlorenen Schlachten an, und dieſe Bedeutung erhalten ſie erſt durch ihre *Folgen*. In Bezug auf letztere muß der Geſchlagene ſich der Herrſchaft aller Verhältniſſe von Einfluß unterwerfen, die er zu nehmen hat wie ſie ſich ihm darbieten, und die er zu ſeinen Gunſten nicht zu ändern vermag. Das Einzige was in der Gewalt des Beſiegten ſteht iſt, daß er ſich einbildet nicht geſchlagen worden zu ſeyn. Aber auch dieſe Vorſtellung iſt nicht ſo ganz willkürlich, denn ſollte die geſchlagene Armee alles Selbſtvertrauen zu ſich verloren haben, ſo werden die Vorſtellungen des Feldherrn ſehr wenig fruchten. Umgekehrt nehmen wir vielmehr wahr, daß Friedrich nach den harten Schlägen bei Kolin und Kunnersdorf hauptſächlich durch die ſoldatiſche Unbefangenheit in den Aeußerungen ſeiner alten Grenadiere ſo ſchnell wieder aufgerichtet wurde, indem er ganz richtig folgerte daß dergleichen Scharten leicht wieder ausgewetzt werden könnten, ſo lange er noch Truppen habe die bei ſolchen Niederlagen ſich mit den Kernworten zu tröſten verſtänden: „Davon wird uns der Teufel noch nicht holen, der Feind kann auch einmal eine Schlacht gewinnen."

Ganz anders iſt es aber wenn die öffentliche Meinung ſich auf eine Weiſe geltend zu machen ſucht, wie das 1757 und 1813 in Deutſchland der Fall war, und ſelbſt der Politik eine entſchiedenere Richtung aufdrängt. Das giebt den allgemeinen

Verhältniſſen ein viel ſtärkeres Gepräge. Der Sieg bei Prag begeiſterte ganz Frankreich und Deutſchland für Friedrich d. Gr. und lähmte die Operationen der Franzoſen und Reichstruppen. Die Oeſtreicher waren entmuthigt, die Ruſſen noch fern vom eigentlichen Kriegsſchauplatze. Die Kataſtrophe von Kolin dämpfte zwar den Jubel und gab ernſten Beſorgniſſen Raum; aber die Unthätigkeit der Oeſtreicher ſchlug letztere bald wieder nieder. Der Verluſt der Schlachten bei Haſtenbeck und Groß-Jägerndorf brachte dem Könige neue Gefahren, die unbegreifliche Unthätigkeit der Franzoſen und Ruſſen beſeitigte ſie indeſſen ſchneller als ſich vorausſehen ließ, und der Sieg bei Roßbach erhob Friedrich's Ruhm auf's Neue. Deſto ſchlimmer ſtand es in Schleſien, und ohne den glänzenden Sieg bei Leuthen würde des Königs Lage immer noch ſehr gefährlich geblieben ſeyn. Dieſer Sieg ſetzte ſeinem Ruhm die Krone auf, und ſteigerte die Vorliebe von Friedrich's zahlloſen geheimen Verehrern zum Enthuſiasmus. Man freute ſich daß der allſeitig Bedrängte die Angriffe ſeiner Gegner ſo kräftig zurückgeſchlagen habe, und man ſcheute ſich in den Hauptſtädten an der Donau, Seine und Newa keineswegs das Mißgeſchick der eigenen Feldherren durch Spottgedichte und Karrikaturen lächerlich zu machen. Der Feldzug 1757 läßt uns ſonach einen tiefen Blick in die geheimnißvollen Urſachen großer kriegeriſcher Erfolge thun, aber es wird dadurch nur bewieſen, daß die Einheit der Macht verbunden mit größerer Willenskraft manches nachtheilige Verhältniß auszugleichen vermag.

Im Jahre 1813 mußte Napoleon, deſſen hellleuchtender Glücksſtern früher eine faſt ähnliche enthuſiaſtiſche Wirkung hervorgebracht hatte, auf einen ſo mächtigen Beiſtand verzichten. Man ſahe in ihm nur den Unterdrücker. Der Uebermuth ſeiner Generale und Truppen in den Ländern der Verbündeten gab

dem Gefühle des Haſſes täglich neue Nahrung. Der Gewinn einiger Schlachten über ſeine Unterfeldherren erhob das geſunkene Selbſtvertrauen der Preußen, welche ſich nunmehr zu kühneren Unternehmungen befähigt fühlten. Der Uebertritt Oeſtreichs auf die Seite ſeiner Gegner legte ein ſchweres Gewicht in ihre Wagſchaale, obſchon es anfangs mehr moraliſcher Natur war. Es bedurfte Napoleon's eminentes Feldherrentalent, um nicht ſchon bei dem erſten Auftreten dieſes neuen mächtigen Gegners zu unterliegen, und dennoch wirkte die Furcht vor ſeinen Alles zermalmenden Schlachten noch ſo ſtark, daß wenig fehlte ihn auf's Neue wieder zum Triumphator zu machen. Selbſt in der Schlacht bei Leipzig gab es Momente, wo Napoleon das Glück wieder zu lächeln ſchien. Aber ſein Triumphwagen war wurmſtichig geworden und brach zuſammen; nicht etwa der verlornen Schlachten wegen, denn ſeine Generale und Truppen hielten ſich immer noch für die beſten in der Welt. Es war die verlorne Luſt am Kriege für einen Zweck, den die Franzoſen nicht mehr für wichtig genug hielten ihre Exiſtenz dabei auf's Spiel zu ſetzen. Es war die Sehnſucht ſeiner Marſchälle und Generale, welche der Krieg reich gemacht hatte, nach behaglichem Lebensgenuß, wodurch die Spannung der Kräfte in Napoleon's Heeren immer mehr nachließ. Es war die thörichte Hoffnung Vieler daß es ihm ein Leichtes ſey, einen für Frankreich vortheilhaften Frieden zu ſchließen, und die Hoffnung Einiger daß man durch Beſeitigung dieſes gewaltigen Herrſchers ſich dieſen Frieden verſchaffen könne. — In Friedrich's Heer hat jene Spannung niemals nachgelaſſen. Seine beſten Generale mußten ſich am Schluſſe eines glücklichen Feldzugs mit dem unbedeutenden Geſchenke von einigen Tauſend Thalern begnügen, bei dem geringſten Fehler hingegen den ſchärfſten Tadel, oft ſogar Abſetzung über ſich ergehen ſehen. Friedrich war ein geborner König, dem Alles aus angeborner Ehrfurcht ſich unterwarf. Es hatte noch

keine Revolution gegeben, welche das Band zwiſchen Fürſten und Völkern zerriß. Man glaubte alſo den Machthabern von Gottes Gnaden bis zum letzten Lebenshauche mit gleicher Aufopferung dienen zu müſſen. In Napoleon erblickte man nur den glücklichen Emporkömmling, deſſen Macht durch Waffenglück bedingt wurde; ſo wie dieſe launiſche Göttin ihm beharrlich den Rücken kehrte, war auch ſeine Macht in ihren Grundfeſten erſchüttert. Wer ihn früher auf den Thron gehoben hatte, glaubte ſich berechtigt ihn auch wieder herabſteigen zu laſſen.

Wir haben hier nicht zu unterſuchen, ob Napoleon durch ſein eigenes Benehmen dieſe Umwandelung der Geſinnung zum Theil mit verſchuldet habe, ſondern müſſen dieſe Geſtaltung der Verhältniſſe als ein Faktum betrachten, als die Quelle allen Unglücks das ihn damals und ſpäter betroffen hat. Ich wiederhole deshalb, daß ſich aus dem Vergleiche der Feldzüge 1757 und 1813 und ihren ganz verſchiedenen Folgen kein Schluß für die Größe der beiden gekrönten Feldherrn ziehen läßt, denn ihre Verhältniſſe als Monarchen waren durchaus verſchieden, und das hat den Ausſchlag gegeben. Am allerwenigſten aber läßt ſich daraus ein Syſtem des beſten Vertheidigungskrieges ableiten, und ich will Dir nunmehr des großen Friedrichs Anſichten darüber in Nachſtehendem offenbaren. Die Verſammlung war abermals ſehr zahlreich und gemiſcht; die Hauptſprecher werde ich ſelbſt reden laſſen, das minder Wichtige in gedrängter Ueberſicht mittheilen.

Friedrich. „Der Feldzug 1759 begann für mich unter ſehr ungünſtigen Verhältniſſen. Frankreich hatte ſich enger als jemals Oeſtreich angeſchloſſen. Die Pompadour brachte es da-

hin daß Bernis abdankte, und erſetzte ihn durch den ehrgeizigen Herzog von Choiſeul. Sie hatte ſich mit Kaunitz zu meinem Untergange verſchworen, und ſelbſt die Kaiſerin von Rußland unter der Hand noch mehr gegen mich aufregen laſſen. Alle meine Hoffnungen auf einen Separatfrieden mit Frankreich, wozu Bernis ſehr gern die Hand geboten haben würde, gingen dadurch zu Grunde, und ich mußte den Krieg auf Tod und Leben fortſetzen."

Napoleon. „Aber, mein glorreicher Freund, wie können Sie ſich über Frankreichs Politik beſchwören, da Sie niemals müde wurden die allmächtige Pompadour zu erbittern? Ich habe eine Sammlung der ſatyriſchen Briefe geleſen (die ſogenannten fliegenden Blätter) worin Sie die einflußreichſten Perſonen des Hofes und Heeres von Frankreich und Oeſtreich auf die ſchonungsloſeſte Weiſe geiſelten und in den Augen der Welt lächerlich zu machen ſuchten. War das ein Mittel die Friedensunterhandlungen zum Schluſſe zu bringen? Iſt eine ſolche Schriftſtellerei einer königlichen Feder überhaupt würdig? Was würde die heutige Preßpolizei dazu ſagen, wenn dergleichen Pamphlete wie z. B. das „Glückwünſchungsſchreiben des Prinzen Soubiſe an den Feldmarſchall Daun über den Degen welchen dieſer vom Pabſte bekommen," oder „die Gedächtnißrede auf den Schuſtermeiſter Reichardt", irgendwo ſich blicken laſſen wollten?"

Friedrich. „Der Krieg, Herr Bruder, rechtfertigt Vieles was die bürgerliche Moral zu verdammen pflegt. Wenn einige Herren und Damen von zum Theil ſehr ſchlechter Geſinnung ſich vornehmen, mich niederzuwerfen und mit Füßen zu treten, bis ich das herausgegeben habe was ich das Erbtheil meiner Väter nennen darf, warum ſoll ich ihnen keine Naſenſtüber geben oder ſie durch Nadelſtiche quälen, ſo lange ich das

in meiner Macht habe? Die öffentliche Meinung war für mich eben ſo wichtig, als die engliſchen Guinéen und die Hingebung meiner braven Soldaten. Jene einflußreiche Verbündete liebt die Maske und den Domino. Meine Spottgedichte erwarben und erhielten mir ihre Gunſt. Konnte ich meine Gegner nicht ſchlagen, weil ſie zu ſtark waren, ſo mußte ich ſie lächerlich zu machen ſuchen. Das ſchwächte ihre Macht und leiſtete mir Vorſchub. Aber der Kampf mit der Feder war nur ein Zwiſchenſpiel das ich mir in den langen Winterabenden gönnte während meine Armee rekrutirt wurde.

„Ich wußte welches Schickſal mir bereitet werden ſollte. Vor Allem lag mir daran das franzöſiſche Corps, welches bei Frankfurt a. M. überwintert hatte, über den Rhein zurück zu werfen und die Operationen der franzöſiſchen Hauptarmee dadurch zu verzögern. Der Prinz Ferdinand von Braunſchweig erhielt demnach Befehl ſich in Marſch zu ſetzen. Er zog mit 30,000 Mann durch Kaſſel, erſchien den 13. April vor Bergen (unweit Frankfurt), fand zwar den Herzog Broglio mit ſeinen 35,000 Mann in guter Kampfbereitſchaft, griff ihn aber dennoch an. Wegen Mangels an Geſchütz, das in den ſchlechten Hohlwegen bei Windecken ſitzen geblieben war, hatte der Angriff zu wenig Nachdruck, und obſchon Ferdinands rechter Flügel im Walde von Vilbel einige Fortſchritte machte, hielt er es doch gerathener das Gefecht wieder abzubrechen. Der Nachtheil war nicht ſehr erheblich, denn die franzöſiſche Hauptarmee (über 70,000 Mann unter Marſchall Contades) vereinigte ſich erſt ſieben Wochen ſpäter bei Marburg mit Broglio, und rückte dann ſo langſam gegen die Weſer vor, daß ſie erſt mit Anfang Juli dort ankam, obſchon Ferdinand mit allen ſeinen Truppen (Engländer, Hannoveraner, Heſſen, Braunſchweiger und ſehr wenig Preußen) nur halb ſo ſtark war. Der Verluſt

von Minden (den 10.) und Münſter (den 25. Juli) war mir ſehr empfindlich, weil der Beſitz dieſer beiden feſten Plätze es den Franzoſen erleichterte ſich zwiſchen der Weſer und dem Rheine feſtzuſetzen, und durch ihre gewohnten Streifereien in Hannover mir großen Schaden zu verurſachen. Indeß hat der Sieg bei Minden (am 1. Auguſt) mich von dieſen ungebetenen Gäſten bald wieder befreit."

Feldmarſchall Daun wurde jetzt aufgefordert den Angriffsplan der Verbündeten zu entwickeln. Dieſer beſtand im Weſentlichen darin, daß Soltikow mit 70,000 Ruſſen gegen Frankfurt an der Oder marſchiren und dort mit 30,000 Oeſtreichern unter Haddik und Laudon ſich vereinigen ſollte, während 14,000 Schweden ſich gegen Stettin wenden würden. Die öſtreichiſche Hauptarmee, außer jenem Corps 70,000 Mann ſtark, ſollte das ſchleſiſche Grenzgebirge feſthalten, durch ein an der Eger ſtehendes abgeſondertes öſtreichiſches Corps (20,000 Mann) die Verbindung mit der bei Bamberg ſich zuſammenziehenden Reichsarmee (26,000 Mann) ſichern, zu deren Verbindung mit der franzöſiſchen Hauptarmee der Herzog Broglio bei Frankfurt a. M. aufgeſtellt worden war. Die Geſammtmacht der Verbündeten wurde auf 330,000 Mann geſchätzt, deren Operationsbaſis einen ungeheuren Halbkreis bildete, welcher ungefähr durch die Punkte Stralſund, Poſen, Jaromirz, Eger, Bamberg, Frankfurt a. M. und Weſel bezeichnet werden kann. Da aber die Ruſſen vor dem Auguſt an der Oder nicht erwartet wurden, beeilten ſich auch die Franzoſen nicht; dieſem Beiſpiele folgte die Reichsarmee, und Daun fand ſich eben ſo wenig geneigt vor Ankunft ſeiner Verbündeten etwas zu unternehmen.

Dieſer ungeheuren Uebermacht, welche eine Art von Keſseltreiben gegen die Preußen veranſtalten und dieſen bei Berlin

den Todesſtoß verſetzen wollte, hatte der König kaum halb ſo viel Truppen entgegen zu ſtellen. Davon ſtanden 20,000 Mann unter General Dohna den Ruſſen und Schweden, 13,000 Mann unter Fouqué in Oberſchleſien, 45,000 Mann unter dem Könige bei Landshut, 33,000 Mann unter Prinz Heinrich in Sachſen den Oeſtreichern und Reichstruppen, 60,000 Mann unter Prinz Ferdinand den Franzoſen gegenüber. Nach allen Erfahrungen und Regeln des Kriegs mußte Friedrich unterliegen, er mochte operiren wie er wollte. Das iſt aber bekanntlich nicht der Fall geweſen, und die Urſachen ſeines Kriegsglücks geben jedenfalls einige gute Lehren für die Syſtemmenſchen, die Alles nach Zahlen, Winkeln und Linien berechnen wollen.

Bekanntlich hat Friedrich den Feldzug damit eröffnet, daß er die feindlichen Magazine in Poſen, Mähren, Böhmen und Franken zu zerſtören ſuchte, was aber nur dem Prinzen Heinrich in Böhmen und Franken vollſtändig gelang. Napoleon machte hierüber einige ſcherzhafte Bemerkungen und meinte: es verlohne ſich doch kaum der Mühe 40,000 Mann in Bewegung zu ſetzen, um einigen armſeligen Magazinen den Krieg zu erklären. Friedrich erwiederte aber ganz ernſthaft darauf: daß er ſich leider in der Nothwendigkeit befunden habe dieſes Auskunftsmittel zu ergreifen, um den Beginn der feindlichen Operationen zu verzögern, weil er zu ſchwach geweſen ſey dies auf andere Weiſe zu bewirken. Ohne Nutzen ſeyen dieſe Expeditionen übrigens nicht geweſen, denn Soltikow habe darin einen Vorwand erblickt viel ſpäter als die Oeſtreicher verlangten aufzubrechen, und der Einfall in Franken habe dem Prinzen Heinrich nicht nur ganz hübſche Geldſummen und einige Tauſend Ueberläufer verſchafft, ſondern auch große Beſtürzung verurſacht, und ein verſpätetes Einrücken der Reichsarmee in Sachſen

zur Folge gehabt. Der König führte ferner die (bereits oben angegebenen) Gründe an, welche ihn genöthigt hätten ſeine bisherige Kriegsführung zu ändern, und ſich die Hinterhand im Spiele zu bewahren, da er keine überflüſſigen Trümpfe auszugeben gehabt hätte. Ein Jeder müſſe wiſſen was ihm ſeine Kräfte erlaubten, und nichts unternehmen was dieſelben überſchreite.

„Die erſte Hälfte des Jahres — fuhr **Friedrich** fort — verſtrich ohne wichtige Ereigniſſe. Aber die Monate Juli und Auguſt führten ſehr ernſte Verwickelungen herbei, die ich näher und im Zuſammenhange bezeichnen muß, damit die Gefahren meiner Lage deutlicher hervortreten. Ende Juni hatte Soltikow ſeine Armee (70,000 Mann) bei Poſen zuſammen gezogen, ſetzte ſich aber erſt am 9. Juli in Marſch und nahm die Richtung auf Croſſen, um ſich je eher je lieber mit Laudon zu vereinigen. Graf Dohna hatte Befehl dieſe Vereinigung um jeden Preis zu hindern, ließ ſich aber von den Ruſſen überall vertreiben. Das verdroß mich. Ich ſendete alſo den General Wedell mit diktatoriſcher Macht an Dohna's Stelle. Wedell kam den 22. Juli bei dieſem Heerhaufen an, fand ihn im Lager bei Züllichau, und die Ruſſen nicht weit davon hinter einem Bache ſtehend. Mein Diktator wollte ſeine Ankunft mit einem Siege feiern, griff die Ruſſen am nächſten Tage mit eben ſo vieler Unvorſichtigkeit als Kühnheit bei Kai an, wurde geſchlagen, verlor ein Drittel ſeiner Streitkräfte (8148 Mann und 13 Geſchütze), und hatte große Mühe die Trümmer ſeines Corps glücklich über die Oder zu bringen (bei Tſchicherzig), worauf er über Guben nach Mülroſe marſchirte ohne verfolgt zu werden. Nur durch Zufall entging Wedell auf dieſem Marſche der gänzlichen Vernichtung, denn Soltikow überſchritt die Oder etwa 5 Meilen weiter unten und marſchirte auf Frankfurt, wo er

ſich mit Laudon vereinigte der zu derſelben Zeit die Neiße abwärts abzog. (Frankfurt ergab ſich den Ruſſen ſchon am 31. Juli.)

„Feldmarſchall Daun führte am 28. Juni ſeine 70,000 Mann aus dem Lager bei Königshof über Reichenberg nach Marklissa, wo er bis Ende Juli ſtehen blieb. Ungewiß ob er ſich gegen die Elbe oder nach der Oder wenden werde, verließ ich am 5. Juli mein Lager bei Landshut, wo Fouqué meine Stelle einnahm, und marſchirte in die Gegend von Löwenberg. Hier nahm ich bei Schmottſeifen ein Lager in welchem ich vorläufig die weitere Entwickelung der Plane meiner Gegner abzuwarten beſchloß. Was Daun gegen mich im Schilde führte war ſchwer zu errathen. Er zerſplitterte ſeine Kräfte auf eine Weiſe, daß er wenigſtens im Laufe des Juli keine kräftige Offenſive ergreifen konnte. General Harſch war zur Deckung der böhmiſchen Magazine bei Trautenau zurückgelaſſen worden; ich ließ ihn durch Fouqué beobachten. Laudon war mit 18,000 Mann im Marſche nach Guben, und Haddik wurde mit einem gleichſtarken Corps ihm nachgeſchickt, ſo daß Daun bei Markliſſa nicht viel über 50,000 Mann gehabt haben wird. Dieſe Entſendungen ließen mich befürchten daß der Hauptſchlag an der Oder erfolgen ſolle. Die Nachricht von Wedell's Unfall bei Kai beſtimmte meinen Entſchluß. Ich befahl dem Prinzen Heinrich, welcher ſchon früher das linke Elbufer hatte räumen, Verſtärkungen an die Oder ſchicken müſſen, und mit dem Reſte ſeiner Armee nach Bautzen marſchirt war, zu mir nach Schmottſeifen zu kommen. Hier übertrug ich ihm die Sorge der Beobachtung Daun's, deſſen Vereinigung mit Soltikow er auf jeden Fall hindern ſollte, wozu ich ihm die bei Schmottſeifen ſtehenden Truppen anwies, während ich mich an die Spitze der ſeinigen ſtellte, welche auf Sagan dirigirt wurden. Dies geſchah in den letzten Tagen des Juli, wo die Reichsarmee bereits an

der Saale angekommen war und das entblößte Sachſen, in welchem ich nur noch Dresden, Torgau und Wittenberg ſchwach beſetzt hielt, ohne Schwertſtreich erobern konnte. Die Franzoſen ſtanden damals an der Weſer."

Napoleon. „Dieſe Art zu operiren iſt ganz gegen Ihre Gewohnheit. Warum benutzten Sie nicht die Nähe des Prinz Heinrich'ſchen Corps um mit vereinter Macht über Daun herzufallen? Ein Sieg über Oeſtreichs Hauptmacht mußte jedenfalls entſcheidender ſeyn als über die Ruſſen."

Friedrich. „Unſtreitig, mein lieber Freund, wer bürgte mir aber dafür daß Daun Stand halten werde? War nicht mit Sicherheit voraus zu ſehen, daß er ſich in die Stellung bei Zittau zurückziehen werde? Was konnte das mir aber nützen ſobald die Ruſſen auf Berlin marſchirten? In meiner damaligen Lage kam es vor Allem darauf an, keinen einzigen vergeblichen Marſch zu machen, weil ein verlorner Tag kaum wieder einzubringen war. Ich mußte nebenbei die ruhigſte Haltung annehmen, und dem Gegner durch ſtolze Zuverſicht zu imponiren ſuchen. Im Lager bei Schmottſeifen ſtand ich wie der Springer auf einem Schachbrete; mein Bruder Heinrich war bei Bautzen als der zweite Springer zu betrachten. Von dieſen Punkten aus konnten wir das Land zwiſchen der Elbe und Oder decken."

Napoleon. „Dieſer Vergleich paßt nur auf eine ſehr lahme Kriegführung des Gegners. Daß aber mit den Ruſſen nicht zu ſcherzen ſey hatten Sie ſchon mehr als einmal erfahren. Ich glaube überhaupt daß es den Verhältniſſen weit angemeſſener geweſen wäre, wenn Sie den Prinzen Heinrich ſchon im Juni herangezogen hätten, und den Ruſſen ſelbſt entgegen ge-

gangen wären. Dohna war zu ſchwach, und Wedell nicht geſchickt genug einer ſolchen Uebermacht die Spitze zu bieten, ohne ſich dabei ſelbſt zu Grunde zu richten. Hätten Sie bei Züllichau (Kai) ſelbſt befehligt und 20,000 Mann mehr gehabt, ich glaube Soltikow wäre wieder nach Poſen zurückgegangen. Mit Daun würde Prinz Heinrich ſchon fertig geworden ſeyn, wie ihm das auch ſpäter unter weit ſchwierigeren Verhältniſſen gelungen iſt, und die Reichsarmee konnte ohnehin nicht früher nach Sachſen kommen.“

Friedrich. „Der Tadel iſt nicht ganz ohne Grund, mein Freund, ich hatte aber gehofft daß Wedell ſeine Sache beſſer machen würde. Doch hören Sie jetzt weiter. Am 30. Juli kam ich nach Sagan und marſchirte mit den dortigen Truppen über Guben nach Mülroſe, wo ich mich mit Wedells Corps vereinigte und auch den General Fink mit einer Abtheilung von Torgau erwarten wollte. Ich war unterwegs ſo glücklich das Corps des Generals Haddik zu erreichen und von Laudon abzudrängen, welcher am 3. Auguſt allein zu Soltikow ſtieß. Beide gingen durch Frankfurt auf das rechte Ufer der Oder zurück, wo ſie ein verſchanztes Lager bezogen. Wahrſcheinlich hatten ſie bereits Kunde von meiner Annäherung, denn ich war an dieſem Tage bis Guben gekommen. Am 7. Auguſt vereinigte ich mich mit Wedell bei Mülroſe ($1\frac{1}{2}$ Meile von Frankfurt). Nach Finks Ankunft hatte ich hier 48,000 Mann mit 230 Geſchützen beiſammen, mit welchen ich die Ruſſen angreifen wollte, deren wirkliche Stärke (mit Laudon's Abtheilung) ſich auf 70,000 Mann und 350 Geſchütze belief. Die Meldung Ferdinands von ſeinem Siege bei Minden (1. Auguſt) und dem Rückzuge der Franzoſen gab mir Hoffnung einen ähnlichen Sieg zu erfechten. An dem Tage an welchem ich den Prinzen Heinrich im Lager bei Schmottſeifen verließ (30. Juli), war Feldmarſchall

Daun von Markliſſa nach Lauban aufgebrochen. Prinz Heinrich ließ ihn durch den General Zieten beobachten. Die Reichsarmee beſetzte den 8. Auguſt Leipzig und marſchirte gegen Torgau und Wittenberg. Ich werde auf die Unternehmungen Heinrichs, welcher ſeinen doppelt ſo ſtarken Gegner vollſtändig im Schach hielt, ſpäter zurückkommen weil ich der Zeit nicht vorgreifen will, und wende mich jetzt wieder an die Oder. Mein Kriegsſchauplatz war immer enger geworden. Ich mußte kräftige Schläge ausführen, wollte ich mich der vielen überlegenen Gegner erwehren. War das Glück mir günſtig ſo ſchlug ich erſt die Ruſſen, ſtieß dann mit den entbehrlichen Truppen zum Prinzen Heinrich und fiel über den Feldmarſchall Daun her. Auf dieſe Weiſe hoffte ich den Feldzug ſchnell und glücklich zu beendigen. Die Nähe meiner beiden mächtigſten Gegner erleichterte dieſes Vorhaben. Was mich aber für den Augenblick am meiſten in Verlegenheit ſetzte, war das Ausweichen Soltikows und Laudons hinter die Oder, wo ſie auf den Höhen, über welche die Straße von Frankfurt nach Landsberg (über Droſſen) führt, eine verſchanzte Stellung bezogen hatten. Das nöthigte mich ebenfalls über die Oder zu gehen und auf Umwegen zum Ziele zu gelangen. Gleichwohl mußte ich ein Beobachtungscorps auf dem linken Ufer bei Frankfurt zurück laſſen, damit nicht Soltikow, während ich bei Göritz (4 Meilen nördlich von Mülroſe) auf das rechte Ufer der Oder ging, das entgegengeſetzte Manöver bei Frankfurt ausführte und mich vom Prinzen Heinrich trennte. In ſolchen Momenten, wo es im Intereſſe eines Feldherrn liegt die Entſcheidungen ſchnell auf einander folgen zu laſſen, kann ihm nichts ſo verderblich werden als wenn einer ſeiner Hauptgegner ganz unerwartet aus der Rolle fällt und, ſtatt die angefangene Offenſivbewegung fortzuſetzen, auf einem wichtigen Punkte eine freiwillige Defenſive beobachtet. Zur rechten Zeit ſtill ſtehen und nichts thun iſt nicht minder eine

Kunſt, als zur rechten Zeit ſich in Bewegung ſetzen und angreifen."

Daun. „Ew. Majeſtät ſprechen hier eine große Wahrheit aus, wodurch zugleich mein ſo vielfach getadeltes Benehmen im Monat Auguſt gerechtfertigt wird."

Friedrich. „Das iſt mir nicht in den Sinn gekommen, lieber Graf, und war jemals eine Unthätigkeit unzeitig, ſo iſt es die Ihrige im Auguſt geweſen. Ich werde die Fehler nicht verſchweigen die ich mir bei Kunnersdorf vorzuwerfen habe, mir aber dann erlauben Ihr Sündenregiſter ebenfalls aufzurollen, und bin begierig zu vernehmen wie Sie die vielen Unterlaſſungsſünden rechtfertigen wollen. Jetzt aber zur Schlacht.

„Am 10. Auguſt war Fink's Abtheilung bei Mülroſe angekommen, und noch denſelben Tag marſchirte ich über Lebus nach den zwei Brücken, die ich bei Göritz hatte ſchlagen laſſen, wo ich in der Nacht die Oder überſchritt. (Die Cavalerie benutzte eine Furt bei Oetſcher.) General Wunſch wurde mit 5000 Mann auf dem linken Ufer zurückgelaſſen, ſowohl um die Brücken zu ſichern als auch Frankfurt zu beobachten. Er hatte die Weiſung am 12., wo ich die Ruſſen anzugreifen gedachte, ſich der Dammvorſtadt von Frankfurt zu bemächtigen, die dortigen beiden Schiffbrücken zu zerſtören und den Ruſſen jeden Ausweg zu verſperren, weil es auf deren Vernichtung abgeſehen war. Ich geſtehe daß ich bei dieſer Maßregel mehr den Gefühlen meines Haſſes als einer klugen Vorſicht gefolgt bin, denn die Ereigniſſe bei Zorndorf hätten mich belehren ſollen, daß es gerathener ſey den Ruſſen goldene Brücken zu bauen. Doch das iſt nicht der einzige meiner Fehler. Den 11. marſchirte ich bis Biſchofsſee und zog über die Stellung meiner Gegner Erkundigun-

gen ein. Es wurde mir berichtet daß des Feindes rechter Flügel auf den Mühlbergen, die Mitte auf den Spitzbergen, der linke Flügel auf den Judenbergen ſtehe, den großen Elſenbruch vor der Front und eine Reihe Feldſchanzen im Rücken habe. Die genannten drei Berggruppen (nur Hügelgruppen) bildeten eben ſo viele Terrainabſchnitte, wovon die Mühlberge durch den Kuhgrund von den Spitzbergen, letztere durch den hohlen Grund (ſpäter Laudonsgrund genannt) von den Judenbergen getrennt waren. Den Zugang zur Front erſchwerte der weit ausgedehnte Elſenbruch, welcher allgemein für unüberſchreitbar galt. Die Mühlberge wurden außerdem im Norden durch das Hühnerfließ (ein ſumpfiger Bach in theilweiſe flachem Grunde) im Oſten durch den Bäckergrund (trockenes Ravin von 1500 Schritt Länge) begrenzt *). Die ganze Stellung war alſo ſchwer zugänglich, weshalb ich mich wie bei Zorndorf zu einer völligen Umgehung genöthigt ſah. Zu dieſem Zwecke ſollte General Fink, welcher mit 8 Bataillonen, 35 Schwadronen und 56 Geſchützen zwiſchen Trettin und Biſchofsſee (4000 Schritte vom Hühnerfließ) als Vorhut lagerte, früh 6 Uhr gegen die Mühlberge vorrücken, am Hühnerfließe Halt machen, eine Kanonade eröffnen, die Aufmerkſamkeit der Ruſſen feſſeln und meine Umgehung ſichern. Mit allen übrigen Truppen (noch 45 Bataillone, 65 Schwadronen, 164 Geſchütze) brach ich ſchon früh 2 Uhr aus dem Lager hinter Biſchofſee auf, marſchirte treffenweiſe links ab, überſchritt das Hühnerfließ ungefähr eine halbe Meile oberhalb Finks bezeichneter Aufſtellung, ſuchte die Straße von Reppen durch die Neuendorfer Haide nach Kunnersdorf zu gewinnen, und wollte am Waldſaume auf dem Höhenzuge zwiſchen Kunnersdorf und

*) Man ſehe die Plane zu General von Deckers „Schlachten und Hauptgefechte des ſiebenjährigen Krieges.“ (Bei Mittler in Berlin, 1837.)
(Der Verfaſſer.)

dem Hühnerfließ mich dergeſtalt in Schlachtordnung ſtellen, daß ich in Gemeinſchaft mit Fink früh 8 Uhr einen umfaſſenden Angriff auf die Mühlberge ausführen konnte, während Seydlitz mit der Cavalerie ſüdlich von Kunnersdorf auf der einzigen freien Ebene vorgehen und die Ruſſen im Rücken bedrohen würde. Die Aufſtellung meiner Batterien auf der Höhe hinter Kunnersdorf, die „Pechſtange" genannt, und hinter dem Bäckergrunde verſprach eine günſtige Wirkung, und ich hoffte durch das Feuer aus 114 Zwölfpfündern die Standhaftigkeit der Ruſſen bald zu erſchüttern. Meine Truppen hatten ungefähr eine Meile Wegs zu marſchiren, ich durfte alſo mit Sicherheit darauf rechnen ſpäteſtens um 7 Uhr am Waldſaume aufzumarſchiren, kam aber erſt nach 10 Uhr dort an, und konnte wegen Ausbleibens der Geſchütze das Feuer vor halb 12 Uhr nicht eröffnen. Das war ein großer Uebelſtand, der durch die Ermüdung meiner Truppen noch erhöht wurde."

Napoleon. „Eine Verrechnung in der Zeit iſt bei dergleichen Operationen ſehr gewöhnlich, weil man oft auf Widerſtand ſtößt wo man ihn nicht erwartete. Aber meines Wiſſens ſind die Ruſſen regungslos in ihrer Stellung geblieben und haben nur das zweite Treffen die Front verändern laſſen; ich begreife mithin nicht was Ihren Anmarſch ſo verzögert haben kann, wenn es nicht die große Anzahl der mitgeſchleppten Zwölfpfünder geweſen iſt, die damals mit 12 Pferden beſpannt geweſen ſeyn ſollen. Oder haben vielleicht Verirrungen im Walde ſtatt gefunden? Es gab aber doch Leute genug die als Führer dienen konnten."

Friedrich. „Ich glaubte gleichwohl Alles gethan zu haben um rechtzeitig ankommen zu können. Da wir ſeit einigen Tagen große Hitze hatten, ließ ich die Truppen Torniſter

und Mantelſäcke im Lager ablegen. Ueber die Beſchaffenheit der zu durchziehenden Gegend zog ich den Major Linden zu Rathe, welcher viele Jahre in Frankfurt geſtanden hatte und als leidenſchaftlicher Jäger die Umgegend genau zu kennen vorgab. Als er mir aber auf viele Fragen nur unbeſtimmte Antworten zu geben vermochte, befragte ich noch einen Förſter und nahm ihn als Führer mit. Die vielen Fragen welche ich unterwegs an ihn richtete waren Urſache daß der Förſter mehr auf mich als auf die Merkmale im Walde ſahe, was uns zu weit ſüdlich führte. Er entdeckte zwar dieſe Verirrung, aber die nothwendig werdende Aenderung der Marſchrichtung auf ungebahnten Waldwegen erzeugte großen Zeitverluſt. Die Hitze war unerträglich. Niemand vermochte ſeinen Durſt zu löſchen. Am Waldſaume angekommen ſtießen wir auf neue Hinderniſſe. Eine Anzahl großer Teiche, unter ſich durch naſſe Wieſen verbunden, bildete ſüdlich von Kunnersdorf einen Schlagbaum der nicht ſo leicht geöffnet werden konnte. Ich mußte mich alſo vorläufig auf den Angriff der Mühlberge beſchränken.

„Unſer Geſchützfeuer war heftig und wirkſam. Schon nach einer halben Stunde ließ ich 8 Grenadierbataillone, die bisher zwiſchen zwei großen Batterien hinter dem Bäckergrunde geſtanden hatten, zum Sturme anrücken. Die Ruſſen empfingen ſie mit einem mörderiſchen Kartätſchenhagel, da ſie aber von Fink's Batterien jetzt in Flanke und Rücken beſchoſſen wurden, zündeten ſie die Faſchinen an womit die Feldwerke bekleidet waren, und zogen ſich allmälig gegen den Kuhgrund zurück. Meine Grenadiere wurden durch die brennenden Bruſtwehren etwas aufgehalten, kamen ſelbſt in Unordnung und konnten nicht ſo ſchnell folgen. Als ſie in die Verſchanzungen gedrungen waren, fanden ſie darin 70 verlaſſene Geſchütze. Die Ruſſen hatten inzwiſchen wieder Front gemacht. Ich befahl dem General Fink

ſeine Infanterie über das Hühnerfließ gehen zu laſſen. Meine übrige Infanterie trat ebenfalls an. Nachmittags 2 Uhr ſtanden 24 Bataillone auf den Mühlbergen, die nun von den Ruſſen gänzlich geräumt wurden. Mein Sieg hätte ſchon hier vollſtändig werden können, wäre es mir möglich geweſen alle Truppen ſogleich ins Gefecht zu bringen. Aber das brennende Kunnersdorf, welches den Zugang zum Kuhgrunde ſperrte, und die vielen Teiche weiter oberhalb erſchwerten unſer Vordringen, und ich konnte weder die Geſchütze ſchnell genug nachbringen, noch auf Mitwirkung meiner Cavalerie zählen, die auf beiden Flügeln ſich durch ein höchſt ſchwieriges Terrain aufgehalten ſahe.

„Der Kuhgrund, 600 Schritte lang, 50—60 Schritte breit, 10—15 Fuß tief und von ſteilen Rändern eingefaßt (die Beſchaffenheit desſelben hat durch die Bodenkultur ſeitdem große Veränderungen erlitten), trennte jetzt die ſtreitenden Parteien und hemmte meinen Siegeslauf. Eine zwölfſtündige Anſtrengung dämpfte die Kampfbegier meiner Truppen. Die Mehrzahl der Generale ſelbſt Seydlitz und Fink waren der Meinung, man ſolle ſich mit den errungenen Vortheilen begnügen, da zu erwarten ſtehe daß die Ruſſen in der Nacht den Rückzug antreten würden. Ich ſchwankte in meinem Entſchluſſe. Der Wunſch, den Ruſſen eine ſolche Niederlage beizubringen daß ſie die Luſt verlören ſich ferner an mir zu reiben, war gewiß verzeihlich und ganz in den Verhältniſſen begründet. Er regte ſich ſtärker als ich vom linken Ufer die Meldung erhielt, daß Frankfurt in unſerer Gewalt ſey und im Rücken der Ruſſen ſich große Verwirrung zeige. Hierzu kam noch ein immer heftiger werdendes Feuer am Kuhgrunde, hinter welchem die Ruſſen viel Geſchütz und drei Linien Infanterie aufgeſtellt hatten; auch öſtreichiſche Bataillone zeigten ſich in ihren Reihen. Dieſes Feuer reizte mich zur Fortſetzung des Angriffs, denn es mußte erwiedert werden,

und wurde bald ſo mörderiſch daß ich nur die Wahl zwiſchen Vordringen oder Rückzug hatte. Sollte ich nach ſo glücklichem Anfange wie ein Zaghafter auf halbem Wege ſtehen bleiben?“

Napoleon. „Dazu könnte nur feige Bedenklichkeit rathen, mein tapferer Freund, das Glück iſt dem Kühnen hold, und der Beharrlichſte bleibt Sieger. Aber ich begreife nicht wie ein ſo unbedeutendes Ravin Sie abhalten konnte, der Sache ſchnell ein Ende zu machen. Gab es nicht rechts und links Raum genug zum Vorbeigehen? Weshalb ließen Sie nicht Fink's 8 Bataillone im Elſenbruche vorgehen, den linken Flügel mit allen Batterien auf die Hügelreihe vor den Spitzbergen rücken und den Feind von drei Seiten angreifen?“

Fink. „Euer Majeſtät halten zu Gnaden, im Elſenbruche war nicht fortzukommen; nur mit größter Mühe gelang es mir zwei Bataillone neben der Frankfurter Straße vorgehen zu laſſen, welche auch durch einen zeitgemäßen Flankenangriff die Ruſſen dort zum Rückzuge genöthigt haben.“

Napoleon. „Da haben Sie ſich nicht gut orientirt gehabt, General, denn nach Soltikows Verſicherung iſt der Elſenbruch in Folge der anhaltenden Trockenheit damals an vielen Stellen ſo feſt wie Scheunentenne geweſen. Aber freilich muß man nicht überall mit Bataillonsfronten anrücken wollen. Meine Infanterie hat im Gefecht viel ſchwierigere Stellen überſchritten.“

Laudon. „General Fink hat uns damals leichteres Spiel gemacht. Der Elſenbruch war allerdings in vielen Richtungen gangbar, ſelbſt für Reiterabtheilungen, weshalb ich mit meinem Corps bei dem rothen Vorwerk (d. h. im Bruche ſelbſt) Stellung nahm, um von dort aus den Preußen in die Flanke gehen

zu können, wenn ſie durch den Elſenbruch gegen die urſprüngliche Front der ruſſiſchen Stellung rücken wollten. General Fink hat von früh 4 Uhr bis Mittags Zeit genug gehabt ſich davon zu überzeugen und ſich gute Führer zu verſchaffen, aber keine meiner Patrouillen die bis an das Hühnerfließ vorgingen iſt auf preußiſche Abtheilungen geſtoßen. Da wir nun von dieſer Seite nicht viel zu befürchten hatten, und die Ruſſen bald nach der entgegengeſetzten Seite Front machen mußten, trat mein Corps in das Verhältniß einer allgemeinen Reſerve und hat als ſolche ſpäter den Ausſchlag gegeben."

Napoleon. „Euere Kroaten ſind tüchtige Kerls, nur zu wenig an Diſciplin gewöhnt. Aber wir haben den König in ſeiner Erzählung unterbrochen und bitten ihn fortzufahren."

Friedrich. „Die Schwierigkeiten des Bodens bei Umgehung des Kuhgrundes waren in der That bedeutend aber nicht unüberwindlich. Ein halber Sieg würde meine Angelegenheiten nur auf Augenblicke gebeſſert haben, das genügte mir nicht. Ich gab alſo Befehl den Kuhgrund zu überſchreiten, und zugleich auch die Verſchanzungen bei den Spitzbergen anzugreifen. Seydlitz erhielt die Weiſung dieſen Angriff mit der ganzen Cavalerie des linken Flügels (65 Schwdr.) zu unterſtützen, rückte aber trotz des Befehls nicht von der Stelle. Drei volle Stunden kämpfte meine Infanterie mit größter Anſtrengung. Mehrere Bataillone ſprangen gleichzeitig in den Kuhgrund und ſuchten den jenſeitigen Rand zu erklimmen, konnten ſich aber niemals lange dort behaupten. Ein neuer Befehl an Seydlitz brachte endlich meine Cavalerie in Thätigkeit. Sie trotzte mit gewohnter Todesverachtung dem verheerenden Geſchützfeuer, als ſie aber ihren Führer ſtürzen ſah verließ ſie der Muth, und die ſpäter von einzelnen Regimentern wiederholten Angriffe blieben ohne

Erfolg. Dennoch gelang es der Infanterie die Ruſſen vom Kuhgrunde zu vertreiben. Auch zwiſchen Kunnersdorf und den Spitzbergen drang ſie ſiegreich vor. Gegen 6 Uhr waren die Ruſſen in voller Flucht nach den Judenbergen, und ließen 80 Geſchütze in unſerer Gewalt. Schon früher hatte ich auf des Generals Wunſch erneute Anfrage den Befehl gegeben die Brücken einzuſchießen. Ich zweifelte keinen Augenblick an dem vollſtändigſten Siege, und bedauerte nur meine Batterien nicht bei der Hand zu haben, um die dichten Haufen der Ruſſen niederſchmettern zu können. Meine Infanterie war gänzlich erſchöpft. Die Generale drangen wiederholt in mich den Kampf einzuſtellen. Mit Freuden hätte ich eingewilligt, aber ſchon donnerten die ruſſiſchen und öſtreichiſchen Batterien von den Judenbergen in unſere Reihen. Wir konnten dieſes Feuer nur aus einigen mühſam nachgeſchleppten Bataillonskanonen erwiedern. Bei dem jetzigen Stande des Gefechts war ein Stillſtehen unmöglich geworden. Ich befahl alſo die Fortſetzung des Angriffs.

„Mit Aufbietung der letzten Kräfte ſchritten meine Bataillone vorwärts. Sie waren bereits zu ſchwachen Haufen zuſammengeſchmolzen. Ein furchtbares Geſchütz- und Flintenfeuer lichtete die Reihen. Die Kräfte ſchienen ſie zu verlaſſen. — Da brach Laudon an der Spitze von 14 Schwadronen, die bisher ungeſehen im hohlen Grunde gehalten hatten, plötzlich hervor und ſtürzte ſich auf meine ganz erſchütterte Infanterie, welche in einem Augenblicke aus einander geſprengt wurde. Vergebens wollte ſich ein Theil von Fink's Cavalerie den Oeſtreichern entgegenwerfen, er kam nicht zum Aufmarſch. In Zeit einer halben Stunde hatte ſich der glänzendſte Sieg in die ſchmäligſte Niederlage verwandelt. In der wildeſten Unordnung floh Alles den Wäldern zu. Die eroberten Geſchütze gingen

wieder verloren, außerdem faſt zwei Drittel meiner eigenen Artillerie. Nur durch ein Wunder entging ich der Gefangenſchaft an dieſem Unglückstage.

„Die Niederlagen bei Kolin und Hochkirch waren nur kleine Unfälle, in Vergleich mit dem harten Geſchick das mich bei Kunnersdorf betroffen hat. Kaum 5000 Mann folgten mir bis an die Brücken von Göritz, und bildeten nur einen verworrenen Haufen der ſich mechaniſch fortwälzte, ſtumm und mit Verzweiflung im Herzen. Zum Glück ſtellte der Feind die Verfolgung ſchon am Hühnerfließ ein. Aber ſelbſt die elendeſten Koſaken, welche uns von dort ab das Geleite gaben, erregten durch ihr bloßes Erſcheinen allgemeine Beſtürzung, denn meine Truppen waren gänzlich entmuthigt. Ich ſelbſt gab Alles verloren. Der Tod wäre mir in jener ſchauervollen Nacht ein Engel des Friedens geweſen. Am nächſten Morgen fanden ſich viele Verſprengte bei den Fahnen ein. Bis Mittag waren die Regimenter wieder etwas geordnet, worauf ich die Trümmer meiner Armee über die Brücken führte, dieſelben abbrechen ließ, Stellung bei Reuthwen nahm und mich mit der Abtheilung des Generals Wunſch vereinigte, der ebenfalls nicht verfolgt worden war. Ich brachte dadurch 18,000 Mann zuſammen. Jetzt erſt ließen ſich die Verluſte ermitteln; ſie beliefen ſich auf 18,500 Todte, Verwundete und Gefangene, nebſt 172 Geſchützen, wobei ich die Verſprengten nicht gezählt habe, welche ſich im Laufe des Tags wieder einfanden. Zwölf meiner Generale waren verwundet, Puttkammer getödtet. Wurden wir am 13. oder 14. angegriffen, ſo war es um die preußiſche Monarchie geſchehen. Aber unbegreiflicher Weiſe ließ man uns in Ruhe, ſo daß ich Verſtärkungen an Truppen und Geſchütz aus Pommern an mich ziehen konnte. Verſprengte fanden ſich täglich in großen Haufen ein.“

Napoleon. „In der That, mein Freund, dieſe Schlacht brachte Sie an den äußerſten Rand des Verderbens, und Ihre Lage iſt nicht viel beſſer geweſen als die meinige am Abende der Schlacht bei Mont-Saint Jean (Belle Alliance). Sie haben ſelbſt erklärt daß Sie bei dem Verluſte derſelben nicht ohne Schuld ſind, betrachten wir jetzt den Hergang mit kritiſchen Augen. Unbegreiflich iſt es daß ſich bei der Armee ſo wenig Offiziere befanden, welche über die wichtigſten Einzelnheiten des Kampfplatzes Auskunft geben konnten. Das Jagdvergnügen ſcheint eben kein ſonderliches Mittel zu ſeyn von der Terrainbeſchaffenheit eine taktiſche Anſicht zu bekommen. Man denkt dabei nur an Haſen und nicht an das, was einem tapferen Feinde gegenüber zu berückſichtigen ſeyn könnte. Dieſer auffällige Mangel an Terrainkenntniß iſt als die erſte und hauptſächlichſte Urſache Ihrer Niederlage zu betrachten, weil die übrigen faſt alle ihren Urſprung darin haben. Ich mag die Umgehung nicht tadeln, denn im Elſenbruche wäre die Artillerie ohnehin nicht zu brauchen geweſen. Aber die durch die Verirrungen im Walde, durch Verfehlen der gebahnten Wege entſtandene Zeitverſäumniß, verbunden mit übergroßer Anſtrengung der Truppen vor dem Angriffe, mußten nothwendig ſchlimme Folgen haben. Die unangenehme Entdeckung der Kunnersdorfer Teiche hätte Sie indeß überzeugen ſollen, daß die Angriffsdiſpoſition eine Aenderung erleiden mußte. Das dreiſtündige ſtehende Gefecht am Kuhgrunde kann ich durchaus nicht billigen. Fand die damals etwas unbehilfliche Infanterietaktik kein Mittel dieſes Ravin zu überſchreiten, ſo mußte die Artillerie vorgezogen werden. Das Feuer aus 100 Zwölfpfündern würde die Ruſſen ſchon mürbe gemacht haben. Während dieſer Zeit mußte das brennende Kunnersdorf gelöſcht werden, um von dort aus gegen die feindliche Mitte vorgehen zu können; Fink mußte im Elſen-

bruche vordringen und die Ruſſen im Rücken oder in der linken Flanke beunruhigen" *).

Friedrich. „Das iſt im Grunde das nämliche Verfahren welches ich ſelbſt gewollt habe. Oberſt Moller, der meine Artillerie befehligte, erklärte mir aber die Unmöglichkeit die Geſchütze auf die Mühlberge zu bringen, weil ſie von den erſchöpften Pferden in dem tiefen Sandboden nur noch mit Mühe fortgeſchleppt werden konnten."

Napoleon. „Eben deshalb habe ich den fehlerhaft geleiteten Umgehungsmarſch als die Quelle alles Uebels bezeichnet. Indeß kann ich auch die Entſchuldigung des Oberſten Moller nicht begreifen. Bei Fink's Abtheilung befanden ſich 56 Geſchütze, die das Hühnerfließ ohne erhebliche Schwierigkeit überſchreiten konnten. Die Beſpannung derſelben hat vorher nicht die geringſte Anſtrengung gehabt. Auf der Höhe hinter dem leicht zu umgehenden Bäckergrunde haben 60 Geſchütze im Feuer geſtanden, die ſeit Mittag nichts mehr zu thun hatten. Dieſe Geſchützmaſſe hatte bis an den Rand des Kuhgrundes nur eine Strecke von etwa zweitauſend Schritten zurückzulegen, was in drei Stunden doch wohl zu ermöglichen geweſen wäre. Vermuthlich hat es aber auf den Mühlbergen an Raum zur Aufſtellung gefehlt, weil man fehlerhafter Weiſe zu viel Infanterie dorthin gezogen hatte. Ich kann ſolche Anordnungen nicht gut heißen. Die Ungeduld verleitete Sie zur Uebereilung, und dann wurde wieder von den Truppen das Unmögliche gefordert."

---

*) Es darf nicht überſehen werden, daß die ruſſiſche Mitte und der urſprünglich linke Flügel während der Schlacht nach der entgegengeſetzten Seite Front gemacht haben, der Elſenbruch deckte alſo jetzt den Rücken.

(Der Verfaſſer.)

Seydlitz. „Ew. Majeſtät werden nun wohl auch meine Weigerung vorzurücken ſtark begründet finden. Niemand kann von der Nothwendigkeit unbedingten Gehorſams mehr als ich durchdrungen ſeyn. Aber in der Welt hat Alles ſeine Grenze ſelbſt der Gehorſam, und ein Unterbefehlshaber iſt mehr als ein blindes Werkzeug. Als ich den Befehl zum Vorrücken erhielt ſtand des Königs Majeſtät in Rauchwolken gehüllt auf dem Mühlberge. Die Beſchaffenheit der Verſchanzungen, welche die ruſſiſche Stellung auf der Südoſtſeite umgaben, war von dort aus gar nicht zu beurtheilen. Durch die Kunnersdorfer Bauern erhielt ich Kenntniß von den Wolfsgruben und ſonſtigen Annäherungshinderniſſen. Die dahinterſtehenden Truppen waren etwas in unordentlicher Bewegung aber keineswegs erſchüttert. Es wäre mehr als Unverſtand geweſen mit meinen 65 Schwadronen dieſe ſtark verſchanzte und gut vertheidigte Linie angreifen zu wollen, denn es handelte ſich dabei um viel mehr als um das Durchbrechen zwiſchen einigen ſich ſchlecht flankirenden Redouten."

Friedrich. „Sie wollten alſo bei dieſer Entſcheidungsſchlacht einen müßigen Zuſchauer abgeben?"

Seydlitz. „Ganz und gar nicht, Sire. Aber wie des Kaiſers Majeſtät ſehr richtig bemerkt haben, mußte dieſe Schlacht vorzugsweiſe durch die Artillerie und Infanterie ausgekämpft werden, die ſich zweckmäßig zu unterſtützen hatten. Daß die Geſchütze nicht auf die flachen Sandhügel gebracht werden konnten lag zum Theil in der ungeſchickten Beſpannung mit 12 Pferden. Wenn wir den höheren Artillerieoffizieren riethen, ſie ſollten die Hälfte der Pferde abhängen, weil man eher 6 als 12 Pferde findet die gleichmäßig anziehen, ſo ſahen ſie uns ſehr ungläubig an und ſchienen uns für Leute zu halten die

nicht zu multipliziren verſtünden. Das Verhältniß der Zugkraft zur Laſt unter allen Umſtänden wie eine arithmetiſche Proportion zu behandeln beweiſt daß ſolche Rechnenmeiſter eben nur Rechnenmeiſter ſind, die beſſer thäten erfahrene Fuhrleute darüber zu Rathe zu ziehen. — Was die Verwendung der Cavalerie betrifft, ſo mußte ſie ſich bei Kunnersdorf auf eine ganz ſecondäre Rolle beſchränken und hauptſächlich Unfällen vorzubeugen ſuchen. Wäre meine Cavalerie noch intakt und ich an ihrer Spitze geweſen, als des Königs Majeſtät auf den Spitzbergen den plötzlichen Rückſchlag erlitten, ſo würde ich zwiſchen den verlaſſenen Verſchanzungen durchgeſprengt ſeyn und mich auf den nachrückenden Feind geſtürzt haben, wodurch es unſerer Infanterie möglich geworden wäre ſich hinter dem Kuhgrunde unter dem Schutze der Artillerie wieder zu ſammeln. Der Sieg wäre uns dann gewiß nicht wieder entriſſen worden. In jenem verhängnißvollen Momente lag ich aber beſinnungslos auf dem Felde*), meine Regimenter jagten einzeln auf der Ebene herum oder wurden gejagt, und als die feindliche Cavalerie in Maſſe aus den Verſchanzungen rückte, wurde die unſrige ohne große Mühe bis hinter die Teiche am Waldſaume zurückgetrieben. Ein Viertel meiner braven Reiter fiel als Opfer ihrer eben ſo nutzloſen als widerſinnigen Anſtrengungen. Es war nichts anderes als wenn man eine Sandſteinmauer mit Glasflaſchen hätte niederwerfen wollen."

Napoleon. „Ich habe früher die Verwendung des Generals Wunſch auf dem linken Ufer getadelt; muß aber die

*) Seydlitz hatte unter anderen einen Kartätſchenſchuß erhalten, der ihm das Säbelgefäß und die rechte Hand ſo zuſammenquetſchte, daß er vor Schmerzen von der Maulſperre befallen wurde. Die Bügel des Gefäßes mußten durchgefeilt werden um die Hand wieder frei zu machen.
(Der Verfaſſer.)

Nothwendigkeit der dortigen Aufſtellung einer ſtarken Truppenabtheilung anerkennen. Doch bin ich nicht damit einverſtanden daß den Ruſſen jeder Ausweg geſperrt wurde. Wunſch hätte angewieſen werden ſollen Frankfurt und die Brücken durch ſeine Cavalerie zu beobachten, mit der Infanterie hingegen oberhalb der Stadt über die Oder zu gehen, was bei dem ſehr niedrigen Stande des Waſſers und bei den vorhandenen Inſeln keine großen Schwierigkeiten haben konnte. Wenn Wunſch am Nachmittage mit 4000 Mann Infanterie die Judenberge angegriffen hätte, würde es möglich geweſen ſeyn der preußiſchen Cavalerie einen Weg durch die Verſchanzungen zu bahnen, oder während des letzten Angriffs des Königs auf andere Weiſe mitzuwirken. Die Straße von Frankfurt nach Berlin war am Schlachttage nicht mehr gefährdet, und ſuchte Soltikow einen Ausweg auf dem linken Ufer, ſo konnte ihm Wunſch von den Judenbergen aus ungleich mehr ſchaden, als durch direkten Widerſtand in der Stadt, der entweder ſeinen eignen Untergang herbeiführen, oder die Ruſſen zum Kampfe auf Leben und Tod antreiben mußte."

Friedrich. „Ich kann dieſen Tadel nicht zurückweiſen. Aber größerer und allgemeinerer Tadel trifft mich, daß ich an dieſem Tage aus der Rolle fiel und gegen den Geiſt meines Vertheidigungsſyſtems handelte. Die weiſe Vorſicht und Mäßigung meines bisherigen Verfahrens, welches meinen ſchwindenden Kräften und beſchränkten Verhältniſſen ſo ganz angemeſſen war, hatte dem kühnen Drange nach vollſtändiger Entſcheidung weichen müſſen. Dieſer Drang riß mich faſt wider Wiſſen und Willen in einen Strudel von Wagniſſen hinein, die zwar unter anderen Verhältniſſen zu großen Reſultaten führen konnten, hier aber ſehr am unrechten Orte waren und mich an den Rand eines ſchauervollen Abgrundes ſchleuderten.

Hätte ich den Bitten meiner Generale nachgegeben und den Kampf früher in eine bloße Kanonade verwandelt, es wäre großes Unglück verhütet worden. Aber ich bedachte nicht daß auch die allergehorſamſte Truppe zuletzt den Dienſt verſagen muß, ſobald Unmögliches von ihr gefordert wird; denn die Geſetze der Natur werden niemals ungeſtraft übertreten."

Der König ſchloß für heute ſeinen Vortrag und lud die Geſellſchaft für nächſte Woche zur Fortſetzung ein. Beim Weggehen plauderten wir Generale noch mancherlei über die Angriffsdiſpoſition. Scharnhoſt hob beſonders hervor daß die organiſche Gliederung der preußiſchen Armee dem umfaſſenden Angriffe in ſolchem Terrain durchaus nicht entſprochen habe, worin ich ihm nur beiſtimmen kann. Wäre die Infanterie in vier Diviſionen eingetheilt geweſen, ſo konnte die erſte an das Hühnerfließ, die zweite an den Bäckergrund, die dritte gegen Kunnersdorf rücken, die vierte in Reſerve bleiben, und jede auf eigene Hand angreifen, wobei ſie von verhältnißmäßiger Artillerie unterſtützt werden mußten. Das Streben eine zuſammenhängende Schlachtordnung zu bilden und in ſolcher anzugreifen, mußte nothwendig großen Verluſt an Zeit und Kräften herbeiführen. Gegen die Vertheilung der Cavalerie iſt nichts zu ſagen, deſto mehr aber gegen ihre Verwendung. Seydlitz ſprach darüber ſeinen Unwillen in ſtarken Worten aus, und führte ſchwere Klage über den Starrſinn des Königs, deſſen Unbeugſamkeit ihm zwar manchen Sieg verſchafft, aber auch unverhältnißmäßige Verluſte und manche Niederlage bereitet habe. Man muß nicht mehr w o l l e n als man zu v o l l b r i n g e n vermag. Bald ein Mehreres.

Ein und siebenzigster Brief.

Olymp, den 16. Auguſt 1844.

Schluß des Feldzugs 1759. Lebhafte Diskuſſion über die Operationen der Verbündeten nach der Schlacht bei Kunnersdorf. Dresden geht an die Oeſtreicher über, welche im October bis Torgau vorrücken. Prinz Heinrich in Sachſen; Rückkehr des Königs dahin. Daun's Verſäumniſſe und Rückzug bis Dresden. Finks Entſendung nach Maxen, Gefecht daſelbſt und Gefangennehmung ſeines Corps. Reſultate des Feldzugs für den König.

Das Rad der Zeit rollt unaufhaltſam hin. Welcher Verwegene würde es wagen in deſſen Speichen greifen zu wollen? Ueber dieſes Thema möchte ich heute die umfänglichſten Betrachtungen anſtellen, um Dich zu warnen im Vollgefühle Deiner Macht, oder im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit Deiner Anſichten, Schritte zu thun deren Nutzloſigkeit Dir augenblicklich einleuchten würde, könnteſt Du wie ich vom hohen Olymp herab das geiſtige Leben und Treiben der vielfach bewegten Zeit ſo genau betrachten, und die Erſcheinungen in ihrem innerſten Zuſammenhange überblicken. Unkraut wächſt über Nacht; gute Früchte reifen langſam. Deshalb erwarte nicht daß eine aufgeſtellte Idee, eine ausgeſprochene Meinung, ſogleich Anklang und überall Anerkennung finden werde, enthalte ſie auch die lauterſte Wahrheit. Aber das verwerfen, was der kurzſichtige Verſtand nicht augenblicklich faſſen kann, iſt eben ſo verwerflich. Und ſchlechte Abſichten unterlegen wo die edelſten Motive zum Grunde liegen, zeugt von Verdorbenheit des Charakters. Nur der raffinirte Böſewicht heuchelt Tugend und

Frömmigkeit um Leichtgläubige zu bethören. Die Maſſe des Volks heuchelt nie, und iſt bei dem heutigen Standpunkte der Aufklärung und des geiſtigen Aufſchwunges eben ſo wenig auf die Dauer zu bethören. Beurtheile deshalb die öffentliche Stimme nicht nach dem kleinen Maßſtabe des vorigen Jahrhunderts. Die Staatsmänner und Gelehrten würden ſich jetzt vergeblich bemühen dem Volke etwas einreden zu wollen, was dieſes nicht bereits ſelbſt als richtig anerkannt hat, ſollte es auch nur durch eine Art Inſtinkt zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt ſeyn. Das Volk glaubt nicht mehr blos, es denkt und urtheilt auch. Dadurch wird es leichter dasſelbe zum Guten anzuleiten, und einzelne verſchmitzte Böſewichter die ihr unheilvolles Weſen im Dunkeln treiben vermögen nur noch auf Einzelne, nicht aber auf die Maſſen zu wirken. Das iſt der unſchätzbare Vortheil geiſtiger Aufklärung!

Du wirſt begreifen daß ich hier auf die religiöſen Wirren anſpiele. Es iſt aber noch nicht an der Zeit Dir weitere Offenbarungen zu machen, die Spreu muß ſich erſt etwas mehr von den Körnern geſondert haben. Einſtweilen begnüge Dich mit der Rolle eines unbefangenen Beobachters, hüte Dich die vorgefaßte Meinung: „es ſtecke eine politiſche Abſicht im Hintergrunde,“ Wurzel faſſen zu laſſen, das iſt nichts als ein jeſuitiſcher Kunſtgriff und Nothſchrei; denn die Jeſuiten gewahren mit Schrecken daß die üppig wachſende Aufklärung im Volke ihr gefährlichſter Feind iſt, vor dem ſie zuletzt das übermüthig aufgepflanzte Panier ſenken müſſen. Ein aufgeklärtes Volk iſt möglicher Weiſe durch vernünftige Vorſtellungen zu leiten. Ein geiſtig verdummtes Volk kann nur durch Wahnglauben regiert werden, es gleicht dem Bären an der Kette, und iſt um ſo furchtbarer in ſeinem Zorne, denn es würgt dann Alles ohne Unterſchied. Eine Anſicht die in Millionen Herzen einheimiſch

iſt durch Dekrete bekämpfen, heißt einen Bienenſchwarm durch Keulenſchläge tödten wollen. Dieſe Taktik iſt wenigſtens nicht im Geiſte der neueren Taktik, und kann deshalb auch niemals zu befriedigenden Reſultaten führen. — Ich habe Dir heute nur einen Wink geben wollen, und theile Dir nun den Schluß des Feldzugs 1759 mit.

Auf Napoleons Bitte gab Friedrich der Große einen Ueberblick der ſtrategiſchen Verhältniſſe zur Zeit ſeiner Niederlage bei Kunnersdorf. Am Schlachttage ſtand Haddik mit 16,000 Oeſtreichern bei Spremberg, Daun mit 30,000 Mann bei Lauban, mit Abtheilungen bei Görlitz, Rothenburg und Pribus, Buccow mit 20,000 Mann bei Markliſſa, Harſch mit 10,000 Mann noch weiter rückwärts in Böhmen. Prinz Heinrich ſtand mit 30,000 Preußen im Lager bei Schmottſeifen (bei Löwenberg), hatte ungefähr 5000 Mann unter Zieten zur Beobachtung Daun's und der Abtheilungen an der Neiße gegen Naumburg vorgeſchoben, und hielt das Lager bei Landshut mit 13,000 Mann unter Fouqué beſetzt. In dieſen Stellungen befanden ſich die genannten Corps ungefähr ſeit Anfang Auguſt. In Sachſen ſpielte die Reichsarmee auf dem linken Elbufer überall den Meiſter, hatte Leipzig genommen und war in Begriff auch das ganz ſchwach beſetzte Torgau zu erobern. Zur Vertheidigung Dresdens hatte General Schmettau kaum 4000 Mann. Auf dem rechten Elbufer ſtand nirgends eine preußiſche Abtheilung, denn Prinz Heinrich hatte Alles mitgenommen als er auf Befehl des Königs in die Lauſitz marſchirte. Hätte Friedrich bei Kunnersdorf geſiegt, ſo würde er ſich mit ſeinem Bruder wahrſcheinlich an der Neiße vereinigt und Daun nach Böhmen zurückgeworfen haben, in welchem Falle Sachſen ebenfalls ſchnell

wieder befreit worden wäre, da die Franzoſen im Rückzuge nach dem Rheine begriffen waren. Friedrich erlitt aber eine ſo vollſtändige Niederlage, daß er im erſten Augenblicke Alles verloren gab, und den General Schmettau ſogar zur Uebergabe von Dresden ermächtigte, wenn er nur die Kriegskaſſe (6 Millionen Thaler) und die Vorräthe rettete. Unter ſolchen bedenklichen Umſtänden war des Königs Lage im höchſten Grade gefährlich, und nur die allergröbſten Vernachläſſigungen ſeiner Gegner konnten ihn vom augenſcheinlichſten Untergange retten.

Soltikow zög aus ſeinem Siege nicht den geringſten Nutzen und blieb wie feſtgebannt bei Frankfurt auf dem Schlachtfelde ſtehen. Allerdings hatte ſeine Armee 14,000 Mann, Laudons Corps 2400 Mann verloren. Aber Haddiks Ankunft am 16. Auguſt erſetzte dieſe Verluſte vollkommen, und die preußiſche Armee befand ſich in einer ſolchen Auflöſung, daß es am 14. der unbedeutendſten Anſtrengung gelungen ſeyn würde ſie zum zweiten Male auseinander zu ſprengen. Doch auch nach Haddiks Ankunft geſchah nichts weiter als daß Soltikow die 70,000 Mann ſtarke Armee auf das linke Ufer der Oder gehen ließ, wo ſie bis zum 29. Auguſt zwiſchen Frankfurt und Mülroſe lagerte. — Der König marſchirte am 16. von Reuthwen nach Madelitz, um die Straße von Frankfurt (über Münchberg) nach Berlin zu decken, blieb hier bis zum 18. und nahm dann Stellung bei Fürſtenwalde. Hier trafen (den 20.) 5000 Mann aus Pommern ein, mit welchen General Wunſch ſogleich nach Sachſen aufbrechen mußte um wo möglich Dresden zu retten. Der König behielt immer noch 24,000 Mann und ungefähr 80 Geſchütze, mit welchen er den 30. Auguſt bis Beeskow vorrückte, weil Haddik ſich dort gezeigt hatte und Soltikow ebenfalls erwartet wurde aber nur bis Mülroſe nachfolgte. Daun rückte in der zweiten Hälfte Auguſt's die Neiße entlang bis

Triebel, Prinz Heinrich folgte dem Bober entlang bis Sagan. — Ich habe Dir dieſe Bewegungen überſichtlich mitgetheilt damit die nachfolgende Diskuſſion verſtändlicher werde.

Napoleon. „Mein königlicher Bruder Friedrich muß ſchon damals der Liebling der Götter geweſen ſeyn, denn eine troſtloſere Lage als die ſeinige nach der Schlacht bei Kunnersdorf hat es wohl niemals gegeben. Nach der Niederlage bei Mont Saint Jean (Belle Alliance) hatte ich doch noch über eine hübſche Macht zu verfügen, und würde mich ohne das Hinzukommen von Abfall und Verrätherei ſchon behauptet haben. Aber ohne Truppen vermag auch der genialſte Feldherr nichts auszurichten. Preußens Rettung grenzt an das Fabelhafte. Waren es vielleicht wieder die Goldpillen, welche hier wie bei Richelieu den Vermittler machten?"

Friedrich. „Keineswegs, meine Goldfüchſe waren längſt zu Tode gehetzt worden, und die Ephraimiten konnte ich niemand anbieten. Ich hatte nur noch Eiſen und Blei zu meiner Verfügung und zwar in ſehr geringer Quantität. Meine Rettung aus jener Gefahr verdanke ich ganz allein dem öſtreichiſchen Kriegsſyſtem und der Geſchicklichkeit meines Bruders Heinrich, der ſeinen Gegner beſtändig im Schach hielt."

Laudon. „Ew. Majeſtät haben jetzt gut ſcherzen. An unſerem Kriegsſyſtem hat es wahrhaftig nicht gelegen, daß die preußiſche Armee ſich von den harten Schlägen bei Kunnersdorf wieder erholen konnte, aber der Feldmarſchall Soltikow war auf keine Weiſe zu bewegen den Sieg zu benutzen."

Soltikow. „Wahrhaftig, das iſt nicht zu verwundern. Wenn mich die Kaiſerin Maria Thereſia für ihren Vorfechter

gehalten hat ſo iſt das nicht meine Schuld. Meine Kaiſerin hatte mich nur zum Mitfechter beſtimmt, und ich durfte mit Recht erwarten daß unſere Verbündeten, die unſere Hilfe angeſprochen hatten, auch etwas thun würden. Acht Tage ſtand ich ſchon bei Frankfurt, hatte bereits den Sieg bei Kai erfochten, und erwartete nun das Vorrücken des Feldmarſchalls Daun. Aber er rührte ſich bei Lauban nicht von der Stelle, und ſtatt mich verabredeter Maßen durch 30,000 Mann zu verſtärken, kam nicht viel mehr als die Hälfte."

Haddik. „Unſer Hilfscorps war noch ſtärker. Ich wurde aber auf dem Marſche vom Könige angegriffen, von Frankfurt abgedrängt und gegen Spremberg geworfen."

Soltikow. „Iſt das die ganze Entſchuldigung? Wer hinderte Sie auf Berlin zu marſchiren, um die linken Handſchuhe auszutauſchen*)? Wer hinderte Sie dem Könige ſpäter an die Oder zu folgen, den General Wunſch zu ſchlagen und die Brücken bei Reuthwen zu zerſtören? Warum blieben Sie zwei Wochen bei Spremberg ſtehen? Gab es für Sie nichts Beſſeres zu thun?"

Haddik. „Ohne Befehl durfte ich dieſen Ort nicht verlaſſen, und neue Befehle erhielt ich nicht."

Soltikow. „Nun ich kann ja wohl auch Befehl gehabt haben vorläufig nur zwei Schlachten zu gewinnen, und dann abzuwarten bis die Herrn Verbündeten auch einmal eine Schlacht

*) Als Haddik 1757 den Zug nach Berlin machte, wollte er ſeiner Monarchin eine Galanterie erweiſen und brachte ihr ein Dutzend Glacéhandſchuhe mit. Als die Kaiſerin das Paket eröffnete ergab ſich daß ſämmtliche Handſchuhe nur für die linke Hand waren.

(Der Verfaſſer.)

gewinnen würden. Wenn alle Verbündete Oeſtreichs ſo hartnäckig gekämpft hätten als wir, möchte es den Preußen ſchlecht bekommen ſeyn!"

Laudon. „Ich möchte wohl wiſſen was aus der ruſſiſchen Armee geworden wäre, wenn ich bei Kunnersdorf mich nicht vor den Riß geſtellt hätte; ſie war ja vollſtändig geſchlagen!"

Soltikow. „Und ich möchte wiſſen wie lange eine öſtreichiſche Arme ſich in der Stellung bei Kunnersdorf gegen ſo ungeſtüme Angriffe behauptet haben würde. Ich habe dort beinahe ein Viertel meiner Truppen geopfert; das heißt ſeine Bundespflicht ſehr ehrlich erfüllen! Nach dieſem harten Kampfe war doch wohl die Reihe an den Oeſtreichern vorzurücken. Ihr eigenes Corps und Haddiks Truppen (noch 30,000 Mann) wären mehr als hinreichend geweſen, die traurigen Ueberreſte der preußiſchen Armee zu vernichten. Warum iſt das nicht wenigſtens verſucht worden, es war ja Oeſtreichs eignes Intereſſe dabei im Spiele!"

Haddik und **Laudon.** „Ohne Befehl durften wir ſo etwas nicht unternehmen."

Daun. „Ich habe natürlich nicht erwarten können, daß ein ſo vollſtändiger Sieg wie der bei Kunnersdorf unbenutzt bleiben würde, und war nur darauf bedacht die Verbindung des Prinzen Heinrich mit Sachſen zu unterbrechen."

Napoleon. „Das iſt für eine ſo anſehnliche Macht ein ſehr untergeordneter Zweck, mein lieber Graf, und kann nicht zu Ihrer Entſchuldigung dienen, ſo wie Ihr ganzes Verfahren ſich durch keine Rückſicht rechtfertigen läßt."

Daun. „Vielleicht durch eine, Sire; außer den Generalen Haddik und Laudon konnte ich keinem meiner Unterbefehlshaber ein wichtiges Commando anvertrauen; ich mußte mich alſo mit einer paſſiven Rolle begnügen."

Napoleon. „Auch das kann ich nicht gelten laſſen, denn in dieſem Falle handelten Sie fehlerhaft Ihre Streitkräfte ſo zu zerſplittern. Je weniger ſelbſtſtändig die Corpsbefehlshaber zu handeln verſtehen, um ſo mehr muß man ſeine Streitkräfte zuſammen halten. — Aber ich bitte den König uns den unbegreiflichen Wendepunkt ſeines Geſchicks mitzutheilen."

Friedrich. „Er liegt in der Uneinigkeit meiner beiden Hauptgegner. Laſſen Sie mich ganz kurz erwähnen daß der Auguſt und September ohne irgend eine entſcheidende Bewegung verſtrich, weil die Herren ſich nicht verſtändigen wollten. Ich blieb zwar fortwährend von meinem Bruder getrennt, doch hatte das wenig zu bedeuten ſobald ich wahrnahm daß der Feind es nicht auf meine Erblande abgeſehen hatte. Wir trieben uns zwiſchen der Spree und dem Bober herum. Soltikow wurde immer übellauniger, trennte ſich von Daun und trat den Rückzug hinter die Oder an, wo ich ihn eine Zeit lang beobachtete. Letzterer wurde vom Prinzen Heinrich gegen Görlitz zurückmanövrirt, und wendete ſich dann nach Dresden, welches ſchon am 4. September capitulirt hatte, und wovon ihn mein Bruder vergebens abzuſchneiden ſuchte. Das Detail unſerer gemeinſamen Bewegungen iſt zu weitläufig um es hier mitzutheilen. Doch darf ich nicht unbemerkt laſſen daß unſere Gegner immer doppelt ſo ſtark waren als wir, daß wir daher jedem ernſten Kampfe auszuweichen und ſie zu ermüden ſuchen mußten. Am 29. September ging Daun bei Dresden auf das linke Ufer der Elbe, Soltikow den 30ſten bei Költſch (eine Meile unterhalb

Beuthen) auf das rechte Ufer der Oder. Für Schleſien hatte ich jetzt nichts mehr zu fürchten. Deſto zweifelhafter war es aber ob es mir gelingen werde Sachſen wieder in meine Gewalt zu bringen, obgleich ich ſchon früher den General Fink mit 10,000 Mann dahin geſchickt hatte, und Heinrich mit 30,000 Mann ihm nachgefolgt war. Die Uebergabe von Dresden war eine Uebereilung die ich dem General Schmettau nicht verzeihen kann; er hätte ſich bis auf den letzten Mann vertheidigen ſollen, capitulirte aber als General Wunſch bereits zu ſeiner Befreiung vor den Thoren ſtand."

Schmettau. „Ew. Majeſtät haben meiner Rechtfertigung niemals ein geneigtes Ohr ſchenken wollen; aber ich bin in der That ſehr zu entſchuldigen. Feſt entſchloſſen den mir anvertrauten Platz um jeden Preis zu behaupten, obſchon es faſt an leichtſinnige Vermeſſenheit grenzte, ſo ausgedehnte Werke mit kaum 3,800 Mann zu vertheidigen unter welcher ſich nur 35 Artilleriſten befanden, hatte ich den 26. Auguſt alle Truppen in die Altſtadt zurückgezogen und einen Brückenpfeiler miniren laſſen. Tags darauf erhielt ich ſpät am Abend Ew. Majeſtät Schreiben vom 14ten aus Reuthwen datirt, worin ich zur Uebergabe Dresdens ermächtigt wurde, weil auf Entſatz nicht zu hoffen ſey, und wo möglich die Kriegskaſſe retten ſollte. Der Spion hatte große Mühe gehabt unbemerkt durchzukommen, mußte durch die Elbe ſchwimmen und machte mir von der Lage der Dinge eine ſehr traurige Schilderung. Das durchkreuzte meinen Plan und ich mußte nun vor Allem auf Rettung der Kriegskaſſe denken. Die Capitulationspunkte wurden aufgeſetzt und nach mancher Widerrede genehmigt. Durch dieſe von mir abſichtlich in die Länge gezogenen Verhandlungen gewann ich ſieben Tage. Am 4. September erfolgte endlich der Abſchluß und den 6ten ſollte ich abziehen. Da brachte mir den 5ten früh

ein Spion, der ſich durch die Thore geſchlichen hatte, Ew. Majeſtät Kabinetsſchreiben vom 25. Auguſt, welches mich benachrichtigte daß General Wunſch zur Wiedereinnahme von Wittenberg und Torgau und zum Entſatze von Dresden abmarſchirt ſey, und daß ich dieſen Platz zu erhalten ſuchen ſolle. Das war jetzt nicht mehr möglich"*).

Wunſch. „Sie haben wohl geglaubt, Graf Schmettau, daß ich ſo methodiſch langſam wie unſere Gegner operiren würde? Am 21. Auguſt war ich von Fürſtenwalde aufgebrochen, am 28ſten zog ich in Wittenberg, am 31ſten in Torgau ein, und ſtand bereits am 4. Septbr. mit 8 Bataillonen, 8 Schwadronen und 34 Geſchützen bei Großenhayn. Am nächſten Morgen vertrieb ich den General Vehla aus der ſtarken Stellung bei Reichenberg und erſchien gegen Mittag vor Neuſtadt Dresden. Ich dächte meine Kanonen hätten Sie benachrichtigen ſollen, daß die Hilfe in der Nähe ſey. War ich auch nur 6000 Mann ſtark, ſo haben mich die Oeſtreicher gewiß doppelt ſo ſtark geſchätzt."

Schmettau. „Dieſe Hilfe kam aber doch immer zu ſpät, General Wunſch, denn ich hatte bereits die Uebergabe mit meinem Ehrenworte verpfändet, das ich als Ehrenmann auch dem Feinde zu halten verpflichtet war."

Wunſch. „Nun ich dächte Ihre Gegner wären bei dem Ausmarſche der Garniſon in Beobachtung der Capitulations-

*) Nach Verſicherung eines Augenzeugen (des Hauptmanns von Schmettau) ſoll der General dieſes Kabinetsſchreiben gar nicht erhalten haben. Wahrſcheinlich iſt es daß er dasſelbe unter ſolchen Umſtänden geheim hielt. Die ohnehin ganz ſchwache Beſatzung ſoll ſich bis dahin durch Deſertion bis auf 2096 Mann vermindert haben, mit denen nichts mehr anzufangen war. Der Herausgeber.

punkte auch nicht ſehr gewiſſenhaft geweſen, man wollte Sie ja nicht einmal unangefochten abziehen laſſen. Hätte Oberſt v. Hoffmann (der zweite Commandant) zu entſcheiden gehabt, Dresden wäre nicht verloren worden"*).

Schmettau. „Das mögen dieſe Herren mit ihrem Gewiſſen abmachen. Ein Wortbruch kann allerdings in dem einen Falle Vortheile bringen, aber auch in zehn darauf folgenden Fällen noch größere Nachtheile. Sobald feierlichſt beſchworne Verträge nach Willkür gebrochen werden dürfen, ſinkt die Kriegskunſt zum Räuberhandwerk herab."

Herzog **von Zweibrücken** (Befehlshaber der öſtreichiſchen und Reichstruppen vor Dresden). „Graf Schmettau hat in doppelter Hinſicht Recht. Er mußte die Capitulation halten, wenn auch ſein Vortheil geboten haben ſollte ſie zu brechen. Niemand bürgte ihm für den glücklichen Erfolg eines Wortbruchs. Das Entſatzungscorps war unvermögend ihn zu retten, wir trieben es mit Verluſt von 850 Mann nach Großenhayn zurück ſobald ſich deſſen Schwäche kundgab. Hätte die Garniſon den geringſten Widerſtand geleiſtet ſo ließen wir die Geldwagen nicht abziehen. In ſolchen Lagen iſt ein geringerer aber ſicherer Vortheil dem größeren ſehr zweifelhaften vorzuziehen. Ein König kann Alles auf die Spitze des Schwertes ſtellen, ein Unterbefehlshaber darf das nie denn ſeine Verantwortlichkeit iſt von anderer Art. Des Königs von Preußen

---

*) Oberſt Hoffmann kündigte dem General Schmettau den Gehorſam auf, und feuerte die Truppen an ihm zu folgen, um die Oeſtreicher aus der ihnen bereits eingeräumten Baſtion wieder zu vertreiben. Offiziere und Truppen weigerten ſich aber, und als Hoffmann deshalb einen Lieutenant mit der Klinge ſchlug, wurde er von deſſen Leuten durch den Kopf geſchoſſen. (Der Verfaſſer.)

Majeſtät hat alſo triftige Gründe zur Verzeihung. Was die angeblichen Gewaltthätigkeiten meiner Truppen gegen die abziehende Garniſon betrifft, ſo beſchränken ſie ſich auf die ſtrengen Nachforſchungen gegen öſtreichiſche Deſerteure, welche ſich in preußiſcher Uniform unter der Garniſon befanden, aber in die Capitulation nicht eingeſchloſſen waren."

Friedrich. „Ich ehre die Gewiſſenhaftigkeit des Generals Schmettau, möchte aber meine Gegner fragen ob ſie zu jeder Zeit eben ſo gewiſſenhaft gegen mich gehandelt haben. Gleichheit der Pflichten bedingt auch Gleichheit der Rechte. Wo dieſe Gleichheit nur auf einer Seite wahrgenommen wird da herrſcht die Willkür, meine Herren, und wo die Willkür herrſcht entſcheidet nur die Macht. Das ſollten alle Machthaber wohl bedenken. Man betrachtete mich als den Schwächeren und glaubte mich mit Füßen treten zu können, ich ſtach aber meine Gegner in die Waden und ſchaffte ſie mir vom Halſe."

Daun. „In dieſem Feldzuge ſcheint das Ew. Majeſtät nicht ſonderlich gelungen zu ſeyn, denn Sie mußten noch eine tüchtige Schlappe erleiden und Dresden in unſerer Gewalt laſſen."

Friedrich. „Der Monat September verſprach Beſſeres. Nachdem General Fink mit ſeinen 10,000 Mann am 9ten bei Großenhayn angekommen war, am 12ten ſich bei Eilenburg mit Wunſch vereinigt, Leipzig wieder genommen und ſich Meißen genähert, am 21ten hier ein glückliches Gefecht beſtanden, auch Prinz Heinrich den 25ſten bei Hoyerswerda dem General Vehla einen anſehnlichen Verluſt beigebracht hatte, und ſich mit ſtarken Schritten der Elbe näherte um Sie von Dresden abzuſchneiden, ſtanden die Sachen ſo übel nicht. Der October

bot noch beſſere Ausſichten, beſonders wenn ich zeitig genug nach Sachſen eilen konnte.“

Herzog **von Zweibrücken.** „Geſtatten mir Ew. Majeſtät eine augenblickliche Unterbrechung. Am 3. October hatte ſich Prinz Heinrich mit den Generalen Fink und Wunſch bei Strehla (an der Elbe) vereinigt, brachte aber nur 36,000 Mann zuſammen. Feldmarſchall Daun und ich hatten damals nahe an 80,000 Mann bei Dresden. Schlugen wir Ihren Bruder, ſo konnten wir ganz Sachſen wieder in unſere Gewalt bringen und in Brandenburg einfallen, während Sie noch an der Oder den Ruſſen gegenüber ſtanden.“

Friedrich. „Ew. Liebden ſind plötzlich ſehr kühn geworden. Warum haben Sie denn meinen Brnder nicht geſchlagen? Die öſtreichiſche Armee ſtand, 59,000 Mann ſtark, ſeit dem 6. October zwiſchen Rieſa und Oſchatz; der Delnitzbach mit ſeinem flachen Thale trennte beide Parteien. Ich gebe zu daß meines Bruders Stellung durch Natur und Kunſt ſehr ſtark war, denn er verſtand ſich meiſterhaft auf die Wahl und Befeſtigung ſolcher Stellungen; ſie konnte jedoch über Oſchatz umgangen werden und verlor dann allen Werth. Ein Verſuch dazu iſt aber erſt am 12ten gemacht worden, er war indeß ſo ſchwach und wurde ſo ungeſchickt fortgeſetzt daß Prinz Heinrich bis zum 16ten Abends in ſeiner Stellung bleiben konnte, und erſt den 17ten bis Torgau zurückging wo er ſich aufs Neue verſchanzte. In zehn Tagen iſt alſo Nichts gethan worden was eine Aenderung der Verhältniſſe bewirken konnte. Dieſer Zeitgewinn war für mich von großer Wichtigkeit.“

Daun. „Es war meine Abſicht den Prinzen Heinrich aus ſeiner Stellung heraus zu manövriren, von Leipzig und Torgau abzuſchneiden, und mit dem Rücken gegen die Elbe zu drängen.“

Friedrich. „Und was weiter? Manöver ſind nichts als Finten. Folgt kein kräftiger Stoß darauf ſo braucht man ſie kaum zu beachten. Man manövrirt nur um ſich in ein günſtigeres Verhältniß zum Gegner zu ſetzen, zieht man aber daraus keinen Nutzen ſo kann man ſich auch das ganze Manöver erſparen. Ein einfacher aber herzhafter Frontalangriff iſt oft viel mehr werth als das kunſtvollſte Manöver; aber das ſcheint euch Herren zu handwerksmäßig, und den hohen Werth der Zeit verſteht ihr gar nicht zu ſchätzen. Eine verkünſtelte Kunſt wird zur Unkunſt. In der zweiten Hälfte Octobers ging es nicht beſſer. Die Stellung des Prinzen bei Torgau ſchien den Oeſtreichern wieder zu ſtark; ſie wurde abermals umgangen weil man die Verbindung des Prinzen mit Wittenberg unterbrechen wollte. Ein Theil der Reichsarmee, die bisher bei Dresden ſtehen geblieben war, mußte auf dem rechten Elbufer mitwirken. Jene fruchtloſen Umgehungsverſuche führten am 29ſten ein Gefecht bei Pretſch herbei in welchem die Oeſtreicher den Kürzern zogen. Das erregte neue Beſorgniſſe, und als Sie den 1. November die Nachricht erhielten daß ich in Eilmärſchen nach Sachſen zöge — wovon ich damals noch ziemlich entfernt war — wurde der Rückzug nach Dresden beſchloſſen. Das heißt doch in der That ſich vor dem Schatten fürchten! Mich feſſelte damals die Gicht ans Krankenlager, aber das hielt mich nicht ab den General Hülſen mit 16,000 Mann gegen die Elbe marſchiren zu laſſen, die ich den 13. Novbr. hinter Meißen einholte. An dieſem Tage ſtand die öſtreichiſche Armee bereits bei Wilsdruff und ging, in Folge einer Bedrohung ihrer linken Flanke, den 17ten hinter den Plauen'ſchen Grund zurück. Auf dieſe Weiſe endigten die großartigen Plane meiner Gegner."

Daun. „Mich dünkt daß Ew. Majeſtät der Wahrheit ein wenig Abbruch thun. Zuerſt muß ich bemerken daß das

Corps des Generals Hülſen, welches wir Urſache hatten für bedeutend ſtärker zu halten, ſchon am 7. Novbr. an der Elbe ankam (bei Merſchwitz 1½ Meile unterhalb Meißen). Ich konnte damals nicht wiſſen ob dieſes Corps beſtimmt ſey den Prinzen Heinrich zu verſtärken, oder einen Angriff auf Dresden zu verſuchen das nur von Reichstruppen beſetzt war denen ich wenig Vertrauen ſchenken konnte. Das bewog mich zum Rückzuge, da ohnehin die frühzeitig eintretende Kälte mich nöthigte an die Winterquartiere zu denken. Sodann iſt der Feldzug noch keineswegs damit beendigt worden, wir haben vielmehr noch einen ſehr glänzenden Sieg bei Maxen erfochten, wovon des Königs Majeſtät allerdings nicht gern wird ſprechen wollen."

Friedrich. „Mein lieber Feldmarſchall wir ſind hier nicht verſammelt um uns gegenſeitig Artigkeiten zu ſagen, ſondern vielmehr um unſere Maßregeln zu beleuchten und aus den begangenen Fehlern gute Lehren zu ziehen. Alſo ſprechen Sie nur Ihre Anſichten unumwunden aus und tadeln Sie mich nach Gefallen, ich mache nur auf dieſelbe Freiheit Anſpruch, und erlaube mir ſogleich zu erwiedern daß Sie mit dem Geſagten die groben Verſäumniſſe im October noch keineswegs entſchuldigt haben. Jetzt, wo ich an der Spitze von 54,000 Mann ſtand, war ich allerdings im Rechte auf Ihre Vertreibung aus Sachſen auszugehen, daß mir das mißlungen iſt aber nicht meine Schuld. Ihre Stellung hinter der Weißeritz glich der Stellung meines Bruders hinter der Delnitz. Ich wendete alſo dasſelbe Mittel an Sie von dort zu vertreiben, und ſendete den General Fink mit 15,000 Mann über Dippoldiswalde nach Maxen, wo dieſer ſich am 20. Novbr. ungeſchickter Weiſe gefangen nehmen ließ"*).

*) General Fink war am 13ten bis Noſſen, am 14ten bis Freiberg gekommen, erhielt hier den Operationsbefehl, brach am folgenden

Prinz Heinrich. „Ich bitte um Erlaubniß das Wort ergreifen zu dürfen um den General Fink zu vertheidigen. Ich glaube ohne Scheu ſagen zu dürfen daß mein Bruder der König an dem Unfalle bei Maxen die größte Schuld trägt, indem er die Eigenthümlichkeit ſeines Gegners zu wenig berückſichtigte, und mit zu geringer Vorſicht zu Werke ging. Feldmarſchall Daun ſtand am 18. mit 60,000 Mann hinter dem Plauen'ſchen Grunde; 20,000 Mann Reichstruppen lagerten hinter der Müglitz bei Cotta und ſicherten die Verbindung mit Böhmen. Dresden hatte außerdem eine Beſatzung von 6000 Mann. Dieſer Streitmacht hatten wir nur 54,000 Mann entgegen zu ſtellen. Daß Daun den Rückzug nach Böhmen fortſetzen werde wenn man ſeine Verbindung ernſtlich bedrohe, unterlag kaum einem Zweifel. Aber die Entſendung des Generals Fink auf ſo große Entfernung, während der König mit der Hauptmacht im Lager bei Wilsdruff ſtehen blieb, war ein überaus gewagtes Unternehmen deſſen Erfolg durch kein Verhältniß hinlänglich begründet wurde."

Friedrich. „Halt, Herr Bruder, Sie fangen ſich hier in einer logiſchen Schlinge. Wenn Daun's Rückzug wirklich keinem Zweifel unterlag, mußte Finks Erſcheinen in ſeinem Rücken denſelben beſchleunigen und erſchweren, ihn ſogar höchſt gefährlich machen. Auf ſo ungewiſſe Vorausſetzungen konnte ich mich aber nicht einlaſſen. Ich wollte dieſen Rückzug erzwingen, Daun nöthigen auf das rechte Elbufer überzugehen und

---

Tage über Klingenberg nach Dippoldiswalde auf, wo er den 16. ankam und den 17. bis Maxen vorrückte. Erſt an dieſem Tage ging Daun hinter den Plauen'ſchen Grund zurück, die Reichsarmee marſchirte über Pirna nach Gieshübel.

Der Herausgeber.

die ſchlechteſten Gebirgswege einzuſchlagen. Die Reichsarmee kam hierbei nicht in Betracht, denn ſie ſehnte ſich noch mehr nach den Winterquartieren als die Oeſtreicher. Nachdem aber Daun den ganzen Feldzug hindurch einen auffälligen Mangel an Kampfluſt zu erkennen gegeben hatte, ſtand keineswegs zu erwarten daß er plötzlich aus der Rolle fallen werde. Ich durfte mir alſo gegen ihn ſchon einige Freiheiten herausnehmen, und war überhaupt entſchloſſen den Feldzug auf glänzende Weiſe zu beendigen. Gegen übergroße Vorſicht iſt Kühnheit das beſte Mittel."

Heinrich. „Kühnheit ohne Vorſicht führt in der Regel zur Unvorſichtigkeit. Vorſicht iſt nicht immer ein Beweis von Zaghaftigkeit, obwohl ſie oft dafür gehalten wird. Bringt man einen vorſichtigen Feldherrn in eine Lage wie damals den Feldmarſchall Daun, ſo nöthigt man ihn zur Kühnheit oder wenigſtens zum Handeln. Die Bedrohung ſeiner linken Flanke und des Rückens durch mehrere ſchwache Abtheilungen würde vielleicht eher zum Ziele geführt haben. Sobald aber ein ſtarkes Corps ſich in Dauns Rücken zeigte, war dieſer genöthigt daſſelbe anzugreifen. Faſt die geſammte öſtreichiſche Generalität war dieſer Meinung. Das gewählte Mittel entſprach alſo nicht dem Zwecke. Man mußte ſich entſcheiden ob man blos demonſtriren, oder erforderlichen Falls auch ſich ſchlagen wollte, und in dieſem letzteren Falle mit der ganzen Armee nach Maxen marſchiren."

Daun. „Das hätte allerdings die Sache weſentlich geändert. Da aber General Fink ſo exponirt wurde und ich ihm jede Verbindung mit dem Könige abſchnitt, mußte dieſes Manöver zu unſerem Vortheil ausſchlagen. Schon am 19. November hatte ich bei Dippoldiswalde ein Corps von 15,000 Mann

unter General Odonell; 6000 Mann unter Brentano marſchirten denſelben Tag nach Kleinröhrsdorf. Die Reichsarmee ſtellte ſtarke Abtheilungen bei Dohna und Burkerswalda auf. Mit etwas über 30,000 Mann rückten wir den 20. von vier Seiten gegen die Hochebene von Maxen, wo Fink mit 18 Bataillonen, 35 Schwadronen Stellung genommen hatte. Der Angriff begann gegen Mittag. Unſer konzentriſch wirkendes Geſchützfeuer erſchütterte die Preußen. Mit anbrechender Dunkelheit war der Sieg entſchieden. General Wunſch, welcher bei Bloſchwitz geſtanden und das Vordringen der Reichstruppen über Dohna in Finks Rücken verhindert hatte, machte in der Nacht einen Verſuch mit der Cavalerie ſich durchzuſchleichen, wurde aber entdeckt und zurückgewieſen. Am nächſten Morgen ſahe ſich General Fink genöthigt zu capituliren. Sein Corps war übrigens ſtärker als des Königs Majeſtät angiebt. Die Zahl der Capitulanten, welche gefangen nach Dresden abgeführt wurden, belief ſich auf 9 Generale, 6 Oberſten, 3 Oberſtlieutenants, 32 Majors, 92 Rittmeiſter und Hauptleute, 258 Lieutenants und 14,522 Mann, unter welchen ſich nur 745 Verwundete befanden. Das giebt ſchon eine Maſſe von nahe an 15,000 Mann, hierzu kommen noch die Todten, außerdem mögen wohl in der Nacht mehrere Tauſend Mann ſich zerſtreut haben. An Trophäen zählten wir 120 Fahnen und Standarten, 70 Geſchütze und das Gepäck. — Oberſt Kleiſt, welchen der König mit 20 Schwadronen nach Böhmen entſendet hatte, um die an der Grenze liegenden Magazine zu zerſtören, richtete ebenfalls nichts aus. Schlimmer noch erging es dem General Dierike, der mit 4000 Mann bei Meißen auf dem rechten Elbufer ſtand, die Straße nach Torgau decken und meinen vorausgeſetzten Rückzug auch von dieſer Seite gefährden ſollte. Er wurde durch den eintretenden ſtarken Eisgang vom Könige ganz getrennt (die Brücke bei Meißen war früher von den Oeſtreichern

abgebrochen und noch nicht wieder hergeſtellt worden), den 4. December durch den General Beck mit Uebermacht angegriffen, geſchlagen, und fiel mit 55 Offizieren, 1659 Mann und 8 Geſchützen in unſere Gewalt. — Ich glaube alſo daß der Schluß dieſes Feldzugs mir nicht zur Unehre gereichen dürfte, denn jetzt fiel jeder Grund zu einem Rückzuge nach Böhmen weg, und wir thaten uns den Winter über in Dresden und der Umgegend ſehr gütlich."

Heinrich. „General Fink iſt offenbar das Opfer einer fixen Idee geworden und hat ſein Unglück nicht verſchuldet. Die Verbindung mit des Königs Armee ſicher zu ſtellen überſtieg ſeine Kräfte. Nach dem Abzuge der in Dippoldiswalde zurückgelaſſenen 5 Bataillone und 15 Schwadronen war dieſe Verbindung gänzlich unterbrochen und Finks Schickſal bereits entſchieden. Es iſt möglich daß die Beſetzung der Höhen hinter Reinhardsgrimma die Kataſtrophe bei Maxen verzögert haben würde, zu vermeiden war ſie aber nicht weil die Armee des Königs unbeweglich blieb. Es ging hier den Preußen wie 1756 den Sachſen am Fuße des Lilienſteins, ſie wurden geopfert und zwar vom eigenen Landesherrn."

Friedrich. „Sie ſprechen ſich ſehr tadelnd aus, Herr Bruder, weil ich Ihren Rathſchlägen damals nicht gefolgt bin und zufälliger Weiſe Unglück hatte."

Heinrich. „Nicht deshalb ſondern weil General Fink, ſeines unverſchuldeten Unglücks ungeachtet, eine unverdiente Strafe und manche Kränkung erleiden mußte die ihn nöthigte in däniſche Dienſte zu treten. Ew. Majeſtät ſind mit Ihren beſten Generalen ſtets ſehr übel verfahren ſobald dieſe unglücklich waren, nur Winterfeldt, Zieten, Wedell und einige Andere

erfreuten ſich einer etwas rückſichtsvolleren Behandlung. Selbſt Seydlitz ſahe ſich oft zurückgeſetzt. Das iſt für treue Dienſte kein angemeſſener Lohn. Sie haben vorhin ſelbſt geäußert daß wir hier zuſammen gekommen wären um aus den begangenen Fehlern gute Lehren zu ziehen, und der Bruder darf ſich ſchon einmal erlauben dem Bruder ſein Unrecht vorzuhalten."

Napoleon. „Ey, ey, ihr Herren, was muß ich hören! Ich habe mich bis jetzt nicht in die Diskuſſion miſchen wollen, weil der ganze Hergang mich lebhaft an Vandamme's Unfall bei Kulm erinnert, obwohl dabei Manches zu meiner Entſchuldigung ſprechen dürfte. Aber wie ich die Verhältniſſe jetzt überblicke, kann ich nicht unterlaſſen meinen königlichen Freund und Bruder einer ſehr eigenſinnigen Verblendung anzuklagen, die am Schluſſe eines ſo zweifelhaften Feldzugs doppelt tadelnswerth war. Ich hatte bei Dresden eine große Schlacht gewonnen, und durfte ſchon eher erwarten daß Vandamme hinreichen werde die Verbündeten zur Fortſetzung des Rückzugs zu nöthigen. Die preußiſche Armee ſtand aber der ſtärkeren öſtreichiſchen ohne erfochtenen Sieg gegenüber, und war von ihr durch ein bedeutendes Annäherungshinderniß getrennt. Für die Armee ſelbſt konnte die Entſendung von circa 24,000 Mann nach Teplitz, Maxen und Meißen keine Gefahr haben, denn der Plauen'ſche Grund deckte ſie ſo gut wie die öſtreichiſche Armee. Deſto größer war aber die Gefahr für die Entſendeten, insbeſondere für den General Fink. Prinz Heinrich hat alſo vollkommen Recht wenn er behauptet, daß man entweder nur hätte demonſtriren oder mit dem Ganzen nach Dippoldiswalde und Maxen hätte vorgehen ſollen. Finks Entſendung war ſonach eine halbe Maßregel. Aber ohne Vorwurf iſt dieſer General auch nicht. Sobald ſeine Verbindung mit dem Könige unterbrochen war — was er ſchon am 19. wußte — konnte

er mit Gewißheit auf einen umfaſſenden Angriff rechnen, er durfte alſo nicht auf dem Plateau bei Maxen ſtehen bleiben, ſondern mußte nach Dippoldiswalde durchzubrechen ſuchen oder gegen Liebſtadt ausweichen."

Fink. „Ew. Majeſtät bitte ich meine Vertheidigung zu geſtatten. Die Zurückziehung des Truppentheils aus Dippoldiswalde geſchah auf Befehl des Königs, der mich am 19. früh von einigen Bewegungen der Oeſtreicher gegen mich benachrichtigen ließ und eigenhändig hinzufügte: ich würde entweder mit den Oeſtreichern oder den Reichstruppen einen Kampf zu beſtehen haben. Da meine erneuerten Meldungen und Anfragen unbeantwortet blieben (ſie wurden aufgefangen), und ich beim Abmarſche den beſtimmten Befehl erhalten hatte: auf der Höhe bei Maxen Stellung zu nehmen, glaubte ich mich zu dem Schluſſe berechtigt daß der König mir zu Hilfe eilen werde, und ließ aus dieſem Grunde das Defilé bei Reinhardsgrimma nur ſchwach beſetzt um meine Kräfte nicht zu zerſplittern. Hätte ich mehr Freiheit zum Handeln gehabt ich würde nirgends ſtehen geblieben ſeyn; ſo aber mußte ich mich bei Maxen umringen laſſen."

Napoleon. „Das iſt freilich etwas Anderes. Aber durchſchlagen hätten Sie ſich doch können, General, gings nicht am Tage ſo gings des Nachts. In keinem Falle durften Sie aber den General Wunſch, der ſich mit der Cavalerie bereits Bahn gebrochen haben ſoll, wieder zurückrufen und in die Capitulation einſchließen; eben ſo wenig war Wunſch befugt einem ſolchen Befehle Folge zu leiſten."

Wunſch. „Ich weiß nicht wer die Geſchichte von meiner Zurückberufung erfunden hat. Aber ſoviel kann ich Ew.

Majeſtät ſagen daß ich mich mit der Cavalerie gar nicht durchgeſchlagen habe. Der Verſuch iſt von den Geſchichtſchreibern mit der That verwechſelt worden. Als mit einbrechender Dunkelheit der Kampf eingeſtellt wurde, berathſchlagten wir Generale was in der Nacht zu thun ſey. Wir ſtimmten faſt alle für einen gewaltſamen Durchbruch durch das Müglitzthal bei Weeſenſtein. Es ergab ſich aber daß die geſammte Infanterie nur noch wenige Tauſend Mann zählte und ſehr entmuthigt war*). Nun verſuchte ich mit der Cavalerie mich bei Gahmig durchzuſchleichen. Die Wege waren indeß ſo ſchlecht daß die Reiter zum Theil einzeln ihre Pferde am Zügel führen mußten, auch überall auf feindliche Poſten ſtießen die uns in ſolcher Verfaſſung leicht zurückwieſen. An einen geordneten und gewaltſamen Durchbruch, der jedenfalls gelungen wäre, konnten wir bei der Bodenbeſchaffenheit gar nicht denken. Wir mußten alſo capituliren.“

Napoleon wollte jetzt die Frage an den König richten, weshalb er dem General Fink auf deſſen erſte Meldung nicht zu Hilfe geeilt ſey, die Majeſtät hatte ſich aber bereits entfernt. General **Zieten** nahm indeß die Frage auf und ſagte: „Der König war allerdings für Fink beſorgt und ließ den General Hülſen mit 9 Bataillonen 20 Schwadronen nach Dippoldiswalde aufbrechen; dieſer kam aber mit äußerſter Anſtrengung am 20. Abends nur bis Ober-Colmnitz (2 Meilen davon), würde alſo das Unglück nicht haben hindern können. Ich ſtand wäh-

*) Nach den neueſten öſtreichiſchen Berichten ſoll das preußiſche Corps in der Nacht zum 21. November, ohne die Cavalerie, nur noch 2836 Mann Infanterie unter den Waffen und 8 beſpannte Geſchütze gehabt haben. Dieſes Corps war alſo ſchon am 20. Abends vollſtändig vernichtet. (S. Oeſtr. M. Zeitſchrift 1841, ſiebentes Heft.)

Der Herausgeber.

rend dieſer Zeit mit der Avantgarde auf den Höhen bei Keſſelsdorf, benachrichtigte den König ſchon am 18. von einer rückwärtigen Bewegung der Oeſtreicher, konnte ihn aber nicht dahin bringen entſcheidende Schritte zu thun. Der König glaubte mit Zuverſicht an den Rückzug Daun's, und das war Fink's Verderben. Wir haben das harte Geſchick dieſes Generals ſehr beklagt."

Heinrich. „Mein Bruder, der König, hatte ſo gut fixe Ideen wie andere große Feldherrn. Was mich aber am meiſten verdroſſen hat war der unverſöhnliche Haß, womit er in ſolchen Fällen die Unglücklichen verfolgte. Ein Feldherr ſoll eben ſo wenig ſeine Generale jeden Augenblick um Rath fragen, als ihren Rath verſchmähen oder gegründete Beſorgniſſe unbeachtet laſſen. Der Starrſinn meines Bruders koſtete uns bei Kolin und Kunnersdorf eine ganze Armee. Bei Maxen brachte er uns um die Ausſicht auf eine ſehr glückliche Beendigung des Feldzugs. Wir blieben zwar den Oeſtreichern den Winter hindurch ganz nahe und ließen ihnen keine Ruhe; wir bedurften aber der Ruhe eben ſo ſehr als ſie und haben damit wenig gewonnen. Doch ſicherten wir uns wenigſtens den Beſitz des größeren Theils von Sachſen."

Napoleon. „Dieſer Feldzug iſt in der That höchſt merkwürdig. Der König von Preußen wird faſt überall geſchlagen, und verliert gleichwohl nur Dresden und einen kleinen Theil von Sachſen. Darin liegt für ſeine Gegner der ſtärkſte Tadel. Ihnen, Prinz Heinrich, muß ich aber mein Compliment machen; Sie haben Unglaubliches geleiſtet und noch dazu mit geringen Opfern. Gehört auch Ihr Gegner nicht zu den ſehr unternehmenden Feldherren, ſo war er Ihnen doch faſt immer um das Doppelte überlegen, ohne gleichwohl einen ernſten Angriff zu

wagen, was doch nur auf Rechnung Ihrer geſchickten Stellungen und Bewegungen geſetzt werden kann. Zwar geſtehe ich gern daß dieſe Art Kriegführung nicht nach meinem Geſchmacke iſt. Da aber der König, als Oberfeldherr, das offenſive Element immer an die Spitze ſtellte und darin nicht ſelten über ſeine Kräfte ging, bedurfte er eines Unterfeldherrn der gleichſam den deckenden Schild über ſein Haupt hielt."

Daun. „Ich ſtimme mit Aufrichtigkeit in das Lob des Prinzen ein, und wenn ich den über mich ausgeſprochenen Tadel ohne Widerſpruch hinnehme, bitte ich nicht zu vergeſſen daß mein erhabener Gegner Gehilfen hatte die ſeiner würdig waren. In Schleſien und in der Lauſitz ſtand ihm der umſichtige, gewandte und tapfere Zieten zur Seite. In Sachſen waren es die Generale Fink und Wunſch, welche ihn durch geſchickte Vollziehung der erhaltenen Befehle weſentlich unterſtützten. Bei der unter meiner perſönlichen Führung befindlichen Armee fehlte es mir gar ſehr an ſolchen Männern, und außer Lascy wüßte ich keinen General der den genannten gleich gekommen wäre, denn Laudon und Haddik waren faſt immer entſendet und können deshalb nicht gerechnet werden. Den General Serbelloni mußte ich an die Reichsarmee abgeben, auch harmonirten wir wenig zuſammen. Auf die Gehilfen kommt aber ſehr viel an, und man kann in Wahrheit ſagen daß mancher General mehr werth iſt als 10,000 Mann."

Napoleon ließ über dieſen Gegenſtand einige Bemerkungen fallen die ich heute nicht mittheilen kann. Soviel ſcheint aber gewiß zu ſeyn, daß noch Niemand ein Rezept geſchrieben hat wie der Mangel an guten Generalen erſetzt werden könne."

Zwei und ſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 18. October 1844.

Bericht des „Verſtorbenen" über den Feldzug 1760. Beiderſeitige Operationsplane. Fouqué's Niederlage bei Landshut. Friedrich's und Daun's erſter Parallelmarſch von der Elbe gegen die Oder. Des Erſtern plötzliche Umkehr und Angriff auf Dresden. Daun eilt zum Entſatz herbei, Unthätigkeit desſelben und Vergleich mit Napoleon's Verfahren im Auguſt 1813. Laudon erſtürmt Glatz, bedroht Breslau, das vom Prinzen Heinrich entſetzt wird. Ankunft der Ruſſen. Friedrich's und Daun's zweiter Parallelmarſch nach Schleſien. Die Schlacht bei Liegnitz und ihre Folgen. Kluges Zaudern Daun's an der ſchleſiſchen Grenze, während die Reichsarmee Sachſen erobert, die Ruſſen auf Frankfurt a. d. O. marſchiren und Berlin bedroht wird. Friedrich eilt zur Rettung Berlin's, Daun marſchirt auf Torgau. Unthätigkeit der Ruſſen. Friedrich wendet ſich gegen Daun und ſchlägt ihn bei Torgau. Allgemeiner Rückzug der Verbündeten; Daun bleibt bei Dresden ſtehen.

Ein langer Zeitraum iſt verſtrichen, ſeit ich mich mit Dir brieflich unterhalten habe, doch ſoll er für Dich nicht verloren ſeyn. In meinem letzten Briefe iſt viel von den kühnen Uebereilungen die Rede geweſen welcher ſich König Friedrich im Feldzuge 1759 ſchuldig gemacht hat. Auch läßt ſich gar nicht in Abrede ſtellen daß derſelbe ſeinem Vorſatze, die Offenſivbewegungen der Gegner abzuwarten und aus den dabei vorkommenden Fehlern Nutzen zu ziehen, mehr als einmal ohne hinlänglichen Grund untreu geworden iſt. Richten wir aber den forſchenden Blick auf das Ganze dieſes merkwürdigen Krieges, ſo ſteigt die Bewunderung dieſes großen Feldherrn mit jedem Kriegsjahre, denn es handelte ſich nicht blos um die Abwehr eines einzelnen Angriffs oder um den Gewinn einer Schlacht, es kam

hauptſächlich darauf an in dieſem Vernichtungskampfe der großen Uebermacht nicht zu unterliegen. Welche erhabene Seelengröße dazu gehört, nicht ſchon durch die bloße Vorſtellung von der wachſenden Gefahr niedergedrückt und aller Spannkraft beraubt zu werden, ſpringt in die Augen, ein Blick auf den Feldzug 1760 wird das anſchaulicher machen.

Der vorige Feldzug hatte dem Könige über 60,000 Menſchen gekoſtet. Aus Oſt- und Weſtpreußen, dem größeren Theile von Schleſien, Sachſen und Weſtphalen war weder Geld noch Mannſchaft zur Fortſetzung des Kriegs zu erlangen. Die Hilfsquellen verſiegten immer mehr. Friedensunterhandlungen wurden zwar ſchon nach der Schlacht bei Kunnersdorf angeknüpft, führten aber zu keinem Reſultate, denn England ſtellte an Frankreich zu hohe Forderungen, und das beſtimmte auch die anderen Mächte den Unterhandlungen keine weitere Folge zu geben. — Inzwiſchen betrieb Friedrich die Rüſtungen mit gewohntem Eifer, ſahe ſich aber durch die eingetretenen Umſtände zu großer Härte genöthigt. Sachſen, deſſen Truppen im Solde Frankreichs und Oeſtreichs ſtanden, mußte unerhörte Opfer bringen. Thüringen wurde zur Mitleidenſchaft gezogen. Im Laufe des Winters erpreßten die Preußen aus beiden Ländern über ſechs Millionen Thaler. Mecklenburg wurde nach demſelben Maßſtabe beſteuert. Rekruten und Pferde nahm man wo ſie zu finden waren. Das eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit diente zur Entſchuldigung jeder Gewaltthat. Dieſer Zwangsmittel ungeachtet belief ſich die Streitmacht des Königs zu Anfang des Feldzugs 1760 nur auf 100,000 Mann, ohne die ſchwachen Beſatzungen im Innern des Landes. Davon ſtanden 40,000 Mann unter Friedrichs perſönlicher Führung in Sachſen (zwiſchen Meißen und Wilsdurff); 5000 Mann unter General Schmettau bei Görlitz, zur Verbindung mit General Fouqué der mit 10,000 Mann im

verſchanzten Lager bei Landshut ſtand. Oberſchleſien deckte General Goltz mit 5000 Mann. Prinz Heinrich ſollte 35,000 Mann bei Frankfurt an der Oder zuſammenziehen um die Ruſſen abzuwehren, und General Stutterheim wurde mit 5000 Mann den Schweden entgegen geſtellt. Mit Ausnahme der Armee des Prinzen Heinrich waren dieſe Truppen ſchon Ende März oder Anfang April marſch- und ſchlagfertig. Indeß ſagt Friedrich ſelbſt daß es nur Soldaten zur Schau geweſen wären, denen man nicht viel hätte zumuthen dürfen, am wenigſten Heldenthaten. Am empfindlichſten war der Mangel an Offizieren, deren Stellen kaum zur Hälfte, in einigen Regimentern nur zum vierten Theil beſetzt werden konnten. Die Veteranen ſchmolzen immer mehr zuſammen, verſtanden ſich aber meiſterhaft darauf den kriegeriſchen Geiſt nicht blos zu bewahren, ſondern auch ihren neuen Kameraden einzuimpfen.

Dieſer in Vergleich zur Großartigkeit des Zwecks ſehr geringen Streitmacht ſtanden folgende Truppenmaſſen entgegen. In Sachſen bei Dresden Feldmarſchall Daun mit 60,000 Mann, zu welchen bei Beginn der Operationen 20,000 Mann Reichstruppen, die wie gewöhnlich den Winter in Franken zugebracht hatten, über Hof und Chemnitz ſtoßen ſollten. An der Grenze von Oberſchleſien zog Laudon 40,000 Mann zuſammen. Zur Verbindung mit Daun waren 10,000 Mann auf verſchiedenen Punkten aufgeſtellt. Soltikow ſammelte 100,000 Ruſſen hinter der Weichſel. In Pommern traten 10,000 Schweden auf. — Etwas günſtiger geſtalteten ſich die Streitverhältniſſe in Weſtphalen und Heſſen, wo Prinz Ferdinand an der Spitze von 70,000 Mann die 125,000 Mann ſtarke franzöſiſche Armee im Schach zu halten hatte. Die Franzoſen wurden jedoch dem Kriege gegen Preußen immer abgeneigter, und Friedrich würde auf dem dortigen Kriegsſchauplatze gewiß weniger Truppen ge-

laſſen haben, wenn er über ſie frei hätte verfügen können, ſie ſtanden aber faſt ſämmtlich in Englands Sold und waren ausſchließlich gegen die Franzoſen beſtimmt.

Was würden Diejenigen, welche die beſte Vertheidigung nur in wiederholten Angriffen erblicken, wohl ſagen wenn Friedrich mit ſeinen dahin ſchwindenden Kräften das kecke Verfahren vom Jahre 1757 hätte anwenden wollen? Welche traurige Erfahrungen hatte er nicht machen müſſen bevor er ſich von der gebieteriſchen Nothwendigkeit überzeugte, daß ſein bisheriges kühnes Drauflosgehen nur das eigene Verderben beſchleunigen könne? Es giebt unſtreitig Momente wo dem Schwächern nichts übrig bleibt, als mit konzentrirter Kraft ſich entſchloſſen auf den Feind zu ſtürzen. Aber dieſen Ausnahmefall wird doch kein Kriegsverſtändiger zur allgemeinen Regel erheben wollen! — Hatte Friedrich in den früheren Feldzügen Beweiſe von faſt beiſpielloſer Kühnheit gegeben, ſo huldigte er von nun an einer weiſen Vorſicht, und das Glück iſt ihm deshalb nicht minder treu geblieben. Zeitgewinn war das wornach er ſtrebte. Es liegt in der Zeit eine zerſetzende Kraft die ſelten genug beachtet wird. Bei den verſchiedenartigen politiſchen Intereſſen Oeſtreichs, Frankreichs und Rußlands ſtanden allerlei Mißhelligkeiten zu erwarten, ſobald der König durch unvorſichtige und unzeitige Angriffe ſeine Gegner nicht zur Einigung nöthigte. Insbeſondere mußte die Mitwirkung Rußlands entſcheidend werden. Frankreich ſahe die Ruſſen lieber in Pommern als in Schleſien auftreten. Soltikow und Fermor huldigten derſelben Anſicht und traten den Marſch gegen Glogau und Breslau mit großem Widerwillen und noch größerer Langſamkeit an, nachdem es dem öſtreichiſchen Kabinet gelungen war über den franzöſiſchen Einfluß am ruſſiſchen Hofe zu triumphiren.

Nach dem allgemeinen Operationsplane ſollte Feldmarſchall Daun mit ſeiner und der Reichsarmee den König aus Sachſen nach Brandenburg zurückdrängen, während Laudon — von Soltikow unterſtützt — Schleſien wieder erobern würde. Da aber der ruſſiſche Feldherr abſichtlich zögerte, verſtrich die erſte Hälfte des Jahres, weshalb auch Daun an keine Offenſive dachte. Dieſer Zeitgewinn war dem Könige von weſentlichem Nutzen um ſeine bunt zuſammen gewürfelten Kriegerſchaaren auf einen etwas beſſeren Fuß zu bringen. Aber das Glück ſchien ihm gleichwohl den Rücken zukehren zu wollen, denn bei Coßdorf (an der Elbe), bei Anklam (in Pommern) und Neuſtadt (in Oberſchleſien) wurden ſeine Beobachtungscorps ſchon im Frühjahre überfallen, die Generale Czetteritz und Manteufel gefangen genommen. Ein weit größerer und verderblicherer Unfall traf den General Fouqué bei Landshut. Dieſes Ereigniß kann in vieler Hinſicht zur Warnung dienen, weshalb ich etwas umſtändlicher darauf eingehen werde.

Laudon wußte wie ungern Soltikow in Gemeinſchaft mit Daun operirte, und wie ſehr er dieſen beſchuldigte daß er nur die Früchte der Anſtrengungen Anderer erndten wolle. Um daher dem ruſſiſchen Feldherrn jeden Vorwand zur Unthätigkeit zu rauben, beſchloß Laudon vor Ankunft der Ruſſen, die man erſt im Juli erwartete, Glatz und einige Feſtungen in Schleſien zu erobern. General Fouqué war beauftragt jene Gegenden zu decken. Er hatte bereits im Frühjahre einen ziemlich lebhaften Bewegungskrieg im ſchleſiſchen Gebirge geführt und ſeine Aufgabe nach beſten Kräften gelöſt, war aber dabei über Schweidnitz hinaus bis in die Nähe von Breslau gegangen weil Laudon dieſe Stadt bedrohte. Das war aber dem Könige nicht recht und er befahl dem General Fouqué in ziemlich ungnädigen Ausdrücken in die Stellung bei Landshut zurückzukehren,

welche von den Oeſtreichern unter General Janus einſtweilen beſetzt worden war. Fouqué gehorchte nur mit Widerſtreben, weil ihn eine Centralſtellung bei Frankenſtein viel beſſer in Stand geſetzt haben würde die Belagerung der Plätze Glatz, Neiße, Schweidnitz oder Breslau zu hindern, weshalb er ſich auch einſtweilen bei Nimptſch aufgeſtellt hatte. Man darf indeß nicht glauben daß der König von der militäriſchen Wichtigkeit des Lagers bei Landshut eine übertriebene Vorſtellung gehabt habe. Dieſer Punkt kann ſelbſt auf die von Trautenau kommende Straße nur eine Flankenwirkung äußern. Es lagen hier andere Gründe vor, die in den Augen des Königs überwiegend ſchienen. Das dortige damals ſehr induſtrielle Gebirgsland war für ihn eine ergiebige Geldquelle, welche die Oeſtreicher nicht zu ihren Gunſten ausbeuten durften. Hierzu kam noch daß Fouqué als Gouverneur der Grafſchaft Glatz wenig Freunde hatte, und der Miniſter Schlaberndorf, welcher mit ihm in ſtetem Streite lebte, die nachtheiligen Folgen der Preisgebung jener Gegend vielleicht in der Abſicht übertrieb, dem gehaßten Fouqué einen ſtrengen Verweis zuzuziehen. Dieſe Intrike beförderte aber nicht nur Laudon's Abſichten, der nunmehr bei Glatz freies Spiel bekam und dieſen Platz durch 10,000 Mann einſchließen ließ, ſondern führte auch die Niederlage des Fouqué'ſchen Corps herbei, was Schlaberndorf gewiß nicht bedacht und gewollt hatte.

Am 19. Juni war Fouqué mit 10,680 Mann und 68 Geſchützen in die Gegend von Landshut zurückgekehrt. Die hier ſtehenden 8000 Oeſtreicher wurden in der ausgedehnten verſchanzten Stellung angegriffen und ohne große Mühe daraus vertrieben. Hieraus ließ ſich ſchließen wie gefährlich es ſey das Lager gegen einen ſtärkeren Feind vertheidigen zu müſſen. Fouqué machte deshalb dem Könige Vorſtellungen und bat um Erlaubniß eine günſtigere Stellung nehmen zu dürfen, erhielt aber

den Beſcheid dieſen Poſten bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Gegen einen ſolchen Befehl war nicht weiter zu appeliren. Der General mußte gehorchen, erklärte aber auch zugleich, daß er entweder auf ſeinem Poſten ſterben oder in Friedrichs Dienſten nie wieder den Degen ziehen wollte, und der Eiſenkopf hat auch Wort gehalten.

Landshut iſt am rechten Ufer des Bober von vielen Bergen umgeben, von denen beinahe jeder ſeinen eigenen Namen hat. Man glaubte dieſen Punkt durch Verſchanzungen verſtärken zu können, beſchränkte ſich anfangs kluger Weiſe auf den Kirch- und Galgenberg, griff aber zuletzt ſo weit um ſich daß die verſchanzte Stellung eine Ausdehnung von ¾ Meile erhielt, und zu ihrer gründlichen Vertheidigung ein Corps von mindeſtens 30,000 Mann erfordert haben würde. So pflegt es immer zu gehen wenn man den Ingenieuren freies Spiel läßt. Sie finden ſtets einen fortifikatoriſchen Grund die Vertheidigungszone zu erweitern, und verwandeln dadurch die Stärke in Schwäche. Zum Unglück war Fouqué nicht blos tapfer, ſondern auch etwas pedantiſcher Natur, daher kam es daß er nicht nur jede einzelne Schanze beſetzen, ſondern auch noch einige neue Schanzen auf benachbarten Hügelkuppen anlegen ließ, und ſeine Kräfte dadurch noch mehr zerſplitterte. — In dieſer Verfaſſung wurde er den 23. Juni früh 2 Uhr vom General Laudon mit 38,000 Mann und 160 Geſchützen in Front, Flanke und Rücken angegriffen. Der ſich entſpinnende Kampf iſt bei ſolcher Ueberlegenheit nur inſofern merkwürdig, daß der Widerſtand ſieben volle Stunden dauerte. Es iſt nicht zu verkennen, daß die lange Dauer dieſes Widerſtandes zum Theil auf Rechnung der Schanzen geſetzt werden muß. Dagegen zählte aber Fouqué's Corps 7000 Todte und Verwundete, 2000 Mann wurden außerdem noch gefangen, auch ging das ganze Geſchütz verloren. Der

Reſt, aus Cavalerie beſtehend, ſchlug ſich nach Jauer durch. Fouqué fiel ſchwer verwundet in Gefangenſchaft. Den Oeſtreichern koſtete dieſer Sieg 5000 Mann.

Vergleicht man dieſes Ereigniß mit dem bei Maxen, ſo iſt nicht zu verkennen daß der königliche Feldherr durch ſeinen allzu beſtimmt ausgeſprochenen Befehl ebenfalls die größte Schuld trägt. Hierzu kommt noch daß Fouqué ohne alle Ausſicht auf Unterſtützung blieb, weshalb es noch weniger ſtatthaft war ihm ſein Verhalten vorſchreiben zu wollen. Was Fouqué's Benehmen betrifft, ſo kann ihn nur der Vorwurf treffen daß er alle Verſchanzungen beſetzen ließ. Beſchränkte er ſich auf die Beſetzung der Stadt, welche ziemlich hinter der Mitte der Stellung lag und derſelben als Reduit diente, und auf die Werke des Kirch- und Galgenberges, ſo würde es ihm eher möglich geweſen ſeyn ſich durchzuſchlagen, wozu ein ſehr entſchloſſener und anfangs auch glücklicher Verſuch gemacht worden iſt. General Fink befand ſich bei Maxen in weſentlich verſchiedener Lage. Er wurde zur Mittagszeit eines kurzen und kalten Wintertages angegriffen, durfte auf Unterſtützung hoffen die dem feindlichen Hauptcorps gerade in den Rücken gekommen ſeyn würde, und mußte ſchon deshalb ſeine Stellung einige Stunden zu behaupten ſuchen. Fouqué hingegen hatte einen langen Sommertag vor ſich; der Kampfplatz bot manches örtliche Schutzmittel dar, und die Möglichkeit eines geordneten Sichdurchſchlagens war hier gegeben.

Der Verluſt dieſes ausgezeichneten Truppencorps und dreier Generale wie Fouqué, Schenkendorf und Malachowski, welche ſchwer verwundet in Gefangenſchaft geriethen, mußte dem Könige unter den jetzigen Umſtänden doppelt ſchmerzlich und gefahrbringend ſeyn. Schleſien war nunmehr ohne Schutz. Die

dortigen Feſtungen hatten nur ſchwache Beſatzungen. Prinz Heinrich ſtand damals noch bei Küſtrin und Landsberg zur Beobachtung der Ruſſen die ſich bei Poſen konzentrirten. Laudon, durch General Beck verſtärkt, konnte beinahe über 50,000 Mann verfügen und rückte in die Gegend von Liegnitz. Der König hatte ſich die Gefahren Schleſiens nicht verhehlt. Wollte er aber dahin aufbrechen ſo gab er Sachſen preis und öffnete ſeinen Gegnern den Weg nach Brandenburg. Gleich nach dem Abgange des Befehls an Fouqué, in die Stellung bei Landshut zurückzukehren, mithin noch vor deſſen Niederlage, hatte der König Schritte gethan ſich ihm zu nähern. General Krockow mußte mit 30 Schwadronen über Torgau nach Großenhayn marſchiren. Unterhalb Meißen wurde eine Schiffbrücke geſchlagen, auf welcher Friedrich in der Nacht zum 15. Juni überging und bis Radeburg vorrückte, während General Hülſen mit einem ſchwachen Corps auf dem linken Elbufer bei Meißen ſtehen blieb. Seine Abſicht ging dahin, Daun zu veranlaſſen ihm nach Schleſien zu folgen, wo er unterwegs Gelegenheit zu einem glücklichen Angriffe auf ihn zu finden hoffte. Dieſe Idee war eben ſo kühn als genial. Allerdings ſetzte der König ſich der Gefahr aus von Daun, der ſeit dem 1. Juni bei Dresden konzentrirt und in Beſitz der beſten Straßen war, mit doppelter Uebermacht angegriffen und geſchlagen zu werden bevor er die Straße nach Görlitz erreicht haben könne. Aber ſo etwas kam dem öſtreichiſchen Feldherrn nicht in den Sinn; dieſer begnügte ſich eine Stellung bei Boxdorf und Rähnitz zu beziehen, den General Lascy bis Bernsdorf vorzuſchieben und den König bei Radeburg beobachten zu laſſen. Was den König veranlaßt hat einige Tage dort ſtehen zu bleiben iſt nicht recht einzuſehen. Vielleicht hielt er Fouqué's Lage für minder gefährlich. Als er aber am 25. Juni durch das Freudenfeuer der Oeſtreicher die Ereigniſſe bei Landshut erfuhr, ging er Tags darauf bis Groß-

Dobritz zurück und gab den Marſch nach Schleſien vorläufig auf.

Die Ankunft der Reichsarmee bei Dresden, am 22. Juni, erſetzte den Abgang der unter General Beck gegen Landshut entſendeten Truppen um das Doppelte, und Daun dachte nun ſelbſt daran nach Schleſien aufzubrechen, um die Belagerungen von Glatz und Schweidnitz zu decken, während Laudon ſich gegen den Prinzen Heinrich wenden würde. Auch der König nahm dieſes Projekt wieder auf, und wir ſehen ihn den 5. Juli bei Kloſter Marienſtern ankommen. Die Spitze von Daun's Armee hatte an dieſem Tage bereits Bautzen erreicht und kam den 7. bis Görlitz. Der König hatte den 6. die Spree überſchritten und bei Bautzen Halt gemacht. Die Hoffnung ſeinem Gegner den Weg nach Schleſien zu verlegen war vereitelt, und das Blatt hatte ſich vollſtändig gewendet. Ich kann nicht umhin die Bemerkung einfließen zu laſſen daß die Erfinder der verſchiedenen Operationsſyſteme, durch welche ſie die Kriegskunſt bereichert und zugleich vereinfacht zu haben glauben, wohl ein wenig in Verlegenheit gerathen würden wenn ihnen damals die Frage zur Beantwortung vorgelegt worden wäre: was der König unter den eingetretenen Umſtänden zu thun gehabt habe? In ſolchen kritiſchen Momenten bleibt alle Bücherweisheit unzureichend und das Genie allein vermag ſich zu rathen und zu helfen. — Friedrich blieb nicht lange in Zweifel. Fouqué war geſchlagen und gefangen; die ſchleſiſchen Feſtungen waren in Gefahr. Daun's ſtarke Stellung bei Görlitz zu durchbrechen oder zu umgehen verſprach bei ſo geringen Kräften keinen günſtigen Erfolg. Der König ſtrebte alſo nach einem Aequivalent. Er erblickte es in der Vernichtung des Generals Lascy, der ihm mit 10,000 Mann gefolgt war, und in der Wiedereroberung von Dresden. Schon am 7. kam es zwiſchen Friedrich's und

Lascy's Vortruppen bei Gödau (1 Meile weſtlich von Bautzen) zu einem Gefecht, welches indeß dem ganzen Kriege leicht ein Ende machen konnte, da der König einige Hundert Reiter in Perſon gegen die Oeſtreicher führte und dabei nur mit Mühe dem Tode oder der Gefangenſchaft entging. Das hatte jedoch keinen Einfluß auf ſeinen Entſchluß. Am 8. wurden alle Vorkehrungen zum Rückmarſche gegen Dresden getroffen. Tags darauf ſollte Lascy von allen Seiten angegriffen werden, doch war dieſer bereits nach Mitternacht abmarſchirt, ging den 10. durch Dresden und bezog ein Lager bei Dohna. Der König folgte ihm. Auf ſeinen Befehl war Hülſen von Meißen gegen Dresden vorgerückt und hatte bei Kaditz zwei Brücken ſchlagen laſſen, auf welchen der König am 13. überging. Die Beſatzung war Tags zuvor bis auf 14,000 Mann verſtärkt worden, der Reſt der Reichsarmee ſchloß ſich dem General Lascy an. Am 14. erfolgte die Einſchließung Dresdens auf beiden Ufern, und ſofort auch die Beſchießung, obwohl das eigentliche Belagerungsgeſchütz von Magdeburg erſt ſpäter anlangte.

Ganz abgeſehen von den vorausgegangenen Bewegungen und Abſichten beider Armeen tritt hier ein Verhältniß ein, welches mit den Verhältniſſen bei Dresden im Auguſt 1813 eine ſo auffällige Aehnlichkeit hat, daß ich nicht unterlaſſen kann einen Vergleich anzuſtellen.

Dresden's Feſtungswerke befanden ſich 1760 in einem etwas beſſeren Zuſtande als 1813, dagegen war die ſolide Umfaſſung der Vorſtädte zu einer hartnäckigen Vertheidigung nicht vorbereitet worden. Die Einſchließung auf dem linken Ufer erfolgte mit 30,000 Mann, auf dem rechten mit 8000 Mann. In der Stadt ſtanden 14,000 Mann, bei Dohna ungefähr 18,000 Mann. Das Feuer der Preußen war hauptſächlich ge-

gen die Hauptgebäude der Stadt gerichtet, in welcher ſich die Familie des Kurfürſten befand, die dadurch eingeſchüchtert werden und den Commandanten bitten ſollte die Sache nicht auf's Aeußerſte kommen zu laſſen. — Feldmarſchall Daun hatte am 8. Juli bei Naumburg am Queis Halt gemacht. Er erwartete den König von Tag zu Tag, und war nicht wenig überraſcht als er am 13. die Meldung erhielt: „der König ſtehe vor Dresden.“ Am 15. brach Daun dahin auf und kam den 19. Abends mit der Vorhut auf den Höhen vor Dresden an. Der Prinz von Holſtein mußte nunmehr die Einſchließung der Neuſtadt aufheben und ſich auf das linke Elbufer zurückziehen. Daun's Verbindung mit Dresden war wieder hergeſtellt; er führte 50,000 Mann herbei und hatte ſonach über 80,000 Mann zu verfügen. Es ſtand bei ihm die Einſchließungslinie des Königs zu durchbrechen, während Lascy dieſelbe im Rücken bedrohte. Schien ihm das zu gewagt ſo konnte er mit ſeiner Armee bei Pillnitz über die Elbe gehen, Lascy an ſich ziehen und dem Könige eine Schlacht liefern. Bei der doppelten Ueberlegenheit war der Sieg kaum zweifelhaft. Von dem Allen geſchah aber wenig oder nichts. Zwar wurden Abtheilungen die Elbe entlang geſendet um die Zufuhren an Munition abzuſchneiden, auch ging eine ſtärkere Abtheilung (11 Bataillone und 6 Schwadronen) unter General Nugent bei Prießnitz auf zwei Brücken über die Elbe, um den linken Flügel des Einſchließungscorps zu bedrohen, die ſich jedoch mit Verluſt wieder zurückziehen mußte; Daun und Lascy rührten ſich aber nicht von der Stelle, obſchon die Stadt vom 19. bis 29. Juli ſehr lebhaft bombardirt wurde, mehrmals in Brand gerieth, und die Zerſtörung von einigen Kirchen, Palläſten und über 400 Häuſern zu beklagen hatte. Dieſes ſeltſame Verhältniß würde vielleicht noch länger beſtanden haben, wenn nicht die Nachrichten von der Erſtürmung der Feſtung Glatz und dem Marſche der Ruſſen ge-

gen Breslau den König bewogen hätten von Dresden abzulaſſen, das er auf dieſe Weiſe ohnehin nicht in ſeine Gewalt bringen konnte. Er führte daher ſeine Armee, deren Hauptmaſſe bisher in und hinter der See- und Pirna'ſchen Vorſtadt geſtanden hatte, am 29. Juli auf das linke Ufer der Weißeritz, den 30. bis Wilsdruff, den 31. bis Meißen zurück, wo Hülſen eine Schiffbrücke aufſtellen ließ. Dieſer Rückzug wurde von den Oeſtreichern nicht geſtört. Lascy erſchien erſt am 30. auf den Höhen bei Plauen, ging Tags darauf durch Dresden und vereinigte ſich mit Daun. Ausfälle von Erheblichkeit hatte die Beſatzung nur einen (am 23.) gemacht, doch mußte ſie die eroberten Batterien bald wieder verlaſſen.

Dieſe unbegreifliche Unentſchloſſenheit Daun's vor Dresden contraſtirt mit Napoleon's energiſchem Verfahren 1813 ungemein. Am 26. Auguſt waren zur Vertheidigung von Dresden in und vor der Stadt ungefähr 20,000 Mann aufgeſtellt, die von mehr als 100,000 Mann eingeſchloſſen und angegriffen wurden. Denſelben Nachmittag verſtärkte ſich die Macht der Verbündeten vor Dresden bis auf 150,000 Mann und 400 Geſchütze; der Angriff wurde mit großer Heftigkeit erneuert. Napoleon, die Wichtigkeit Dresdens erkennend, hatte die 22 Meilen von Löwenberg bis Dresden in vier Tagen zurückgelegt, während Daun mit einer nur halb ſo ſtarken Armee zu 18 Meilen ſechs Tage brauchte, was nebenbei bemerkt für die damaligen Verhältniſſe immer noch gut marſchirt iſt. Am 27. Auguſt ſtand Napoleon mit ungefähr 100,000 Mann bei Dresden, welches von 180,000 Mann eingeſchloſſen wurde, Vandamme ging mit 30,000 Mann oberhalb Pirna auf das linke Elbufer, trat alſo in das Verhältniß des Generals Lascy. Ein Theil der ruſſiſchen Reſerven ſtand Vandamme dort gegenüber, obſchon Lascy nichts gegen ſich gehabt hatte. Allerdings hatte

36 *

Napoleon Schleſien in etwas bedrängter Lage verlaſſen, während Daun dorthin mit Ruhe blicken konnte. Aber obgleich für Dresden jetzt nichts mehr zu beſorgen war, glaubte Napoleon doch keineswegs hier zehn Tage lang einen müßigen Zuſchauer abgeben zu dürfen wie Daun gethan hatte. Er ſchlug den doppelt ſo ſtarken Feind am 27. zurück, während der doppelt ſo ſtarke Daun ſeinen Gegner nicht einmal anzugreifen wagte! Zur Vervollſtändigung des Contraſtes muß noch hinzugefügt werden, daß die franzöſiſchen Truppen in Dresden die beſte Mannszucht hielten, die öſtreichiſchen hingegen während des Bombardements die Häuſer plünderten ſtatt zu löſchen, und ſo grobe Exceſſe begingen daß ihnen die Offiziere nur mit Mühe ſteuern konnten. Beide waren gleichwohl Verbündete!

Der Verluſt von Glatz machte auf den König einen ſehr ſchmerzlichen Eindruck. Dieſer Platz war nächſt Magdeburg die ſtärkſte Feſtung in ſeinen Staaten, und vermöge ſeiner centralen Lage zwiſchen Böhmen, Mähren und Schleſien von äußerſter Wichtigkeit. Um ſo mehr muß man ſich wundern daß Friedrich nur 2500 Mann, zum Theil öſtreichiſche und ſächſiſche zum Dienſt gezwungene Gefangene, als Beſatzung darin gelaſſen, und auf Fouqué's Empfehlung den Oberſten d'Do, einen Offizier von ſehr zweideutigem Rufe, zum Commandanten ernannt hatte. General Harſch leitete die Belagerung. Erſt am 16. Juli wurden die Laufgraben eröffnet, am 25. begann die Beſchießung und Tags darauf wurde der Platz erſtürmt. Die mit Munition und Lebensmitteln überreich verſehene, für unüberwindlich gehaltene Citadelle that keinen Schuß und ergab ſich auf Diſcretion. So gelangte Laudon, der den Sturm ſelbſt angeordnet hatte, in wenigen Stunden in den Beſitz einer Feſtung, die unter anderen Umſtänden einen mehrmonatlichen Widerſtand hätte leiſten können. Er erſchien hierauf am 31.

Juli mit 40,000 Mann vor Breslau, wo General Tauenzien mit 5000 Mann ſtand, und im Jeſuitercollegium doppelt ſo viel Gefangene zu bewachen hatte. Laudon forderte ihn zur Uebergabe auf und drohte im Weigerungsfalle: daß das Kind im Mutterleibe nicht verſchont bleiben ſolle, worauf ihm Tauenzien die trockene Antwort gab: „Ich bin nicht ſchwanger und meine Soldaten ſind es auch nicht.“ Breslau wurde nun ſechs Tage hindurch heftig beſchoſſen, die Annäherung des Prinzen Heinrich nöthigte aber Laudon wieder abzuziehen. Der Prinz war bisher den Bewegungen der Ruſſen gefolgt, traf den 6. Auguſt bei Breslau ein, und ſendete ſogleich den General Platen mit einer Abtheilung über die Oder gegen Soltikow, der mit 70,000 Mann im Anzuge war und ſich mit Laudon vereinigen wollte. Heinrich hatte zwar dieſe Vereinigung durch ſeine ſchnelle Dazwiſchenkunft verhindert, fand aber doch ſeine Lage ſo verzweifelt daß er plötzlich ganz muthlos wurde und den König um Enthebung vom Oberbefehl bat, der ihn jedoch wieder ermuthigte.

Inzwiſchen hatte Friedrich die gebieteriſche Nothwendigkeit eingeſehen ſo ſchnell als möglich nach Schleſien zu eilen. Er marſchirte den 1. Auguſt mit 30,000 Mann von Meißen ab, überſchritt die Elbe bei Hirſchſtein, lagerte den 2. bei Dallwitz, den 3. bei Königsbrück, ging (über Ratibor) nördlich an Bautzen und Görlitz vorbei, und kam den 7. nach Bunzlau. Bei Meißen war General Hülſen mit 8000 Mann zurückgelaſſen worden. — Feldmarſchall Daun hatte den Marſch des Königs nach Schleſien erwartet, war ſchon am 31. Juli mit einem Theile ſeiner Armee bis Biſchofswerda vorausgegangen, und hatte Anordnungen getroffen daß faſt alle Brücken über die vielen kleinen Gewäſſer die der König überſchreiten mußte zerſtört, die Waldwege verhauen, die Landwege theilweiſe ver=

dorben werden ſollten. Er ſelbſt ſicherte ſich die Benutzung der großen Heerſtraße, zog mit der Hauptmaſſe voran, und befahl Lascy mit ſeinem Corps dem Könige zu folgen. Von einer nahen Höhe angeſehen würde man Daun's, Friedrich's und Lascy's Colonnen zuweilen einer und derſelben Armee angehörig geglaubt haben, ſo nahe berührten ſich mitunter die Marſchlinien. Doch war und blieb die ſchlachtfertige Marſchordnung der Preußen muſterhaft. Da dies nun ſchon der dritte Parallelmarſch war, welchen Daun mit dem Könige nach Schleſien unternahm*), hätte man unter ſolchen Umſtänden wohl vorausſetzen dürfen daß es Erſterem gelingen werde dieſen Marſch zu hindern. Daun war übrigens einen ſtarken Tagemarſch voraus und ſchon am 6. bei Löwenberg angekommen, konnte ſich aber zu keinem Angriffe entſchließen, ohne welchen es gleichwohl nicht möglich war den König aufzuhalten. Dieſer ſetzte ſeinen Marſch auf Breslau fort, mußte aber vor Liegnitz Halt machen, weil er vom Prinzen Heinrich ohne beſtimmtere Nachrichten war und doch nicht auf's Ungewiſſe fortmarſchiren konnte. Da die Ruſſen die Oder noch nicht überſchritten hatten und Soltikow auf die Oeſtreicher nicht gut zu ſprechen war, hätte der König vielleicht ungehindert bei Parchwitz über die Katzbach gehen und ſich mit ſeinem Bruder vereinigen können; er blieb jedoch den 10. zwiſchen Liegnitz und Goldberg (bei Kroitzſch) ſtehen. An demſelben Tage vereinigte ſich Daun mit Laudon hinter der Katzbach und beſetzte die Strecke von Parchwitz bis Goldberg. Soltikow wurde hiervon benachrichtigt und erſucht bei Leubus eine Brücke zu ſchlagen und die Verbindung herzuſtellen. Der ruſſiſche Feld-

---

*) Der erſte fand im Feldzuge 1758 ſtatt und führte die Schlacht bei Hochkirch herbei; der zweite geſchah im Juli 1760.

Der Herausgeber.

herr ſtand bereits hinter Auras, wo Czernitſchef in Begriff war mit 20,000 Mann auf das linke Ufer der Oder zu gehen.

Befand ſich der König jemals in einer bedrängten Lage, ſo war es in den Tagen vom 10. bis 15. Auguſt an der Katzbach. Er hatte kaum 30,000 Mann; ihm gegenüber ſtanden 90,000 Oeſtreicher. Bei Auras oder Leubus konnten jeden Augenblick 70,000 Ruſſen auf das linke Ufer der Oder gehen. Die Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich, der mit 35,000 Mann bei Breslau ſtand, wurde noch obendrein durch die Katzbach und das Schweidnitzer Waſſer erſchwert. Aber Friedrich befand ſich auf einem durch ihn bereits klaſſiſch gewordenen Boden. Die Nähe des Schlachtfeldes bei Leuthen erfüllte ſeine Seele mit Zuverſicht, und die Erinnerung an die dort erlittene Niederlage machte den ohnehin vorſichtigen Daun nur noch vorſichtiger. Es iſt eine ſchöne Sache um hiſtoriſche Erinnerungen, und der zeitgemäße Rückblick auf ſolche Heldenthaten iſt in bedrängten Lagen gewiß das beſte Mittel das Vertrauen auf die eigene Kraft nicht zu verlieren. Der Maleficus iſt der Zweifel an ſich ſelbſt.

Nachdem der König die Ueberzeugung erhalten hatte daß ein gewaltſamer Durchbruch der feindlichen Stellung nicht ausführbar ſey, verſuchte er die Straße nach Jauer zu gewinnen, überſchritt den 12. bei Goldberg die Katzbach, drängte den General Lascy bis Peterwitz zurück und lagerte bei Seichau. Aber auch auf dieſer Seite war keine Ausſicht durchzukommen, und nicht ohne Gefahr kehrte der König in der Nacht zum 13. (die Katzbach bei Röchlitz und Hohendorf überſchreitend) in das Lager hinter Liegnitz zurück. Dieſer öftere Stellungswechſel durchkreuzte Daun's Plane auf verſchiedene Weiſe. Er ging immer mit Angriffsplanen ſchwanger, ließ des Königs Stellungen

täglich recognoſciren, ordnete Truppenbewegungen an, fand anderen Tags die Angriffsdiſpoſitionen nicht mehr den Umſtänden angemeſſen, und wurde ſogar mit Beſorgniſſen für ſeinen Rücken erfüllt, weshalb er Soltikow dringend bitten ließ über die Oder zu gehen und den Prinzen Heinrich abzuhalten. Die Langſamkeit und Nachläſſigkeit des militairiſchen Geſchäftsganges in Daun's Hauptquartier muß ſehr groß geweſen ſeyn, und läßt uns einen Blick auf die Urſachen ſeiner ſo oft mißrathenen Unternehmungen thun. Daun wußte am 13ten noch nicht daß Prinz Heinrich ſchon Tags zuvor mit ganzer Macht auf das rechte Ufer der Oder, ſogar über die Weida gegangen war, und zwiſchen Hünern und Mahlen eine Flankenſtellung gegen die Ruſſen genommen hatte. Er erfuhr dies erſt durch Soltikow der ihm zugleich Vorwürfe machte, daß er den König ungehindert nach Schleſien habe kommen laſſen, daß er Laudon an ſich gezogen habe der doch in Gemeinſchaft mit den Ruſſen operiren ſolle, und daß er ungeachtet der dreifachen Ueberlegenheit den König nicht einmal anzugreifen wage. Soltikow gab zugleich nicht undeutlich zu verſtehen daß, wenn es dem Könige gelingen ſolle auf das rechte Ufer der Oder zu gehen, der ruſſiſchen Armee nichts weiter übrig bleibe als hinter die Bartſch zurück zu kehren. Indeß verſprach er den General Czernitſchef am 14ten bei Auras mit 20,000 Mann überſetzen und bis Groß-Breſa vorrücken zu laſſen.

Dieſe Vorwürfe waren zu gegründet als daß Daun ſich dadurch nicht hätte angeregt finden ſollen endlich einen entſcheidenden Schritt zu thun. Es wurde alſo für den 15. Auguſt ein allgemeiner und konzentriſcher Angriff auf des Königs Lager bei Liegnitz beſchloſſen. Zu dieſem Zwecke ſollte Laudon mit 35,000 Mann in der Nacht bei Pohlſchildern über die Katzbach gehen, gegen Pfaffendorf und Rüſtern vorrücken, mit Tages-

anbruch des Königs linken Flügel in Flanke und Rücken angreifen und ihm den Weg nach Glogau verſperren. Daun wollte am frühen Morgen mit 40,000 Mann die Katzbach zwiſchen Kroitſch und Hohendorf überſchreiten, ſich dann rechts wenden und des Königs Mitte und rechten Flügel angreifen. Lascy erhielt Befehl mit 15,000 Mann bei Röchlitz überzugehen und die Preußen ſpäter im Rücken anzugreifen. Gelang es Laudon ſeiner Aufgabe zu genügen, ſo konnte der Erfolg nicht zweifelhaft ſeyn. Aber im Buche des Schickſals ſtand etwas Anderes geſchrieben, und der Zufall ſpielte dem Könige einen Sieg in die Hände der zu den glänzendſten gehört, und weniger durch geſchickte Leitung des Gefechts als durch kühne Entſchloſſenheit und ſicheren Takt im Augenblicke der Gefahr merkwürdig iſt.

Die kleine Heldenſchaar des Königs lagerte am 14ten hinter Liegnitz, durch das Schwarzwaſſer und die Katzbach gedeckt. Es fehlte bereits an Lebensmitteln. Von Tag zu Tag war ein umfaſſender Angriff zu befürchten. Um aus dieſer gefährlichen Lage herauszukommen, wollte der König durch einen Nachtmarſch bis Parchwitz gehen, und hier entweder die Katzbach oder weiter rückwärts die Oder zu überſchreiten ſuchen. Mit Einbruch der Dunkelheit führte Friedrich die Armee über das Schwarzwaſſer, entſendete Abtheilungen nach mehreren Richtungen, und ließ die Truppen bis zu deren Rückkehr ruhen. In dem verlaſſenen Lager wurden die Wachfeuer ſorgfältig unterhalten. Zieten ſendete mehrere Patrouillen rückwärts und belebte den nächtlichen Vorpoſtendienſt in ſolcher Weiſe daß der Abmarſch den Oeſtreichern verborgen blieb. Gegen 3 Uhr kehrte Major Hundt, der mit 5 Schwadronen Huſaren bis Pohlſchildern vorgegangen war, mit der Meldung zurück: daß Laudon im Anmarſch und jetzt ſchon zwiſchen Panten und Bienowitz angekom-

men ſey. Der König, deſſen Armee hinter einer Hügelreihe nahe vor dieſen Dörfern kampfbereit lagerte, befahl dem General Zieten mit 15 Bataillone 43 Schwadronen auf die Höhen hinter Pfaffendorf zu rücken und Daun zu verhindern das Schwarzwaſſer zu überſchreiten, während er die übrigen 24 Bataillone 35 Schwadronen den Oeſtreichern entſchloſſen entgegen führte. Laudon, welcher die Preußen in ihrem Lager zu überraſchen gehofft hatte, ſahe ſich plötzlich ſelbſt mit großer Heftigkeit angegriffen. Das Gefecht wurde gleich im Anfange ſehr mörderiſch, denn der anbrechende Morgen geſtatte dem Könige einige Zwölfpfünder-Batterien ſehr vortheilhaft aufzuſtellen und die ſich entwickelnden öſtreichiſchen Colonnen mit großer Wirkung zu beſchießen. Die Infanterie und Cavalerie benutzte jede entſtehende Unordnung zu augenblicklichen Angriffen, ſo daß es der öſtreichiſchen Artillerie nicht möglich wurde die eigenen Truppen kräftig zu unterſtützen. Laudon traf zwar die geeignetſten Anordnungen zur Gegenwehr, war aber auf einen ſo gänzlich unerwarteten Angriff nicht vorbereitet und ſtand deshalb bedeutend im Nachtheile. Früh 5 Uhr waren die Oeſtreicher im vollen Rückzuge nach der Katzbach. Durch Behauptung der Dörfer Panten und Bienowitz hofften ſie den Uebergang zu decken, wurden aber durch Feuer und Schwert daraus vertrieben, mußten 10,000 Gefangene, 82 Geſchütze und 23 Fahnen in der Gewalt der Sieger laſſen, und hatten außerdem einen Verluſt von 6000 Todten und Verwundeten. Man kann ſich dieſen unverhältnißmäßigen Verluſt nur dadurch erklären, daß Laudon fünf Verſuche hintereinander machte ſein Corps geordnet vorzuführen, aber vom Könige jedesmal mit Ungeſtüm angegriffen wurde ſobald nur einige Bataillone in Linie ſtanden. Daß Laudon nicht daran dachte zwiſchen Panten und Bienowitz ſtehen zu bleiben oder hinter die Katzbach zurückzugehen, ſpricht für ſeinen Muth aber nicht für ſeine Umſicht; denn ob Daun's

umfaſſender Angriff bei Liegnitz oder Panten zur Ausführung kam war in der Hauptſache gleich. — Dem Könige koſtete dieſer Sieg nur 3500 Mann.

Während Laudon die Trümmer ſeines Corps gegen Jeſchkendorf zurückführte, ohne dabei im mindeſten verfolgt zu werden, erſchienen Daun und Lascy mit ihren Colonnen auf den Höhen hinter Liegnitz. Beide waren von dem was ſich ſo eben zugetragen hatte ohne alle Kenntniß. Ein ſtarker Weſtwind hatte den Kanonendonner verweht; Meldungen waren nicht eingegangen. Das preußiſche Lager fand man verlaſſen. Nur die Rauchwolken des brennenden Panten, und Zietens drohende Haltung hinter dem Schwarzwaſſer, führte auf Vermuthungen die bald zur traurigen Gewißheit wurden. So war denn das ganze großartige Angriffsprojekt plötzlich wie ein Kartenhaus zuſammengefallen, und obgleich hier über 50,000 Mann friſcher Truppen zur Verfügung ſtanden welche, durch Liegnitz eilend, den König einholen oder Zieten abſchneiden konnten, kam Daun doch zu keinem ſchnellen Entſchluſſe. Nach mehrern fruchtloſen Verſuchen das Schwarzwaſſer zu überſchreiten wollte Daun 30 Schwadronen durch Liegnitz gehen laſſen, die aber beim Debouchiren in Zietens Geſchützfeuer kamen und wieder umkehrten. Erſt gegen 8 Uhr Morgens erhielt er die Meldung von Laudon's Unfall, aber jetzt war nichts mehr zu thun. Zieten trat nun auch den Rückzug an und folgte dem Könige der, mit Geſchützen und Gefangenen belaſtet, ohne Aufenthalt den Marſch gegen Breslau fortſetzte, nachdem er zuvor alle Trophäen hatte ſammeln und Victoria ſchießen laſſen.

Indeß war für den König noch nicht alle Gefahr vorüber. Czernitſchef konnte durch ein öſtreichiſches Corps verſtärkt werden und ſich ihm bei Neumarkt in den Weg ſtellen. Ein zwei-

ter Kampf würde aber die Kräfte des Königs noch mehr erſchöpft haben; das mußte wo möglich vermieden werden. Bei der Uebellaunigkeit des Feldmarſchalls Soltikow durfte man auf die Wirkung anderer Mittel hoffen. Friedrich ſpielte alſo dem General Czernitſchef einen an ſeinen Bruder Heinrich gerichteten Brief in die Hände, worin er dieſem den erfochtenen Sieg anzeigte und ihn benachrichtigte, daß er nun über die Oder gehen und die Ruſſen angreifen werde. Das wirkte, und ſofort trat Czernitſchef den Rückzug an. Obige Beſorgniß war nicht unbegründet, denn General Beck war wirklich mit einem ſtarken Corps im Marſche nach Neumarkt, und der König, der am 16ten dort ankam, befürchtete unterwegs angegriffen zu werden. Beck bezeigte aber nach dem Abmarſche Czernitſchefs keine Neigung dazu und kehrte wieder um. Daun zog ſeine Armee bis Striegau zurück; Soltikow ging nach Sulau hinter die Bartſch. Der König blieb einige Tage bei Neumarkt; Prinz Heinrich folgte den Ruſſen bis Trebnitz. So war durch den Sieg bei Liegnitz jede Gefahr für Schleſien vorläufig beſeitigt, und Friedrich dachte jetzt daran ſich Daun's auf längere Zeit zu entledigen. Daß von den Ruſſen nicht viel zu beſorgen ſey deutete ihr Benehmen zur Genüge an, und da Prinz Heinrich Krankheit halber nach Glogau ging, wo er den Winter zubrachte, zog der König den größten Theil ſeiner Truppen an ſich, und ließ die Ruſſen nur durch 10,000 Mann unter General Goltz beobachten. Mit 50,000 Mann und 248 Geſchützen wendete ſich Friedrich nunmehr gegen Daun, der immer noch über 70,000 Mann ſtark war, aber keineswegs Luſt bezeigte die an der Katzbach erlittene Scharte auszuwetzen. Ich will Dich nicht durch Mittheilung der Manöver ermüden, welche im Laufe Septembers zwiſchen beiden Feldherrn ſtattfanden, und begnüge mich Dir zu ſagen daß der König ſeinen Gegner allmälig bis in die Gegend von Landshut zurückdrängte, ungefähr ſo wie man

ein ſchweres Möbel von der Stelle rückt, worauf eine Art Waffenſtillſtand eintrat der bis zum October dauerte. Daß es dem Könige nicht gelang über Daun einen zweiten Sieg zu erfechten und ihn nach Böhmen hinein zu werfen, gereichte ihm zum großen Nachtheile und führte ihn bald noch einmal an den Rand des Verderbens, wie ſich aus Folgendem erſehen läßt.

Soltikow war erkrankt und hatte den Oberbefehl an Fermor abgetreten, welcher auf Daun's dringendes Bitten den General Czernitſchef am 20. September mit 20,000 Mann von Trachenberg entſendete, der bei Beuthen die Oder überſchritt und über Guben gegen Berlin marſchirte, während die Hauptarmee den Marſch nach Frankfurt a. d. O. antrat. Einige Tage ſpäter ließ Daun den General Lascy mit 15,000 Mann ebenfalls nach Berlin aufbrechen. Dieſe Expedition ſtand in Verbindung mit den Ereigniſſen in Sachſen die ich in der Kürze mittheilen will. Mit Einſchluß der bei Meißen zurückgelaſſenen Truppen hatte General Hülſen 12,000 Mann zu ſeiner Verfügung, mit welchen er der Reichsarmee in Sachſen die Spitze bieten ſollte. Das hatte nun zwar ſeine großen Schwierigkeiten, denn der Herzog von Zweibrücken und General Maquire befehligten dort zuſammen über 32,000 Mann, wozu ſpäter noch 8000 Würtemberger ſtießen. Indeß manövrirte Hülſen bald rechts bald links, wies am 20. Sptbr. bei Strehla einen allgemeinen Angriff ſehr nachdrücklich ab, mußte aber dann nach Torgau zurück weichen, weil der regierende Herzog von Würtemberg auf Dommitzſch marſchirte. Da die Oeſtreicher und Reichstruppen dieſelbe Richtung einſchlugen, glaubte Hülſen daß man ihn in Torgau von beiden Seiten einſchließen wollte, ging den 26. Sptbr. auf das rechte Elbufer und über Jeſſen nach Wittenberg. Torgau capitulirte. Hülſen wurde den 2. October bei Wittenberg angegriffen, behauptete ſich jedoch in ſeiner

Stellung, worauf die Verbündeten ſich auf der Straße nach Treuenbrizen aufſtellten. Da hierdurch die Verbindung mit Berlin unterbrochen wurde und von dem viermal ſtärkeren Feinde ohnehin bald ein neuer Angriff zu befürchten ſtand, wich Hülſen über Coswig und Belzig nach Beelitz zurück und ſahe ſich dadurch außer Gefahr. Am 7. Octbr. rückte er in Berlin ein, wo bereits der (in preußiſchen Dienſten ſtehende) Prinz Eugen von Würtemberg mit Truppen aus Pommern angekommen war um die Stadt gegen einen Angriff der Ruſſen zu ſchützen.

Schon am 30. Septbr. war General Tottleben mit einem Streifcorps von 3000 Mann vor Berlin erſchienen, deſſen bewaffnete Bürgerſchaft ſich jedoch ſeinen Beſuch ernſtlich verbat. Als aber Czernitſchef und Lascy ſich mit 35,000 Mann näherten, die ruſſiſche Armee am 5. Octbr. bei Frankfurt a. d. O. angekommen war, der König hingegen noch am Fuße des Rieſengebirges ſtand, wollte man die Reſidenz keiner großen Gefahr ausſetzen, weshalb Prinz Eugen mit ſeinen Truppen (14,000 Mann) am 9. Octbr. nach Spandau abzog und Berlin dem Feinde die Thore öffnete. Ruſſen und Oeſtreicher hielten hier zwar leidliche Mannszucht, hauſeten aber deſto ſchlimmer in der Umgegend, beſonders in Charlottenburg und Schönhauſen. Das Gerücht von des Königs ſchnellem Anmarſch verſcheuchte die Ruſſen nach Frankfurt, die Oeſtreicher nach Torgau. Ihr Aufenthalt in Berlin hatte nur drei Tage gedauert (vom 9. bis 12. Octbr.). Indeß waren die Verluſte der Hauptſtadt ſehr beträchtlich; ſie mußte $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler zahlen und alle brauchbare Pferde ausliefern. Zerſtört wurden alle Fabriken welche für die Armee arbeiteten, das Gießhaus, die Pulvermühlen und das Münzhaus. Das Zeughaus wurde gänzlich ausgeräumt, ferner die Montirungskammern und ſonſtigen Magazine.

Dem Könige war die Abſicht einer feindlichen Unternehmung auf Berlin keineswegs fremd geblieben, doch ſchmeichelte er ſich immer noch mit der Hoffnung, Daun zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen. Die Ausſicht hierzu wurde jedoch täglich ſchwächer, und nachdem der Marſch der Ruſſen auf Berlin keinem Zweifel mehr unterworfen war, brach Friedrich den 4. October aus der Gegend von Waldenburg auf. So hatte alſo Daun durch kluges Zaudern ſeinen Gegner am Rieſengebirge in Unthätigkeit zu erhalten gewußt, die Eroberung Sachſens und die Bedrohung Berlins möglich gemacht, ohne ſich ſelbſt einer Gefahr auszuſetzen. Die Geſchichte darf ihm dieſes Verdienſt nicht ſchmälern, und er hat die Verhältniſſe damals richtiger beurtheilt als ſein großer Gegner. Indeß verfiel Daun bald wieder in den alten Fehler als es ſich um entſcheidende Schritte handelte, und dieſer Fehler brachte ihn um die Früchte aller Anſtrengungen in der letzten Hälfte des Feldzugs. Als nämlich der König ſeinen Marſch über Schweidnitz, Jauer, Haynau nach Primkenau antrat, wo General Goltz den 10. zu ihm ſtieß, brach Daun zwar ohne Verzug über Schönau nach Löwenberg auf, ließ aber den General Laudon mit 40,000 Mann zur Eroberung Schleſiens zurück, das nur von ſeinen Feſtungen beſchützt wurde. Hierdurch ſchwächte er ſich ganz unnöthiger Weiſe, und wurde dem von ihm früher ſelbſt aufgeſtellten Grundſatze untreu: daß Friedrich nur in ſeiner Armee beſiegt werden könne. Dieſer ſetzte ſeinen Marſch unaufhaltſam über Sagan nach Guben fort, wo er den 14. October ankam und den Abzug der Ruſſen aus Berlin erfuhr, welche den König allerdings viel näher geglaubt hatten. Daun hingegen wendete ſich links und kam an dieſem Tage in die Gegend von Hoyerswerda, von wo er die Richtung nach Torgau einſchlug. Durch den Rückzug der Ruſſen nach Frankfurt für Berlin beruhigt, wendete ſich der König nunmehr gegen die Oeſtreicher.

Goltz mußte mit ſeinen 12,000 Mann nach Schleſien zurückkehren, mit der Hauptmaſſe marſchirte der König nach Lüben, machte einen vergeblichen Verſuch den General Lascy von Torgau abzuſchneiden, und ging dann über Dahme und Jeſſen nach Wittenberg, das ſeit dem 14. October in Feindes Gewalt war nun aber verlaſſen und die Brücke verbrannt wurde. Er hatte gehofft ſich hier mit den Truppen des Prinzen von Würtemberg nnd Generals Hülſen zu vereinigen, doch waren dieſelben bereits nach Magdeburg marſchirt.

Ueberhaupt muß ich bemerken daß der König in den letzten zwei Wochen von den Bewegungen ſeiner Gegner zwiſchen der Oder und Elbe nur ſehr unſichere Kunde erhalten konnte, da die Schnelligkeit ſeines Marſches ihm nicht geſtattete ſtarke Entſendungen rechts und links zu machen und auf deren Berichte zu warten. Friedrich war den 23. October vor Wittenberg angekommen und hatte ſonach in 20 Tagen 60 Meilen zurückgelegt. Auf dem wichtigen Centralpunkte Lübben verweilte er drei Tage (vom 17. bis 20. Octbr.) um ſich wenigſtens über die Abſichten der Ruſſen einige Gewißheit zu verſchaffen. Von Daun's Bewegung wußte er nur die Richtung nach der Elbe. Die Fortſchritte der Reichsarmee kannte Friedrich bloß im Allgemeinen. Sein richtiger Takt ſagte ihm aber daß Daun die Vereinigung mit derſelben ſuchen werde, was über Torgau oder Dommitzſch geſchehen mußte. Er marſchirte alſo auf Wittenberg. Hier erhielt er nähere Kunde. Hülſen wurde befehligt ſofort (den 24ſten) über Calbe nach Deſſau aufzubrechen und für die Magazinverpflegung der Armee zu ſorgen. Der König marſchirte nach Coswig, ließ bei Roßlau eine Brücke ſchagen, und vereinigte ſich den 26ſten bei Deſſau mit Hülſen. Seine Streitmacht wuchs dadurch auf 48,000 Mann. Die Reichsarmee ſtand an dieſem Tage mit 30,000 Mann bei Düben;

Daun war mit 60,000 Mann im Marſche von Torgau nach Eilenburg. Unſtreitig bezweckte er eine Vereinigung mit der Reichsarmee, dieſe ſehnte ſich aber nach den Winterquartieren und ging den 27. nach Leipzig zurück wo ſie ſich verſchanzte. Da der König an demſelben Tage bis Kemberg vorrückte, ſuchte Daun ſein altes Lager bei Torgau wieder auf und zog alle entſendete Abtheilungen an ſich.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen wo Friedrich einen Gewaltſtreich unternehmen mußte, denn Niemand bürgte ihm dafür daß Fermor, der kein preußiſches Corps vor ſich hatte, nicht mit ganzer Macht nochmals gegen Berlin vorrücken werde. Der König marſchirte alſo den 29. bis Düben, den 30. bis Eilenburg. Hier zwiſchen Daun und dem Herzoge von Zweibrücken ſtehend, ſuchte er zuerſt die Reichsarmee noch weiter zu entfernen und ſendete den General Linden mit 9 Bataillonen 15 Schwadronen bis Taucha vor. Das Erſcheinen dieſes Corps, welches für die Avantgarde des Königs gehalten wurde, war hinreichend die Reichsarmee zum Abzuge aus Leipzig zu veranlaſſen; ſie ging ohne Aufenthalt über Chemnitz und Zwickau nach Franken und verſchwand ſonach vom Kriegsſchauplatze. Leipzig wurde von 2 ſchwachen Bataillonen beſetzt, worauf Linden wieder zum Könige ſtieß der den 2. November nach Schilda marſchirte. Durch dieſen Marſch wurde Daun zum Rückzuge oder zur Schlacht genöthigt. Die letztere ſchien dem öſtreichiſchen Feldherrn unvermeidlich, wenn er nicht Sachſen und zugleich ſeine Ehre aufs Spiel ſetzen wollte, doch bedauerte er jetzt Laudon's Abweſenheit, der ſich an der Elbe oder Havel ungleich nützlicher hätte machen können als in Schleſien, wo er nicht einmal die kleine Feſtung Koſel in ſeine Gewalt bringen konnte.

Daun's Stellung bei Torgau befand ſich auf den Höhen hinter Siptitz und hatte die Front gegen Schilda. Hier ſtan-

den 44,000 Mann mit 300 (zum größern Theil ſchweren) Geſchützen in zwei Treffen, zwiſchen der Dommitzſcher Haide und dem Dorfe Zinna, unter Daun's perſönlichem Befehl. Weiter links hielt Lascy mit 20,000 Mann und 100 Geſchützen die freie Ebene zwiſchen Zinna und Torgau beſetzt. Die Front der ganzen Stellung deckte der tief eingeſchnittene Röhrgraben, welcher über dem Punkte wo die Straßen von Torgau nach Düben und von Dommitzſch nach Schilda ſich kreuzen, bei den Schafteichen entſpringt und bei Torgau in den großen Teich fließt. Uebergänge befanden ſich nur bei den Schafteichen, bei Siptiz und nahe am großen Teiche. Die Schafteiche und der Röhrgraben ſind ſeitdem aus der Reihe topographiſcher Erſcheinungen verſchwunden, bildeten aber damals ein im wirkſamſten Geſchützfeuer liegendes nicht unbedeutendes Annäherungshinderniß. Siptitz war ſtark mit Kroaten beſetzt. Die Dommitzſcher Haide zog ſich von der rechten Flanke gegen den Rücken von Daun's Stellung hin. Hinter dem ſehr unregelmäßigen Waldſaume befand ſich ein — aus früherer Zeit herrührender — Verhau, der ſich öſtlich dem Zſcheitſchkengraben anſchloß und mit dieſem den ganzen Rücken deckte. Außer der Torgauer Brücke gab es hinter der Stadt noch drei Schiffbrücken. Dieſe Stellung hatte Daun ſeit vier Tagen bezogen und ſein Terrain gut ſtudirt. Wurden die verſchiedenen Waffengattungen zweckmäßig verwendet, ſo war des Königs Angriff leicht zurückzuweiſen, er mochte von dieſer oder jener Seite kommen. Der Nachtheil der waldigen Umgebung erſcheint demnach nicht ſo groß, dieſelbe konnte den Anmarſch nur auf einige Zeit verbergen.

Nach Abzug der in Leipzig, Düben und Wittenberg zurückgelaſſenen Truppen hatte Friedrich noch über 46,000 Mann und 240 Geſchütze zu verfügen, mit welchen er einen entſcheidenden Sieg erfechten wollte. Die Stellung der Oeſtreicher war

ihm bekannt; manche Einzelnheit des Terrains aber nicht, obſchon die Gegend von Torgau faſt immer von preußiſchen Truppen beſetzt gehalten, und dasſelbe Terrain auch von ihnen zu einer Vertheidigungsſtellung benutzt worden war. Da dem Könige die Front der öſtreichiſchen Stellung als ſehr ſtark geſchildert wurde, beſchloß er dieſelbe mit der Hauptmacht durch die Dommitzſcher Haide zu umgehen und im Rücken anzugreifen, während Zieten mit 16,000 Mann und 80 Geſchützen den Feind in der Front beſchäftigen und, wenn dieſer geſchlagen ſeyn würde, ihn von Torgau abſchneiden ſollte. Dieſe Angriffsdiſpoſition hat alſo viel Aehnlichkeit mit der bei Kunnersdorf, auch trugen ſich ähnliche Ereigniſſe zu wie dort, die beinahe zu denſelben traurigen Reſultaten geführt hätten, wäre nicht das Glück den Preußen etwas günſtiger geweſen. Daß der König eine große Entſcheidung ſuchte lag in ſeinen Verhältniſſen. Daß er aber den Angriff mit getheilten Kräften unternahm, und dem General Zieten obendrein die Weiſung gab bis zu dem Augenblicke, wo Daun's Hauptmacht geſchlagen und im Rückzuge ſeyn würde, ſich ganz paſſiv zu verhalten, kann um ſo weniger gebilligt werden, da Friedrich nicht wiſſen konnte auf welche Hinderniſſe er bei ſeinem (3 Meilen Waldweg betragenden) Umgehungsmarſche ſtoßen werde. Der Zeitverluſt von einigen Stunden konnte aber in den kurzen Tagen ſehr nachtheilige Folgen haben.

Der dritte Novembertag war zum Angriffe beſtimmt. Früh 6 Uhr traten die Truppen unter Gewehr. Zieten marſchirte mit ſeinem Corps (21 Bataillone, 54 Schwadronen) rechts ab über Klitſchen, und machte am Kreuzpunkte der Eilenburg-Torgauer Straße Halt, um den Marſch des Königs zu maskiren, der das Schwarzwaſſer bei Mittel-Audenhayn überſchritt, links abmarſchirt war und ſich durch den Wald über Weiden-

37*

hayn nach Neiden (an der Elbe) dirigiren wollte. Beim weitern Vorrücken ſtieß Zieten im Walde auf 2 feindliche Bataillone mit 4 Kanonen, welche aber mit Verluſt von 2 Kanonen über den Röhrgraben zurückgetrieben wurden. Als Zieten Mittags aus dem Walde debouchirte entſpann ſich zwiſchen ihm und Lascy eine Kanonade, die zwar wegen der großen Entfernung von geringer Wirkung, doch aber von ſehr wichtigen Folgen war wie ſich bald zeigen wird. — Friedrich war mit 42 Bataillonen 73 Schwadronen in vier Colonnen aufgebrochen. Die erſte Colonne (25 Bataillone 10 Schwadronen 100 Geſchütze) wurde von ihm ſelbſt, die zweite (12 Bataillone 44 Geſchütze) vom General Hülſen, die dritte (4 Bataillone 38 Schwadronen 18 Geſchütze) vom General Prinz Holſtein, die vierte (1 Bataillon 25 Schwadronen und ſämmtliche Munitionswagen) vom Oberſten Möhring befehligt. Die Spitzen dieſer, mit Abſtänden von circa Tauſend Schritten neben einander marſchirenden, Colonnen ſollten wo möglich in gleicher Höhe bleiben was aber nicht möglich war; die holperigen Waldwege der anhaltende Regen erſchwerten den Marſch der Truppen ungemein, und namentlich hatte die Artillerie große Mühe die Geſchütze in dem aufgeweichten Boden fortzubringen. Hierzu kam noch ein unfreiwilliger Aufenthalt der erſten und zweiten Colonne in der Gegend von Weidenhayn, wo man auf zwei feindliche Bataillone ſtieß die ſich fechtend auf Großwig zurückzogen; auch gerieth im Walde ein feindliches Dragoner-Regiment zwiſchen beide Colonnen, mit deſſen Gefangennehmung man eifrigſt beſchäftigt war. Durch dieſe Zwiſchenſpiele ging zugleich der Vortheil der Ueberraſchung verloren.

Feldmarſchall Daun war auf einen Angriff im Rücken keineswegs ganz unvorbereitet. Seine leichten Truppen durchſchwärmten die Dommitzſcher Haide in allen Richtungen, und

brachten zeitig Kunde von dem Anmarſche des Königs. Daun ließ deshalb ſein Hintertreffen die Front rückwärts nehmen und durch das bisherige Vordertreffen verſtärken. Die 200 Geſchütze ſtarke Reſerveartillerie kam dadurch von ſelbſt vor die neue Front zu ſtehen, und hat auf den Gang der Schlacht entſcheidenden Einfluß gehabt. Dieſe Frontveränderung war bereits vollzogen, bevor des Königs erſte Colonne zwiſchen Neiden und dem Walde aufmarſchirt war; ſie wurde hier von einem heftigen Geſchützfeuer begrüßt das ſie nur ſchwach erwiedern konnte, weil die Mehrzahl der Geſchütze noch weit zurück war. Dies bewog den König die Infanterie wieder in den Wald zu führen, wo ſie beim weitern Vorrücken auf den erwähnten Verhau traf.

Es war bereits 2 Uhr Nachmittags als die vorderſten beiden Brigaden (10 Bataillone Grenadiere) hier ankamen. Seit einer Stunde hatte man in der Gegend von Torgau eine anhaltende Kanonade vernommen. Der König ſchloß daraus daß Zieten ſeine Inſtruction entweder mißverſtanden habe oder ſelbſt angegriffen worden ſey, und beſchleunigte daher den Marſch ſeiner Truppen auf jede Weiſe. Zu der Verſtimmung über die Reſultate der kurz zuvor unternommenen Recognoſcirung geſellte ſich nun auch die Ungeduld, und ohne den Aufmarſch der übrigen 15 Bataillone abzuwarten ließ er die Grenadiere zum Angriffe vorrücken. Der Verhau wurde mit Leichtigkeit überſchritten, als aber die Grenadiere ins Freie traten empfing ſie ein ſo mörderiſches Geſchützfeuer, daß im buchſtäblichen Sinne des Wortes ganze Reihen niedergeſchmettert wurden. Trotzdem rückten ſie auf Gewehrſchußweite heran, hier aber war die Verheerung noch furchtbarer, und mit Verluſt von mehr als zwei Drittel der Mannſchaft kehrten die Grenadiere in den Wald zurück. — Die drei andern Brigaden der erſten Colonne hatten ſich um dieſe Zeit etwas weiter rechts formirt und ſollten den Angriff er

neuern. Sie gingen mit Entſchloſſenheit gegen den (nunmehrigen) linken Flügel Daun's vor, griffen mit Ungeſtüm 6 Bataillone an, welche vom Hintertreffen herbeieilten, trieben ſie bis auf die Siptitzer Höhen zurück, wurden aber von Infanterie und Cavalerie dann ſelbſt angegriffen und mit Verluſt in den Wald zurückgeworfen.

Die zweite Colonne war inzwiſchen angekommen, mit ihr ein Theil der Artillerie die ſich mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung durch die vielfachen Hinderniſſe Bahn gebrochen hatte. Aber der Anfang ihrer Wirkſamkeit bezeichnete zugleich auch das Ende derſelben. Von Kugeln und Kartätſchen überſchüttet, ſtürzten Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde zuſammen; die wenigſten Batterien kamen zum Feuern. Indeß machte der König halb 4 Uhr einen Verſuch, unter dem Schutze dieſes ſchwachen Geſchützfeuers einen dritten Angriff zu unternehmen, da auch einige Küraſſier-Regimenter jetzt zur Hand waren. Der Erfolg war jedoch nicht glücklicher nur mit dem Unterſchiede daß, als die öſtreichiſchen Küraſſiere das Spiel wiederholen und die preußiſche Infanterie beim Zurückgehen in der Flanke angreifen wollten, ſie von den preußiſchen Küraſſieren ſelbſt angegriffen und mit Verluſt zurückgeworfen wurden. Letztere hieben ſogar in die öſtreichiſche Infanterie ein, die aber von ihrer Cavalerie bald wieder befreit wurde. — Sobald der Herzog von Holſtein die Cavalerie der erſten und dritten Colonne (48 Schwadronen) vereinigt hatte, befahl ihm der König zwiſchen der Elbniederung und dem Walde gegen Daun's rechten Flügel vorzurücken. Das konnte aber jetzt (4½ Uhr) keine große Wirkung hervorbringen, indem das Kanonen- und Flintenfeuer in der Front auf Seiten der Preußen immer ſchwächer wurde. Der Zſcheitſchkengraben hemmte überdies die preußiſche Cavalerie ſehr bald in der Bewegung. Die öſtreichiſche rückte nun auch an

den Graben, man wechſelte Karabiner= und Piſtolenſchüſſe, bis endlich das ſehr wirkſame Feuer aus zwei Kanonen und die Annäherung dreier öſtreichiſcher Cavalerie=Regimenter von Zinna her, die preußiſche Cavalerie zum Rückzuge bis Neiden bewog.

Im Laufe dieſes dreiſtündigen mörderiſchen Kampfes, deſſen Leitung dem Feldmarſchall Daun zu beſonderer Ehre gereicht, waren von des Königs Infanterie 36 Bataillone in einen ſolchen Zuſtand verſetzt worden, daß ſie für heute nicht mehr taktiſch verwendet werden konnten. Die Artillerie befand ſich in keiner beſſeren Verfaſſung, und die Cavalerie war durch ihr verſpätetes Erſcheinen auf dem ohnehin nicht ſehr günſtigen Kampfplatze außer Stande irgend einen Glückswechſel noch herbeizuführen. General Hülſen erhielt deshalb Befehl, unter dem Schutze der zuletzt angekommenen 5 Bataillone und der geſammten Cavalerie, die geſchlagenen Truppen hinter den Striebach zu führen. Friedrich ſelbſt hatte zwei Pferde verloren, einen Prellſchuß auf die Bruſt empfangen und begab ſich nach Elsnig. — Nach gewöhnlichen Begriffen war der König geſchlagen. Dieſer beurtheilte ſeine Lage aber anders. Der Feind hatte ebenfalls nicht unbedeutende Verluſte gehabt und war mehrmals in Unordnung gebracht worden. Behauptete der König ſeine Stellung und gelang es Zieten irgend einen Vortheil zu erringen, ſo ließ ſich mit vieler Sicherheit darauf rechnen daß Daun in der Nacht auf das rechte Elbufer zurückgehen werde. Zufall und Glück erfüllten dieſe kühne Hoffnung noch ſpät am Abend.

Zieten hatte ſeine Inſtruction nicht mißverſtanden. Er war am Waldſaume vor dem Röhrgraben ruhig ſtehen geblieben, mußte jedoch Lascy's Feuer erwiedern. Daß der König einen ſchweren Kampf zu beſtehen haben werde ließ ſich erwarten. Die erſchwerenden Umſtände des Angriffs waren Zieten natürlich nicht

bekannt, und aus der Heftigkeit des Kanonendonners durfte er ſchließen, daß dieſer zu gleichen Theilen auf Rechnung der beiderſeitigen Artillerie zu bringen ſey. Als aber die Dämmerung eintrat, die Siptitzer Höhen immer mehr von Truppen entblößt wurden und der Kanonendonner allmälig verhallte, da ahnete der erfahrne Zieten das Mißgeſchick der Preußen. Der Moment zum Angriffe, wie ihn die Inſtruction bezeichnet hatte, konnte für ihn nicht mehr kommen, er mußte ſich alſo dem Könige wieder nähern. Der Röhrgraben und ein Angriff auf Siptitz durch 4 Bataillone ſicherten Zieten's Abmarſch. Er kam gegen 6 Uhr unangefochten bis an die Schafteiche. Es muß als ein ſehr glücklicher Zufall betrachtet werden, daß man hier den Major (nachherigen General) Leſſewitz fand, der eines von den zuletzt bei Neiden angekommenen Bataillone befehligte, und damit den Waldſaum entlang hierher geſchickt worden war, um die Zerſtreuten zu ſammeln und wo möglich einen Angriff auf die Feldſchanzen hinter den Schafteichen zu unternehmen. Durch Leſſewitz erfuhr Zieten den Stand der Sache. Da um dieſe Zeit Siptitz von den Oeſtreichern in Brand geſteckt und hierauf verlaſſen wurde, konnte man ziemlich genau wahrnehmen daß auf den nächſten Höhen nur wenig Truppen ſtanden. Der Angriff auf dieſelben wurde alſo beſchloſſen und ſofort führte Oberſtlieutenant Möllendorf *) einige Bataillone der Brigade Saldern auf den Dämmen vor. Der überraſchte Feind leiſtete zwar kräftigen aber nur kurzen Widerſtand und mußte den Preußen die Schanzen überlaſſen. Nunmehr ließ Zieten ſeine ganze Infanterie über den Röhrgraben gehen und aufmarſchiren; Leſſewitz ſchloß ſich mit ſeinen Truppen links an. Die Cavalerie und Artillerie machte bei Großwig Halt, doch ſcheinen einige Batterien mit vorgegangen zu ſeyn.

---

*) Wurde ſpäter Feldmarſchall. (Der Verfaſſer.)

Daun hatte eine Schußwunde am Schienbein erhalten, ſich nach Torgau begeben und bereits den zweiten Kurier mit der Meldung eines vollſtändigen Sieges abgefertigt, als dieſer Wechſel der Dinge eintrat. General Buccow, welcher an ſeiner Stelle den Oberbefehl führte, eilte auf das plötzlich entſtehende Infanteriefeuer herbei, wurde aber von einer Kugel tödtlich getroffen. Bevor der nächſtälteſte General (Graf Odonell) von dieſem neuen Unfalle in Kenntniß geſetzt war, hatte Zieten bereits Terrain gewonnen. Lascy ſtellte ihm bei Siptitz zuerſt eine ſtarke Abtheilung entgegen, mußte aber dem gewaltigen Andrange weichen. Bei dem öſtreichiſchen Hauptcorps zeigte ſich mehr Unordnung als Kampfluſt, und als Hülſen durch das Feuer auf den Siptitzer Höhen von Zietens Ankunft Kunde erhielt, die wieder geordneten Bataillone ebenfalls mit Trommelſchlag vorführte, wichen die Oeſtreicher auf allen Punkten. Gegen 9 Uhr Abends war die preußiſche Infanterie im Beſitz des Schlachtfeldes. Beide Theile blieben unter den Waffen bis der Morgen graute, doch hatte Daun ſchon in der Nacht den Rückzug hinter die Elbe angeordnet, welchen Lascy durch eine Stellung hinter Wölſau und Zinna deckte.

Der König war über dieſen plötzlichen Wechſel der Dinge hoch erfreut, befürchtete aber für den folgenden Tag die Erneuerung des Kampfes, und entſendete deshalb Offiziere nach allen Richtungen in den Wald um die Zerſtreuten zu ſammeln. Hier gab es merkwürdige Erſcheinungen. Von Anſtrengung und Hunger erſchöpft und von Kälte erſtarrt, fand man zahlloſe Gruppen Soldaten von beiden Armeen in friedlicher Eintracht um Wachfeuer gelagert, wobei die Uebereinkunft getroffen worden war, daß nach erfolgter Entſcheidung des Sieges die der geſchlagenen Armee Angehörigen ſich als Gefangene ergeben müßten. Dieſer gegenſeitige Vertrag wurde aber der Diſciplin

inſofern nachtheilig, als die wenigſten Soldaten den Auffor= derungen der Offiziere Gehör gaben, und nur mit größter Mühe zu bewegen waren ſich in Bataillone zu formiren. Die Zahl der Gefangenen wurde aber jedenfalls dadurch vermehrt. — Der preußiſche Verluſt belief ſich an Todten und Verwun= deten auf 10,000 Mann und auf 3000 Gefangene. Die Oeſt= reicher hatten etwas weniger Todte und Verwundete, ließen aber 49 Geſchütze und 7000 Gefangene in der Gewalt der Sieger.

Bevor ich auf die ſtrategiſchen Folgen dieſer Schlacht übergehe, muß ich mir eine kurze Bemerkung über die Diſpo= ſition des Königs und deren Ausführung erlauben. Friedrich wollte ſeinen Gegner mit getheilter Macht angreifen aber nicht zu gleicher Zeit. Dagegen iſt nichts zu ſagen, beſonders wenn ſich zur Führung des getrennten Theils ein ſo umſichtiger Ge= neral wie Zieten findet. Letzterer ſollte aber nicht früher los= ſchlagen als bis der König Daun's Widerſtand überwunden haben würde. Dagegen iſt ſehr viel zu ſagen, denn abgeſehen davon daß der Sieg über den ſtärkeren Theil keineswegs eine ausgemachte Sache war, wurde Zieten durch dieſe Beſtimmung gehindert nach den eintretenden Umſtänden zu handeln. Der= gleichen Beſtimmungen ſind daher in jedem Falle verwerflich, zumal wenn der Zwiſchenraum wie hier beinahe eine Meile meiſt Waldwegs beträgt, und die Verbindung nicht einmal ge= ſichert iſt. Leichter würde es geweſen ſeyn dem General Zieten im Laufe der Schlacht entſprechende Befehle zugehen zu laſſen, wenn derſelbe auf Großwig dirigirt worden wäre, was immer auch zu einem umfaſſenden Angriffe geführt haben würde, deſſen der König bedurfte um größere Reſultate zu erlangen. Aber in dieſem Falle würde auch Lascy näher gerückt ſeyn und das taktiſche Verhältniß des Königs hätte ſich um nichts gebeſſert.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit dieſes kühnen Feldherrn, daß er ſeine Umgehungen am liebſten mit der Hauptmacht ausführt, während andere Feldherrn dazu den kleineren Theil zu verwenden pflegen, was auch richtiger zu ſeyn ſcheint. Indeß iſt hierauf kein Tadel zu begründen, indem die bekannte Unbeweglichkeit ſeiner Gegner ein ſolches Verfahren nicht nur zuläſſig machte, ſondern auch der Sieg dadurch um ſo entſcheidender werden mußte. Das iſt nun freilich auch umgekehrt der Fall, was ſich bei Kunnersdorf und anfangs bei Torgau gezeigt hat, aber wer viel gewinnen will muß auch mehr wagen. — Unter ſolchen Umſtänden hätte der König allerdings ſeiner Kühnheit etwas mehr Umſicht beifügen ſollen, damit der Erfolg möglichſt geſichert ſey. In der Anlage zur Schlacht wird dieſe Umſicht nicht vermißt, denn die Zuſammenſetzung ſeiner Colonnen deutet an, daß der König den erſten Angriff mit 25 Bataillonen, 48 Schwadronen und 100 Geſchützen ausführen wollte, welchen 16 Bataillone 25 Schwadronen und etwa 50 Geſchütze als Reſerve dienten. Aber die Schwierigkeiten des aufgeweichten Waldbodens traten hindernd dazwiſchen, und führten übereilte partielle Angriffe herbei, durch welche der Grund zu großer Unordnung gelegt wurde. Nachdem der König das Terrain und die feindliche Stellung ſo gut als möglich recognoſcirt hatte, mußte er ſich ſagen daß man einen ſolchen Gegner nicht mit 10 Bataillonen und 10 Schwadronen ſchlagen könne, wären dieſe Truppen auch noch ſo brav. Der übereilte Angriff iſt mithin als die erſte Urſache des Nichterfolgs zu betrachten, und war in ſeinen Folgen um ſo verderblicher als dadurch gerade eine Kerntruppe ganz außer Gefecht geſetzt wurde. Es drängt ſich alſo die Frage auf: ob und wie dieſer fehlerhafte Angriff zu vermeiden geweſen ſey? Berückſichtigt man daß derſelbe um 2 Uhr Nachmittags erfolgte und der König nur etwa noch drei Stunden Tag vor ſich hatte, ſo erſcheint jene Maßregel durch

den Drang der Umſtände gerechtfertigt, vorausgeſetzt daß die übrigen Truppen der erſten Colonne, insbeſondere die Artillerie, während des Vorgehens der Grenadiere ſich gleichfalls angriffsbereit aufſtellen konnten. Das Letztere war aber nicht möglich, das mußte der König wiſſen, er hat es auch gewußt und eben darin liegt der Fehler. Von Seiten der preußiſchen Truppen und ihrer Führer iſt Alles aufgeboten worden rechtzeitig auf den Platz zu kommen, aber die ihnen vor dem Angriffe zugemuthete Anſtrengung überſtieg beinahe die Kräfte von Menſchen und Pferden, und mußte nothwendig auch ſchwächend auf den Angriff wirken, wenigſtens in Bezug auf die Ausdauer im Kampfe. Wäre die geſammte Cavalerie um 2 Uhr ſchon bei Neiden vereinigt geweſen und hätte ſie einige reitende Batterien gehabt, ſo konnte ſie durch ein entſchloſſenes Vorgehen bis Zinna jedenfalls eine große moraliſche Wirkung hervorbringen. Da ſie aber erſt nach 4 Uhr vereinigt war, mußten die Anſtrengungen der Infanterie fruchtlos bleiben, indem Daun ſie nicht blos mit Uebermacht ſondern mit allen Waffen bekämpfen konnte. Daß die der dritten und vierten Colonne zugetheilte preußiſche Cavalerie ſo ſpät auf den Platz kam, erregt allerdings einige Verwunderung und der König hat dem Herzoge von Holſtein darüber ſehr harte Worte ſagen laſſen. Zur Entſchuldigung des Letztern iſt aber Folgendes anzuführen. Die Dommitzſcher Haide war ſchon damals von vielen Wildbahnen durchſchnitten die durch Buchſtaben bezeichnet ſind. Der Jäger, welcher dem General Hülſen zum Führer diente, irrte ſich aber in den Buchſtaben und ſo gerieth Hülſens Colonne unter Holſteins Cavalerie. Dieſes Kreuzen der Colonne entſtand in dem Augenblicke als Friedrich den erſten Angriff machte. Beide Generale erkannten die Nothwendigkeit, daß Hülſens ſchnelleres Eintreffen auf dem Kampfplatze vorerſt ermöglicht werden müſſe, weshalb Holſtein ſeine Colonne halten ließ bis für ſie eine

lichtere Stelle im Walde aufgefunden war. Hülſen ſuchte ſei-
nerſeits die verlorene Zeit durch größere Eile einzubringen;
durch dieſen Umſtand kam aber der Eine in noch größerer Un-
ordnung, der Andere zu ſpät auf den Platz.

Napoleon hat alſo gar nicht unrecht wenn er ſagt: daß der König in dieſer Schlacht das wenigſte Talent gezeigt hätte. Aber er hat ſpäter ſeinen Tadel ganz anders motivirt als in ſeinen hinterlaſſenen Schriften zu leſen iſt, und ſich darüber vernehmen laſſen wie folgt: „Nachdem des Königs Colonnen bei Weidenhayn angekommen waren (ſagte er zu mir), konnte er ſich längſt überzeugt haben daß die 160 Geſchütze der Infanterie im Walde nicht ſchnell genug würden folgen können. Er mußte alſo ſeine Angriffsdiſpoſition dahin abändern, daß alle Zwölfpfünder und Haubitzen (in Summa 80 Geſchütze) ſofort die Straße von Düben nach Torgau einſchlugen, und unter dem Schutze der dritten und vierten Colonne (5 Bataillone 63 Schwadronen) bei den Schafteichen ſich in Batterien ſetzten. Hierzu war noch Zeit genug, und dieſe Artillerie würde nicht nur eine gute Stunde früher dort angekommen ſeyn, als auf dem Punkte wo ſie wirken ſollte aber nicht konnte, ſondern auch den Oeſtreichern trotz ihrer etwas überhöhenden Stellung empfindlich geſchadet haben, da ſelbſt die verlornen Kugeln immer noch deren beide Schlachtlinien in Flanke oder Rücken trafen. Ich würde an ſeiner Stelle auch mit der erſten Colonne mich rechts gewendet, und nur Hülſen mit ſeinen 12 Bataillonen und den 10 Schwadronen (Zieten's Huſaren) der erſten Colonne den Marſch nach Neiden haben fortſetzen laſſen. Daun wäre dadurch genöthigt worden ſeine Stellung in einer Weiſe zu ändern, die ihn entweder um den Beſitz der Höhen hinter den Schafteichen brachte, oder ihn einem doppelten Flankenangriffe bloßſtellte. Die Bravour der preußiſchen Infanterie würde bald

das Uebrige gethan, und der Cavalerie den Weg über den Röhrgraben und zwiſchen den Schafteichen geöffnet haben. Zieten konnte nebenbei immer in dem ihm angewieſenen Verhältniß bleiben, mußte aber dann früher zum Angriffe auf Siptitz ſchreiten. Daun würde in dieſem Falle einem ihn von drei Seiten umfaſſenden Angriffe von Infanterie und Artillerie nicht lange widerſtanden haben, der Zſcheitſchkengraben wäre ihm ſelbſt verderblich geworden, und es würde ſich beim Rückzuge nach Torgau die Hauptmaſſe haben zwiſchen Zinna und dem Röhrgraben durchdrängen müſſen, wo der Herzog von Holſtein die ſchönſte Gelegenheit gefunden haben würde, mit der Cavalerie einige erfolgreiche Angriffe zu machen und auch Zieten ſeiner Inſtruction buchſtäblich nachkommen konnte. Um alle dieſe Vortheile hat ſich der König muthwillig gebracht. Er wollte ungeſehen durch die Dommitzſcher Haide marſchiren, wurde aber ſchon bei Weidenhayn entdeckt und konnte vorausſetzen was nachher eingetroffen iſt, nämlich daß Daun die Front rückwärts nehmen würde. Er hätte alſo ſeine Diſpoſition ändern und ſich gegen die Schafteiche wenden ſollen. Wie die Oeſtreicher am Vormittage aufgeſtellt waren konnte man von dort aus leicht wahrnehmen, der König hat aber ihre Stellung nicht einmal recognoſciren laſſen, und war auf unvorhergeſehene Fälle gleichwohl nicht eingerichtet. Ich bleibe alſo bei der Behauptung, daß die Schlacht bei Torgau diejenige ſey in welcher Friedrich das wenigſte Talent gezeigt habe. Daß er dieſe Schlacht aber trotz aller Fehler gewonnen hat — was übrigens nicht ſein, ſondern Zieten's Verdienſt iſt — beweiſt auf's Neue daß der Ausgang einer Schlacht oft mehr von zufälligen Umſtänden als von guten Diſpoſitionen abhängig iſt. Die Oeſtreicher glaubten einen vollſtändigen Sieg erfochten zu haben und waren zu dieſem Glauben vollkommen berechtigt. Der heftige Kampf hatte ſie ermüdet; die einbrechende Dunkelheit

ſand ſie noch in Unordnung. Da erſcheint Zieten wie ein Deus ex machina auf einem Punkte wo man ihn nicht erwartet hatte. Die Abweſenheit Daun's, die tödtliche Verwundung Buccow's hemmen alle ſchnellkräftige Maßregeln und — die Sieger müſſen das Feld räumen!"

Ich überlaſſe Dir die weiteren Betrachtungen darüber und eile nun zum Schluſſe des Feldzugs.

Daun fand ſeine Armee ſo erſchüttert daß er ſie ſogleich bis Dresden zurückführte, wo er den 8. November ankam und die alte Stellung hinter dem Plauenſchen Grunde bezog. Der König gönnte ſeinen Truppen am 4. die ſo nöthige Ruhe, ließ Tags darauf die Vorhut nachrücken, ſendete am 6. den General Hülſen mit einem ſchwachen Corps der Reichsarmee nach, von welcher die öſtreichiſchen Truppen ſich trennten, gleichzeitig auch den Prinzen von Würtemberg zur Beobachtung der Ruſſen an die Oder, und folgte mit dem Reſte ſeiner Vorhut. Da die Reichsarmee Sachſen zu verlaſſen eilte, die Ruſſen ebenfalls den Rückzug in ihr Land antraten, konnte der König ſeine Truppen ſchon am 15. November zwiſchen Meißen und Freiberg die Winterquartiere beziehen laſſen, denn auch in Schleſien hatte der Feldzug ein glückliches Ende erreicht. Die Angelegenheiten des Königs ſtanden alſo in Bezug auf die räumlichen Verhältniſſe wie zum Anfange des Feldzugs. Er hatte kein Terrain verloren und zwei Hauptſchlachten gewonnen, die ihm neue Freunde zuführten und ſeine Feinde noch zaghafter machten.

Drei und ſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 9. November 1844.

Das Ermüdungsprinzip im Kriege. Strategiſche Ueberſicht des Feldzugs 1761. Napoleon und Friedrich über das Lager bei Bunzelwitz. Laudon erſtürmt Schweidnitz, auch Kolberg geht verloren. — Feldzug 1762. Der Thronwechſel in Rußland und deſſen Folgen. Daun, Friedrich und Czernitſchef vor Schweidnitz. Wiedereroberung dieſer Feſtung. Ereigniſſe in Schleſien. Serbelloni und Haddik; die Schlacht bei Freiberg. Ende des Kriegs. Der König und ſein Bruder Heinrich.

Es giebt wenig Theorien die ſo ſehr auf Erfahrungen begründet ſind als die Theorie des Krieges, und obſchon die meiſten Kriegstheoretiker ihre aufgeſtellten Grund- und Lehrſätze faſt immer auf Geſchichte und Selbſterfahrung baſirt zu haben vorgeben, läßt ſich doch nicht verkennen daß die Baſis häufig weder Breite noch Tiefe genug hat. Ich möchte hierdurch mehr eine Warnung als einen Vorwurf ausgeſprochen haben, denn keine Handlung umfaßt größere Zeiten und Räume, keine bringt ſo verſchiedenartige Kräfte zur Wirkſamkeit als der Krieg, und viele dieſer wirkenden Urſachen äußern ſich noch dazu auf kaum wahrnehmbare Weiſe. Wie leicht kann da der menſchliche Verſtand den Schein für Wahrheit halten und in ſeinen Folgerungen irren? In dieſem Labyrinth von Urſachen, Wirkungen, unmittelbaren und mittelbaren Folgen kann man ſich nur zurechtfinden durch die Wahl eines möglichſt hohen Standpunktes der Betrachtung. Ich habe Dir immer geſagt daß man den Krieg als einen Kampf betrachten müſſe, in welchem zwei Gegner wechſelweiſe ſich niederzuwerfen ſuchen. Kann keiner den anderen zum Fallen bringen, ſo ſuchen ſie einander müde zu ringen und

die längere Ausdauer verbürgt alsdann den Sieg. Dieſe Vorſtellung vom Kriege erklärt eigentlich alle Erſcheinungen in demſelben, und man wird ſich nur wiederholt daran zu erinnern brauchen um den Gang der Ereigniſſe zu verſtehen und dieſe ſelbſt richtig zu würdigen.

In Bezug auf Friedrich's ſiebenjährigen Krieg muß uns vor Allem das Mißverhältniß der Kräfte in die Augen fallen. Aber ſeine Gegner machen von ihrem Uebergewicht einen ſo ungeſchickten Gebrauch, daß es dem Könige dadurch möglich wird ein Gleichgewicht zu begründen. Die Mittel welche er hierzu anwendet ſind aber nicht immer dieſelben, und weil ſeine Verehrer das oft überſehen und ihre Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe den glanzvollſten Feldzügen oder Thaten zugewendet haben, kommen ſie bei Aufſtellung ihrer Theorien zuweilen auf Abwege, und empfehlen Verfahrungsarten die gerade nur durch die damaligen Umſtände gerechtfertigt waren, aber niemals allgemeine Geltung erhalten können. Von den letzten zwei Feldzügen des Königs iſt daher ſelten die Rede, weil er keine Schlachten mehr liefert ſondern den Zauderer ſpielt. Nur die Ingenieure finden darin Stoff für ihre Theorien, und glauben wohl gar die Entdeckung gemacht zu haben, daß der König erſt gegen das Ende dieſes Krieges zur Erkenntniß der zweckmäßigſten Mittel gelangt ſey, denn er erreicht ja ſeine Zwecke durch verhältnißmäßig geringere Opfer, was man immer für das non plus ultra der Kunſt gehalten hat. Hält man aber meine Vorſtellung vom Kriege feſt, ſo erblickt man in der häufigen Wahl feſter Stellungen nichts weiter als das Bekenntniß der Schwäche, oder das Streben den Gegner zu ermüden ohne dabei ſelbſt große Anſtrengungen machen zu müſſen. Nichts deſtoweniger ſind die beiden letzten Feldzüge des Königs in vieler Hinſicht belehrend, weshalb ich Dir davon eine ſtrategiſche Ueberſicht geben will.

Der Feldzug 1761. Wollte man bei Betrachtung desſelben eine der ſogenannten neueren Strategien zum Maßſtabe nehmen, ſo würde ein Gallimathias von Spitzfindigkeiten herauskommen aus welchem kein Menſch klug werden kann. Die ganze geheimnißvolle Theorie von der Geſtalt der Operationsbaſen und der Größe der Objektivwinkel, von den Eigenſchaften der inneren und äußeren Operationslinien, und was dergleichen mehr, geht hier ſpurlos an den Ereigniſſen vorüber und zerfällt in ein bodenloſes Nichts. Friedrich fühlte daß es mit ſeinen Kräften zur Neige gehe und legte ſich mehr als jemals auf das Abwarten deſſen, was ſeine Gegner zu unternehmen gedächten, um es ſo gut wie es gehen wolle zu vereiteln. Daß dieſe Unthätigkeit ſeine Gegner zu noch größerer Unthätigkeit oder wenigſtens Langſamkeit veranlaſſen würde, durfte er mit einiger Zuverſicht vorausſetzen. Es kam alſo nur noch darauf an ſeine Streitkräfte ſo zu vertheilen daß ſie ſoviel Land als möglich deckten, und dem Feinde theils durch gut gewählte Centralſtellungen Beſorgniſſe einzuflößen, theils durch die zeitweiſe Wahl ſehr ſtarker Stellungen ihnen die Luſt zu entſcheidenden Angriffen zu benehmen. Alles Andere lag außerhalb des Kreiſes ſtrategiſcher Combinationen.

Der Tod des Königs von England und die Abneigung der Rathgeber ſeines Nachfolgers gegen die Fortſetzung dieſes koſtſpieligen Krieges, ließ einen Frieden zwiſchen Frankreich und England erwarten wozu es aber nicht kam. Im Gegentheil machte Frankreich große Anſtrengungen ſich in Deutſchland zu behaupten. Der Herzog von Broglio war im Beſitz von Göttingen, Kaſſel und Gotha geblieben; ſeinem rechten Flügel ſollte ſich die Reichsarmee, ſeinem linken — der bis an die Sieg reichte — der Prinz von Soubiſe anſchließen, der eine beſondere Armee am Niederrheine befehligen, Münſter und Lippſtadt erobern, dann in Gemeinſchaft mit Broglio die Unterwerfung des

nördlichen Deutſchlands bis an die Elbe bewirken ſollte. Dieſer Plan wurde zwar durch einen kurzen Winterfeldzug des Herzogs von Braunſchweig, welcher die Franzoſen in ihren Quartieren überraſchte, vorläufig vereitelt. Allein im Juni hatten die beiden franzöſiſchen Feldherrn 130,000 Mann unter ihren Fahnen, welchen der Herzog von Braunſchweig kaum 80,000 Mann entgegenſtellen konnte, und ſich glücklich ſchätzte am Schluſſe des Feldzugs, der in einigen Kreuz- und Querzügen beſtand bei welchen es zu einigen Gefechten kam, wenigſtens nichts verloren zu haben. Aus Heſſen konnten die Franzoſen jedoch nicht vertrieben werden.

Der König ſcheint für jenen Kriegsſchauplatz aus verſchiedenen Gründen keine ſehr großen Beſorgniſſe gehabt zu haben. Er war den Winter über in Sachſen geblieben, hatte ſein Hauptquartier in Leipzig genommen, und betrieb von dort die Kriegsrüſtungen mit großem Eifer. Die Uneinigkeit ſeiner Gegner leiſtete ihm fortwährend ſtarken Vorſchub. Kaunitz war mit Daun ganz zerfallen und wollte ihn durch Laudon erſetzt wiſſen, der Kaiſer und deſſen vielgeltender Freund Neipperg ſtimmten ihm bei; doch hatte Daun in der Kaiſerin eine noch mächtigere Stütze, und ſein Freund Laſcy vereitelte jede Intrike zu welcher er die Hand bieten ſollte. Indeß wußte Kaunitz es dahin zu bringen daß Laudon, der anfangs nur mit 40,000 Mann in der Grafſchaft Glatz ſtand, im Mai von Daun durch 30,000 Mann verſtärkt wurde, und die Weiſung erhielt in Gemeinſchaft mit den Ruſſen Schleſien zu erobern, während Daun ſich mit einer ſehr untergeordneten Rolle in Sachſen begnügen mußte. Nach dieſer Entſendung blieben Letzterem nur noch 30,000 Mann übrig, mit welchen er die Stellung bei Dresden beſetzte; doch hatte Daun auf die Unterſtützung der 20,000 Mann ſtarken Reichsarmee zu rechnen,

mit welcher Serbelloni in Sachſen einfallen oder nach Beſinden an der Saale operiren ſollte. Zur Beobachtung dieſer beiden Gegner ließ der König den Prinzen Heinrich mit 32,000 Mann in Sachſen zurück, und brach anfangs Mai mit 36,000 Mann über Bautzen and Görlitz nach Schleſien auf, wo General Goltz bisher mit 24,000 Mann geſtanden hatte. Zum Schutze Pommerns wurde der Prinz von Württemberg mit 15,000 Mann an der Küſte aufgeſtellt, wo er gleichzeitig den Ruſſen und Schweden die Spitze bieten ſollte. Das war die ganze verwendbare Macht des Königs, die ſich noch dazu nicht in der beſten Verfaſſung befand. Hätte er es nur mit den Oeſtreichern zu thun gehabt, ſo würde er ſchwerlich genöthigt geweſen ſeyn verſchanzte Stellungen zu beziehen, obſchon den Oeſtreichern im Laufe des Feldzugs noch manche Verſtärkung zuging. Aber es wurde noch eine ruſſiſche Armee von 65,000 Mann unter General Butturlin an der Oder erwartet, und General Romanzow marſchirte mit 20,000 Ruſſen gegen Kolberg, wohin auch eine Flotte mit der Belagerungsartillerie geſendet wurde.

Die Ereigniſſe in Schleſien ſind vorzugsweiſe geeignet die Aufmerkſamkeit denkender Krieger auf ſich zu ziehen, indem ſie von dem ganzen Feldzuge gleichſam den Grundton angegeben. Ich werde ſie alſo zuerſt anführen. Laudon hatte gehofft ein Seitenſtück zu Landshut liefern und dann Schweidnitz belagern zu können, weshalb er in der zweiten Hälfte Aprils mit 40,000 Mann in Oberſchleſien einfiel. Allein Goltz zog ſeine Truppen ſchnell in einer ſtarken Stellung unweit Schweidnitz zuſammen, wo Laudon ihn nicht anzugreifen wagte. Am 16. Mai kam der König in dieſer Gegend an, worauf Laudon bis Braunau zurückging um die von Daun verheißene Verſtärkung und die Ankunft der Ruſſen zu erwarten. Von Letz-

teren war damals noch nichts zu hören, ſie ſtanden noch hinter Poſen in Winterquartieren. Um von dorther nicht überraſcht zu werden ſendete der König den General Goltz mit 10,000 Mann nach Glogau, und blieb mit 48,000 Mann in der Stellung bei Schweidnitz. Von hier aus hoffte er die Vereinigung der Ruſſen und Oeſtreicher hindern zu können. Ein Vorſchlag des Generals Goltz, der den Ruſſen entgegen gehen und ſie vor ihrer Vereinigung ſchlagen wollte, hatte deſſen Verſtärkung um 10,000 Mann zur Folge. Der Zufall wollte indeß daß Goltz gleich darauf erkrankte und ſtarb. Zieten, der ihn im Oberbefehl erſetzen mußte, fand die Ausführung jenes Planes den Verhältniſſen zu wenig entſprechend, und erhielt die Weiſung ſein Corps dergeſtalt zu theilen, daß die eine Hälfte unter General Knobloch auf dem rechten, die andere unter Zieten auf dem linken Ufer der Oder bei Breslau ſich aufſtelle. Für den Fall daß die Ruſſen ihren Marſch dahin fortſetzen würden ſollte Erſterer ſich nach Breslau werfen, Letzterer gegen Brieg marſchiren. Durch dieſe Theilung ſprach der König die Abſicht aus, ſich gegen die Ruſſen ganz defenſiv zu verhalten. Gab es bei Brieg für Zieten nichts zu thun, ſo konnte Friedrich immer noch anders über ihn verfügen wenn der Zeitpunkt gekommen war Laudon anzugreifen. Dieſer erhielt bald darauf 30,000 Mann Verſtärkung, auch genaue Kunde von der Marſchrichtung der Ruſſen, und rückte nun (19—21. Juli) bis Frankenſtein vor. Der König marſchirte hierauf nach Nimtſch. Da er über die Bewegungen der Ruſſen keine ſicheren Nachrichten hatte und für Neiße beſorgt war, brach er den 22ſten nach Münſterberg auf, wohin auch Laudon an dieſem Tage marſchiren wollte, ſein Vorhaben jedoch aus unzeitiger Beſorgniß vor einem Angriffe des Königs aufgab und bis Patſchkau zurückging. Durch Friedrich's fortgeſetzten Marſch an die Neiße bis Woitz (unterhalb Ottmachau) wurde nicht nur die bedrohte

Feſtung gedeckt, ſondern auch die Vereinigung mit den Ruſſen verhindert, weshalb Laudon den Feldmarſchall **Butturlin** vorſchlug, die Oder bei Leubus zu überſchreiten und bis Parchwitz vorzurücken.

Nach mehreren ſpringerartigen Bewegungen des Königs auf dem rechten Ufer der Neiße, die keinen anderen Zweck hatten als Laudon nach Mähren zurück zu manövriren, wozu auch Zieten und Knobloch abwechſelnd einwirken mußten, traten die gut verhüllten Abſichten ſeiner Gegner deutlicher hervor, und nöthigten den König zum Rückzuge über Strehlen nach Kanth, von wo er ſich den 10. Auguſt gegen Liegnitz wendete. Laudon kam an dieſem Tage bei Schweidnitz an, Butturlin bei Kreydel (¾ Meile von Leubus). Es würde am Ende nicht ſchwierig geweſen ſeyn die Ruſſen am Ueberſchreiten der Oder zu hindern, aber der König war feſt enſchloſſen ſie nicht anzugreifen, ſondern ſeine eiſerne Hand nur auf Laudon fallen zu laſſen. Wenn man ſich der blutigen Schlachten bei Zorndorf und Kunnersdorf erinnert, und dabei die gegenwärtige Beſchaffenheit der preußiſchen Armee im Auge hat, kann man dieſen Entſchluß nicht tadeln. Aber freilich konnte er ſeine volle Rechtfertigung nur in einem Siege über Laudon finden, der ſeine Wirkung auf Butterlin nicht verfehlt haben würde. Von einem ſolchen Siege weiß indeß die Geſchichte nichts zu erzählen. Zur Entſchuldigung des Königs muß jedoch geſagt werden, daß der Mangel an guten leichten Truppen, und die Ueberlegenheit ſeiner beiden Gegner daran, es ihm ganz unmöglich machte rechtzeitig ſichere Nachrichten zu erhalten. Die Oeſtreicher umgaben ſich überall mit einer ſo ſtarken Vorpoſtenkette, daß Friedrich niemals erfahren konnte was dahinter vorging. An guten Spionen ſcheint er ebenfalls Mangel gehabt zu haben. Daher kam es daß manche gute Gelegenheit, den Ge-

neral Laudon mit Erfolg anzugreifen, unbenutzt vorüberging und des Königs Lage immer bedenklicher wurde. Dies bewog ihn am 20. Auguſt das ſo berühmt gewordene Lager bei Bunzelwitz (nördlich von Schweidnitz) zu beziehen. Daß er ſich dieſen Punkt ſchon früher auserſehen hatte, geht aus der großen Anhäufung von Lebensmitteln hervor, welche zum Unterhalte der 45,000 Mann ſtarken Armee auf einige Wochen ausreichten. Als dieſer Moment des Feldzugs in den königlichen Reminiſcenzen zur Sprache kam, entſtand zwiſchen Friedrich und Napoleon ein ziemlich lebhafter Streit über den Werth jener Maßregel, wovon ich Dir einige Bruchſtücke mittheilen will.

Napoleon. „Ich begreife nicht wie man ſich freiwillig des Vortheils größerer Beweglichkeit und taktiſcher Gewandtheit begeben und in eine ſolche Mäuſefalle verkriechen kann, wie das Lager bei Bunzelwitz, wo doch zu erwarten ſtand daß ſich vor jedes Loch eine große Katze ſetzen würde.“

Friedrich. „Und ich begreife nicht wie Sie mir die Kurzſichtigkeit zutrauen können, nach reiflicher Ueberlegung etwas gethan zu haben was angeblich ganz gegen mein Intereſſe geweſen ſeyn ſoll. Die Armee, welche ich nach Bunzelwitz führte, zählte 35,000 Mann Infanterie und etwas über 10,000 Reiter. Laudon rückte mit 65,000 Mann, Butturlin mit 60,000 Mann gegen mich, und zwar von entgegengeſetzten Seiten. Es iſt unleugbar daß ich nichts Beſſeres hätte thun können, als die Oeſtreicher vor Ankunft der Ruſſen zu ſchlagen. Ich wollte es auch vermochte es aber nicht, denn Laudon hielt entweder nicht Stand, oder wählte ſo ſtarke Stellungen daß ich ihn mit der Infanterie, wie ſie damals war, nicht anzugreifen wagte. Das veranlaßte mich ein neues Vertheidigungsſyſtem anzunehmen, welches ebenſowohl meinen Verhältniſſen entſprach, als

auf die Individualität meiner Gegner begründet war. Das Lager glich übrigens nichts weniger als einer Mäuſefalle. Mein linker Flügel ſtützte ſich an die ſtarke Feſtung Schweidnitz, der rechte an die Verſchanzungen bei Würben; die Front bildete einen auswärtsgehenden Bogen deſſen Hauptpunkte durch die ſtark verſchanzten Orte Würben, Bunzelwitz, Jauernik, Wickendorf bezeichnet wurden. Ich will nicht auf fortifikatoriſche Einzelnheiten eingehen, ſondern nur bemerken, daß ſämmtliche Verſchanzungen — welche in drei Tagen und Nächten der Hauptſache nach vollendet wurden — mit 460 meiſt ſchweren Geſchützen beſetzt waren, daß der Angriff auf die vorgeſchobenen Werke durch 180 Fladderminen, der Durchbruch durch Verhaue und zahlreiche Bodenhinderniſſe, hauptſächlich aber durch meine Cavalerie erſchwert wurde, die in Abtheilungen von 20—40 Schwadronen zweckmäßig aufgeſtellt war. Das Feuer der Feldwerke flankirte faſt alle Angriffslinien. Der Löwe in der Höhle iſt nicht minder gefährlich als im freien Felde. Mein Lager war ungleich ſtärker als das der Sachſen bei Pirna, und Sie haben früher ſelbſt geſagt daß dort eine Armee von 60,000 Mann einer doppelt ſo ſtarken lange hätte widerſtehen können. Weshalb ſollte ich bei Bunzelwitz nicht Anſprüche auf ein günſtiges Reſultat gehabt haben?"

Napoleon. „Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, Herr Bruder, möchte ich Ihnen nicht Unrecht geben. Ich glaube aber nicht daß das der richtige ſey. Was konnte Ihnen zum Beiſpiel ein vierwöchentlicher Widerſtand nützen? Ihre Lage wurde dadurch nicht verbeſſert. Und wenn die Umſtände Ihren Abmarſch nöthig machten wie wollten Sie ihn ohne große Gefahr bewirken, da der Rücken bei ſeiner natürlichen Stärke (er lehnte ſich an das Schweidnitzer meiſt durch Bruchboden fließende Waſſer) ihn faſt unmöglich machte?"

Friedrich. „Abgeſehen von den Schwierigkeiten eines Rückzugs nach Breslau, die mir nicht ſo groß erſchienen ſind, war ich zu ganz anderen Erwartungen berechtigt. Ich wußte daß Butturlin die Weiſung hatte nicht viel auf das Spiel zu ſetzen und nur auf Bewahrung der Waffenehre bedacht zu ſeyn. Von Laudon hatte ich allerdings mehr zu befürchten, doch war ich überzeugt daß er ohne die zugeſicherte Mitwirkung ſeines Kollegen die Genehmigung zu einem gewaltſamen Angriffe auf meine Stellung niemals erhalten werde. Angenommen Butturlin habe hierzu ehrlich die Hand geboten, ſo würden ſich doch Beide über die Ausführung ihres Planes ſo leicht nicht verſtändigt haben. Ueber dieſe Verhandlungen und Berichte nach Wien konnten einige Wochen vergehen, in welchen nach meiner Berechnung die Magazine der Oeſtreicher geleert ſeyn mußten. Da ſie nun zugleich für die Verpflegung der Ruſſen zu ſorgen hatten, fand Butturlin bei eintretendem Mangel einen Grund die engere Einſchließung meines Lagers aufzugeben, d. h. ſich von Laudon zu trennen, und dann konnte auch ich meinen Plan ändern und plötzlich wieder offenſiv verfahren. Meine Vorausſetzungen in dieſer Hinſicht ſind auch richtig geweſen, denn nach mehrmaligen Entwürfen von Angriffsdiſpoſitionen, die niemals zur Ausführung kamen, marſchirte Butturlin den 10. September nach Jauer ab, und ließ nur den General Czernitſchef mit 20,000 Mann bei Laudon zurück. Dadurch bekam ich wieder freieren Spielraum, den ich ſogleich dazu benutzte den General Plathen mit 14 Bataillonen, 25 Schwadronen und 50 Geſchützen zur Vernichtung der ruſſiſchen Magazine auf dem rechten Ufer der Oder zu entſenden, was den weiteren Rückzug der Ruſſen zur Folge hatte."

Napoleon. „Das iſt ein Urtheil nach dem Erfolge, mein lieber Freund, deſſen Richtigkeit zu unterſchreiben ich

großes Bedenken trage. Zuerſt muß ich Ihnen ſagen daß die Gelegenheit, dem Kriege mit einem Schlage hier ein Ende zu machen, für Ihre Gegner doch zu verführeriſch war als daß ſie nicht ernſtlich darauf hätten Bedacht nehmen ſollen. An Mitteln dazu hat es den Oeſtreichern und Ruſſen nicht gefehlt, denn ihre Artillerie ſoll über 1000 Geſchütze gezählt haben. Die Hälfte davon wäre hinreichend geweſen gegen den gewählten Angriffspunkt ein ſo heftiges Feuer zu eröffnen, daß das Feuer der Vertheidiger davor verſtummen mußte, und dann hatte auch der Durchbruch nicht mehr die Gefahren, vor denen ein Feldherr der auf eine große Entſcheidung ausgeht erſchreckt ſeyn würde. Ihre Infanterie war nach dem Geſtändniſſe der Zeitgenoſſen ſo demoraliſirt, daß ſie mehr zur Deſertion als zu Heldenthaten geneigt war, und iſt auch die Cavalerie von beſſerem Geiſte beſeelt geweſen, ſo würde ſie einen entſchloſſenen Angriff mit großer Ueberlegenheit doch nicht allein haben abwehren können, am wenigſten wenn derſelbe etwa zwei Stunden vor Tages Anbruch begonnen hätte, wo das preußiſche Geſchützfeuer einen großen Theil ſeiner Wirkung verlor. Dann muß ich Ihnen ſagen daß ohne Laudon's brüske Manier, mit welcher er ſeinen Kollegen zur Mitwirkung beim Angriffe nöthigen wollte, der Abmarſch der Ruſſen ſchwerlich erfolgt ſeyn würde, und dauerte die Einſchließung Ihres Lagers zwei Wochen länger, ſo würde der Mangel Sie am Ende genöthigt haben dasſelbe zu verlaſſen. Haben doch ſelbſt die Offiziere zuletzt nichts als Waſſer und Brod gehabt, und die allgemeine Kampfbereitſchaft des Nachts, wo Alles unter Gewehr ſtehen mußte, war auch nicht geeignet die Kampfluſt der Truppen zu erhalten. Geſtehen Sie nur daß Sie ein verwegenes Spiel geſpielt haben, deſſen glücklicher Ausgang mehr als zweifelhaft war."

Friedrich. „Dieſe Einwürfe, Herr Bruder, würden gegründet ſeyn, wenn Sie nicht zwei weſentliche Umſtände unbeachtet gelaſſen hätten. Erſtens war die Kaiſerin Eliſabeth damals ſchwer erkrankt, und der Großfürſt bekanntlich mein großer Verehrer. Starb die Kaiſerin ſo würde Peter dem Grafen Butturlin es nicht verziehen haben, wenn er zu meiner Beſiegung beigetragen hätte. Dieſe Krankheit war für mich ein ſtarkes Sicherungsmittel gegen ruſſiſche Angriffe. Zweitens war es noch nicht lange her daß ich Laudon bei Liegnitz tüchtig auf das Haupt geſchlagen hatte. Solche Erinnerungen bleiben niemals ohne Rückwirkung, und wenn auch Laudon vielleicht keine Furcht vor mir hatte, ſo ſtand es doch mit ſeinen Truppen etwas anders. Ohne kräftige Theilnahme der Ruſſen am Angriffe hatte ich alſo nichts zu fürchten, und dieſe Theilnahme konnte unter den erwähnten Umſtänden nicht ſtattſinden. Mein Kalkül war mithin ſehr ſicher."

Napoleon. „Gut, ich nehme meine Einwürfe zurück. Aber wie wollen Sie die Entſendung des Generals Plathen rechtfertigen, deſſen Rückkehr ſobald nicht zu erwarten ſtand? Blieb Laudon mit Czernitſchef's Corps Ihnen nicht immer noch um das Doppelte überlegen? Konnte er nicht unbeſchadet Ihrer Stellung die Belagerung von Schweidnitz unternehmen, oder Sie im Lager aushungern?"

Friedrich. „Plathen's Entſendung war eine gebieteriſche Nothwendigkeit in meiner Lage, und iſt nicht ohne reifliche Ueberlegung von mir geſchehn. Freilich hing der Erfolg zum großen Theil von Plathen's Umſicht und Thätigkeit ab; indeß habe ich Urſache mit ihm zufrieden zu ſeyn. Es war nämlich höchſt zweifelhaft ob Butturlin ſogleich nach Polen zurückgehen werde. Er konnte ſich, während ich durch Laudon bei Schweidnitz

feſtgehalten wurde, gegen Berlin wenden, oder gegen Kolberg marſchiren wo der Prinz von Württemberg bereits in großer Verlegenheit war, oder auch in Schleſien nach Gefallen hauſen und Breslau nehmen. Jedenfalls durfte ich ihn nicht unbeachtet laſſen. Das ſicherſte Mittel Butturlin's fernere Operationen zu lähmen blieb immer die Zerſtörung ſeiner Magazine. Doch hatte ich Plathen ganz freies Spiel gelaſſen, und ihm nur die Unterſtützung des Prinzen empfohlen wenn derſelbe ernſtlicher bedroht werden ſollte. Plathen ging den erſten Tag bis Breslau, vernichtete am rechten Ufer der Oder einige Magazine, kam den 17. Sptbr. bis in die Nähe von Poſen wo es aber wenig zu thun gab, wendete ſich dann nach Pommern und vereinigte ſich den 2. Octbr. bei Kolberg mit dem Prinzen von Württemberg, der einer ſolchen Verſtärkung höchſt bedürftig war. Ich wage nicht zu behaupten daß Plathen's Zug den Feldmarſchall Butturlin — welcher am 14. Sptbr. die Oder bei Steinau überſchritt — veranlaßt habe ſich von der Oder zu entfernen und ſpäter auch gegen Kolberg zu marſchiren; doch glaube ich daß der ruſſiſche Feldherr mir weit größeren Schaden zugefügt haben würde, hätte Plathen ſeine Verbindungslinien *nicht* bedroht. — Laudon's Ueberlegenheit hatte aus den bereits angeführten Gründen wenig zu bedeuten, und eine Belagerung von Schweidnitz war eben ſo unwahrſcheinlich als eine Aushungerung meines Lagers. Im Gegentheil trug Laudon Bedenken in ſeiner bisherigen Stellung bei Bögendorf zu bleiben, und ging in die ſtärkere Stellung bei Kunzendorf (Freiburg) zurück.“

Napoleon. „Das war ein Kunſtgriff von dem liſtigen Kroaten, der Sie nur ſicher machen wollte um dann *Schweidnitz* deſto leichter in ſeine Gewalt zu bringen. Die Erſtürmung dieſes wichtigen Platzes am 1. October muß Sie gewaltig überraſcht haben. Wie konnten Sie aber auch das Lager gerade

jetzt verlaſſen, und die Vertheidigung einer ſolchen Feſtung einer Handvoll Leute anvertrauen. Man ſagt daß die Beſatzung nur aus 5 ſchwachen Bataillonen beſtanden habe, und daß zur Bedienung der 240 Geſchütze nur 190 Artilleriſten vorhanden geweſen wären."

Friedrich. „Ich geſtehe daß ich damals einen großen Fehler begangen habe. Indeß hoffte ich durch meinen Abmarſch in der Richtung auf Neiße (den 28. September) dem General Laudon Beſorgniſſe für die Grafſchaft Glatz zu machen und ihn zum Rückzuge dahin zu bewegen. Der Commandant von Schweidnitz (General von Zaſtrow) hätte aber auch mehr thun können und brauchte ſich nicht überfallen zu laſſen."

Napoleon. „Ich glaube Sie thun ihm Unrecht, Herr Bruder. Zwar bin ich in ſolchen Fällen auch nicht ſehr gnädig geweſen. Wenn aber Zaſtrow ſich auch zwei Tage gehalten hätte war die Feſtung doch für Sie verloren, und er hat am Ende doch kräftigen Widerſtand geleiſtet. Lächerlich genug iſt's aber daß Laudon für dieſe kühne Waffenthat mehr Tadel als Lob erndtete, blos weil der hochweiſe Hofkriegsrath in Wien ſie nicht in ſeinen Operationsplan aufgenommen hatte."

Die übrigen Unternehmungen in dieſem Feldzuge ſind nicht von Erheblichkeit und laſſen ſich in wenig Worten ausdrücken. Dem Könige war der Verluſt von Schweidnitz ſehr empfindlich, doch vermochte er nicht dieſe Scharte auszuwetzen. Laudon und Czernitſchef führten ihre Truppen bald darauf in die Winterquartiere, welche theils an der Grenze von Mähren und Böhmen (jedoch auf ſchleſiſchem Boden), theils im Glatz'ſchen bezogen wurden. Der König nahm die ſeinigen bei Breslau und

Brieg. — In Sachſen hatten Prinz Heinrich und Graf Daun ſich fortwährend nur beobachtet und die Zufuhren erſchwert. Der Erſtere hatte keinen Grund, der Letztere keinen Befehl ein Mehreres zu thun. Es blieb alſo dort beim Alten und der Prinz erhielt ſich im Beſitz der beſten Gegenden. Heinrich's künſtlicher Widerſtand gegen ſolche Ueberlegenheit gereicht ihm ſehr zum Ruhme, hat aber keinen Werth für die Wiſſenſchaft.

Von etwas verwickelterer Art waren die Ereigniſſe in Pommern. Der Prinz von Württemberg hatte vom Könige die Weiſung erhalten, ſich mit 12,000 Mann in dem verſchanzten Lager bei Kolberg aufzuſtellen und den General Belling mit 3000 Mann nach Vorpommern zu entſenden. General Romanzow hatte bei Köslin Halt gemacht und erwartete die ruſſiſche Flotte, durch deren Ankunft ſein Corps bis auf 24,000 Mann verſtärkt wurde, mit welchem er aber erſt am 22. Auguſt vor Kolberg erſchien, das mit Munition und Lebensmitteln nicht ſehr reichlich verſehen war. Die Beſchießung der Feſtung und des Lagers begann den 5. September. Die Verbindung der Preußen mit Stettin wurde bald unterbrochen, was die Verlegenheit des Prinzen noch vermehrte. Durch Diverſionen im Rücken der Ruſſen hoffte er ſeine Lage zu verbeſſern; der damit beauftragte General Werner wurde aber in Treptow überfallen und gefangen (12. September). Plathen's Ankunft gab bald darauf dem Prinzen neue Hoffnung. Dieſem General folgte aber auch eine von Butturlin entſendete Verſtärkung, wodurch das Machtverhältniß wieder ungünſtig wurde. Nach der Vereinigung Plathen's mit dem Prinzen im Kolberger Lager betrug die Macht Beider dort nicht viel über 15,000 Mann. Aber auch für dieſe gab es nicht Lebensmittel genug, was den Fall der Feſtung nur beſchleunigen mußte. Die vereinzelte Aufſtellung mehrer Bataillone und Schwadronen auf der Straße nach

Stettin, um die von dort erwarteten Zufuhren zu ſichern, war eine ſehr unglückliche Maßregel. Die Ruſſen überſielen dieſe Poſten und bemächtigten ſich einiger Transporte. Butturlin's Annäherung im October vermehrte die Gefahren des Prinzen. Plathen war in Folge einer Entſendung von ihm abgedrängt worden und hatte ſich nach Stettin werfen müſſen. Hier empfing er vom Könige neue Inſtructionen, rückte nach Naugarten vor (im November) und näherte ſich dem Prinzen von Würtemberg wieder, der ſein Lager endlich verlaſſen hatte und an demſelben Tage bei Treptow ankam. Am 17. Nvbr. vereinigten ſich Beide bei Plate; ihre Macht belief ſich nur auf 10,000 Mann. Nach mehrern fruchtloſen Bewegungen im Rücken Romanzow's wurde der Marſch gegen Kolberg angetreten. Kälte und Schnee vermehrten die täglichen Verluſte der Preußen. Vor Kolberg angekommen fanden ſie den Feind kampfbereit in der ſtarken Stellung bei Prettnim. Sie erſtürmten zwar eine Redoute, mußten aber die Fortſetzung des Angriffs wegen zu großer Ueberlegenheit der Ruſſen aufgeben und ſich bis Treptow zurückziehen. Kolberg blieb nunmehr ſeinen ſchwachen Kräften überlaſſen und capitulirte den 16. December. Hierdurch gewann Romanzow einen guten Stützpunkt in Pommern, und die erhaltenen Verſtärkungen ſetzten ihn in Stand das eroberte Terrain zu behaupten. — Belling war in Vorpommern ungleich glücklicher geweſen, und hatte die Schweden durch ſeine kühne Thätigkeit an jeder bedeutenden Unternehmung gehindert. Das war allerdings etwas, aber unter den eingetretenen Umſtänden zu wenig um in Betracht zu kommen.

Der Feldzug 1762.

Selten hat wohl ein Krieg ein ſo unerwartetes Ende genommen, als der ſiebenjährige zwiſchen Preußen und Oeſtreich! Dies verleiht dem letzten Feldzuge ein beſonderes hiſtoriſches In-

tereſſe, obſchon von glänzenden Waffenthaten ebenfalls nur wenig zu erzählen iſt. Aber die Wechſelfälle ſind ſo bedeutend und folgen ſo raſch aufeinander, daß man den König mit einem Schiffer vergleichen kann, der in einem halbentmaſteten Fahrzeuge auf ſturmbewegten Wogen hin und her geſchleudert wird, und dennoch glücklich einen ruhigen Hafen erreicht. Kein Kriegsjahr hatte für Friedrich ſo unglücklich geendet als das verfloſſene. Zwei wichtige Säulen ſeiner Monarchie, Schweidnitz und Kolberg, waren umgeſtürzt. Die feindlichen Armeen hatten ihre Winterquartiere überall auf erobertem Boden genommen. Friedrich's Kriegsſchauplatz und ſeine Hilfsquellen ſchrumpften immer mehr zuſammen. Englands Theilnahme an Preußens Erhaltung war lauer als jemals, und wenn es auch aus anderen Gründen in Hannover und Weſtphalen eine Armee von mehr als 100,000 Mann, unter des Herzogs von Braunſchweig kluger Führung, den nur wenig ſtärkeren Franzoſen entgegenſtellte, ſo würde das Preußen doch nicht vom Untergange gerettet haben, denn in Wien glaubte man den endlichen Fall des königlichen Helden mit ſolcher Gewißheit vorausſetzen zu dürfen, daß der Hofkriegsrath kein Bedenken trug die Armee, ungeachtet der unter den Truppen herrſchenden Krankheiten, am Schluſſe des vorigen Feldzugs um 500 Offiziere und 20,000 Mann zu vermindern, die jedoch bald wieder zu den Fahnen mußten.

Aber im Buche des Schickſals ſtand Friedrich's Untergang nicht geſchrieben. Die Kaiſerin Eliſabeth erlag am 5. Januar einer langen Krankheit, und Rußlands neuer Beherrſcher Peter III. hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeine enthuſiaſtiſche Verehrung für Friedrich d. Gr. ganz Europa ſogleich thatſächlich zu erkennen zu geben. Alle preußiſche Kriegsgefangene wurden ſofort entlaſſen und mit Reiſegeld verſehen. In Oſtpreußen und Pommern trat von Seiten der ruſſiſchen Behörden an die Stelle

früherer Härte die größte Milde, ſelbſt Unterſtützungen an Geld und Getreide wurden verabreicht. An Frankreich und Oeſtreich ging ſchon im Februar die Erklärung ab: daß Rußland geſonnen ſey mit Preußen Frieden zu ſchließen und alle gemachte Eroberungen wieder herauszugeben. Der Czar forderte von ſeinen Verbündeten ein Gleiches, vermochte jedoch nur Schweden dazu. Czernitſchef erhielt Befehl, im März ſich von den Oeſtreichern zu trennen und bis Thorn zurückzugehen. — Bei Eingang dieſer Nachrichten war die Beſtürzung in Wien nicht gering. Man bot alle Mittel auf, ſogleich eine ſtarke Armee ins Feld rücken zu laſſen. Laudon hatte den Erwartungen nicht genug entſprochen. Daun erhielt deshalb den Oberbefehl in Schleſien, wo in den erſten Tagen des Mai 70,000 Mann bei Schweidnitz aufgeſtellt wurden. Die Feſtung hatte außerdem eine Beſatzung von 11,000 Mann ausgeſuchter Truppen, den braven General Guasco zum Commandanten. Der nachher berühmt gewordene General Gribeauval fungirte als Feſtungsingenieur, und ſetzte den Platz in vortrefflichen Vertheidigungsſtand. In Sachſen ſtanden 45,000 Oeſtreicher und Reichstruppen unter des Feldmarſchalls Serbelloni und des Fürſten Stolberg Befehlen.

Auch Friedrich entwickelte große Thätigkeit. Der eingetretene Wechſel in den politiſchen Verhältniſſen geſtattete ihm, alle bisher gegen die Ruſſen und Schweden geſtandene Truppen nach Schleſien und Sachſen zu ziehen. Indeß brachte er mit aller Anſtrengung doch nur 100,000 Mann zuſammen, wovon 35,000 Mann dem Prinzen Heinrich in Sachſen überwieſen wurden. Mit 65,000 Mann bezog der König enge Kantonirungen zwiſchen Breslau und Brieg. Das Machtverhältniß war für ihn günſtiger als jemals. Man erwartete die Eröffnung des Feldzugs mit einer kühnen Offenſivbewegung; aber Friedrich dachte nur an die Wiedereroberung von Schweidnitz und

wartete auf Czernitſchef's Ankunft, der bald unter ſeinen Befehlen gegen Oeſtreich fechten ſollte, aber vor Ende Juni kaum eintreffen konnte. — Wenn man des Königs Hinneigung zu entſcheidenden Schritten und das gegenwärtige Machtverhältniß erwägt, ſo iſt kaum einzuſehen weshalb er nicht ſchon vor Ankunft der Ruſſen den Feldmarſchall Daun in ſeiner Stellung bei Schweidnitz angegriffen und in das Gebirge zurückgeworfen hat. Allein der Zuſtand ſeiner Infanterie war nicht mehr von der Art, daß er mit ihr ſo ſtarke Stellungen überwältigen konnte wie die bei Kunzendorf. Er zog es daher vor, durch Diverſionen in Oberſchleſien ſeinen Gegner zu Entſendungen dahin zu veranlaſſen, wodurch die Verhältniſſe indeß keine weſentliche Aenderung erhielten. Auf dieſe Weiſe verſtrichen die Monate Mai und Juni ohne erhebliche Ereigniſſe. Nachdem aber den 26. Juni Czernitſchef's Koſaken bei Auras die Oder überſchritten hatten, zog der König ſeine Truppen bei Kanth zuſammen und brach mit ihnen gegen Schweidnitz auf. Die Ruſſen folgten. Am 1. Juli hatte er mit Einſchluß ſeiner neuen Verbündeten 70,000 Mann und 320 Geſchütze vereinigt, welche den 3. zwiſchen Würben, Bunzelwitz und Striegau ankamen. Daun ſtand ihm mit 60,000 Mann zwiſchen Bögendorf und Freiburg gegenüber. (Der wieder angeſtellte Prinz von Bevern ſtand damals noch mit 15,000 Preußen in Oberſchleſien, und hatte den General Beck mit 10,000 Mann zum Gegner.)

Daun's Stellung mit dem Rücken an das Gebirge gelehnt wurde ſo ſtark gefunden, daß der König ihn wegen der Nähe von Schweidnitz in der Front gar nicht anzugreifen wagte. Es wurden nun Verſuche gemacht ein Corps über Hohenfriedberg in die linke Flanke zu ſchicken. Daun war aber hierauf vorbereitet und vereitelte dieſes Manöver durch die Vertheidigung der Defiléen bei Adelsbach (den 6.). Nunmehr ließ der König

den General Neuwied auf der Straße nach Trautenau vorgehen. Anfangs ſollte er nur Daun's Rücken und das große Magazin in Braunau bedrohen. Da aber der öſtreichiſche Feldherr Friedland ſtark hatte beſetzen laſſen und dort nichts auszurichten war, erhielt Neuwied Befehl bis Trautenau vorzurücken und Streifereien in Böhmen zu unternehmen. Dieſe Streifereien hatten jedoch nicht den gewünſchten Erfolg. Daun ging zwar mit der Hauptmaſſe etwas zurück (bis Dittmannsdorf), blieb aber durch Beſetzung der vorliegenden verſchanzten Höhen immer noch in geſicherter Verbindung mit Schweidnitz, und konnte nur durch einen allgemeinen Angriff aus dieſer Gegend entfernt werden. Der König begriff die Nothwendigkeit eines ſolchen Schrittes, nahm deshalb ſeinen rechten Flügel immer mehr vor bis er Hohen-Giersdorf erreicht hatte. Aber der Angriff blieb immer noch ſchwierig, und es mußte erſt die Rückkehr des Generals Neuwied aus Böhmen erwartet werden. Darüber verging eine koſtbare Zeit, und an demſelben Tage an welchem dieſes Corps wieder bei der Armee eintraf, brachte Czernitſchef dem Könige die Hiobspoſt von der Entthronung Peters III.; auch meldete er zugleich daß er vom Senat Befehl erhalten habe, ohne Verzug die preußiſche Armee zu verlaſſen und nach Polen zurück zu kehren.

Dieſer Wechſel der Dinge ſtürzte den König wieder in eine zweifelvolle Zukunft. Rußlands Abfall von ihm mußte ſeinen Gegnern neue Hoffnung geben und Daun's Widerſtand mindeſtens noch zäher machen. Zu ändern war hier nichts, man mußte ſich in das Unvermeidliche fügen. Aber wahrhaft große Charaktere entwickeln im Unglück eine ſeltene Feſtigkeit, und nach kurzer Ueberlegung zeigte Friedrich's Genius ihm das rechte Mittel. Daun mußte jetzt um jeden Preis tiefer in das Gebirge zurück geworfen werden, damit die Preußen zur Belage-

rung von Schweidnitz ſchreiten konnten. Bei dieſem Angriffe war auf die Theilnahme der Ruſſen zwar nicht mehr zu rechnen, gelang es aber dem Könige den Grafen Czernitſchef durch Ueberredung zur Verſchiebung ſeines Abmarſches zu bewegen, ſo war noch Hoffnung zum Siege. Daun hatte jedenfalls von den Ereigniſſen in Petersburg noch keine Kunde, er konnte dieſe nur durch ſeine Monarchin oder durch den ruſſiſchen Feldherrn ſelbſt erhalten. Gelobte Letzterer hierüber ein dreitägiges Stillſchweigen, ließ er ſich willig finden ſeinen Truppen am Angriffstage eine Aufſtellung anzuweiſen, die für Daun einen bedrohlichen Charakter hatte, ſo konnte das nicht ohne gute Wirkung für den König bleiben. Das war der Genieblitz der die dunkle Nacht einer faſt hoffnungsloſen Zukunft erhellte, aber damit war freilich noch ſehr wenig gewonnen. Czernitſchef hatte ſehr beſtimmte Befehle zum Abmarſche erhalten; er hing zwar mit großer Liebe am Könige, konnte aber doch nicht gegen den erhaltenen Befehl handeln. — Der Ausweg, welchen Friedrich aus dieſem Labyrinth fand, iſt nicht minder genial. Er ließ ſeinen Adjutanten den Major Schwerin rufen, der mehrmals in Petersburg geweſen und mit Czernitſchef befreundet war, und trug ihm auf den ruſſiſchen Feldherrn noch dieſelbe Nacht zu ihm zu führen. Der Befehl war kategoriſch, und Schwerin wurde mit den Worten abgefertigt: „Er bürgt mir mit ſeinem Kopfe dafür, daß ich Czernitſchef noch heute Nacht ſpreche." Im ruſſiſchen Hauptquartier war bereits Alles in Bewegung, und Schwerin hatte große Mühe den Feldmarſchall ohne Zeugen zu ſprechen. Alle Verſuche ihn willfährig zu machen ſchlugen anfangs fehl, bis Schwerin endlich unumwunden ſagte daß ſein Leben hierbei auf dem Spiele ſtehe. Das wirkte und Czernitſchef folgte nun dem Adjutanten zum Könige. Die Unterredung Beider dauerte eine Stunde. Schwerin mußte dafür ſorgen daß ſie Niemand ſtöre. Der König erreichte was er wünſchte, und

Czernitſchef ſchied von ihm mit den Worten: „Was ich Euer Majeſtät verſprochen habe koſtet mir vielleicht den Kopf, aber hätte ich deren zehn zu verlieren ich gäbe ſie hin, um Euer Majeſtät zu beweiſen wie hoch ich Sie verehre.“ Schwerin geleitete ihn wieder zurück ohne daß die ruſſiſche Generalität die mehrſtündige Abweſenheit ihres Feldherrn wahrgenommen, ſo reichlich waren die Libationen geweſen die man der neuen Kaiſerin Katherina II. bringen zu müſſen geglaubt hatte.

Am 20. Juli begannen die einleitenden Bewegungen des Königs zum Angriffe auf Daun's rechten Flügel, der in der Nacht zum 21. mit der Erſtürmung des Schloſſes Burkersdorf eröffnet wurde. Ich übergehe alle Gefechtsdetails, da ich Dir nur eine ſtrategiſche Charakteriſtik dieſes Feldzugs geben will, und führe nur die Reſultate an. Daun mußte einen wichtigen Punkt nach dem andern räumen, und ſich in der folgenden Nacht mit Verluſt von 3800 Mann und 17 Geſchützen auf den Kamm des Eulengebirges zurückziehen, während Zieten die Beſatzung von Schweidnitz im Zaume hielt und ihre Ausfälle zurückwies. Jetzt erſt trat Czernitſchef ſeinen Rückmarſch an, und erhielt für dieſen Freundſchaftsdienſt einen koſtbaren Degen, deſſen Griff von Gold und reich mit Diamanten beſetzt war, im Werthe von 27,000 Thalern. — Der König lagerte ſich nun dicht an Daun's Stellung, ließ alle Poſten ſtark verſchanzen, nahm ſein Hauptquartier in Dittmansdorf, und traf nunmehr Anſtalten zur Belagerung von Schweidnitz, womit General Tauenzien mit 21 Bataillonen und 20 Schwadronen beauftragt wurde. Der Prinz von Bevern, für welchen es in Oberſchleſien jetzt nicht viel mehr zu thun gab, wurde befehligt alle entbehrliche Truppen zum König ſtoßen zu laſſen, und mit dem Reſte nach Neiße zu marſchiren. Erſt am 8. Auguſt konnte die Belagerung von Schweidnitz beginnen. Das Unternehmen war

in jeder Hinſicht ſchwierig, auch ließ ſich erwarten daß Daun alle Kräfte aufbieten werde den Platz zu entſetzen. Beide Feldherrn zogen ihre entſendeten Corps an ſich; Beide wechſelten oft ihre Stellungen, es kam zu verſchiedenen Poſtengefechten, aber zu einem allgemeinen und energiſchen Angriffe konnte der vorſichtige Daun ſich nicht entſchließen, obſchon am 16. Auguſt ein Verſuch dazu gemacht wurde, den aber des Prinzen von Bevern außerordentliche Standhaftigkeit vereitelte. In Folge der an dieſem Tage ſtatt gefundenen Gefechte zog ſich Daun bis in die Gegend von Silberberg zurück. Die Belagerung wurde inzwiſchen mit größtem Eifer betrieben, man bekämpfte ſich über und unter der Erde, und Guasco ſahe ſich nach Daun's Rückzug ſo ganz verlaſſen, daß er die Feſtung gegen freien Abzug der Beſatzung übergeben wollte. Ein unglücklicher Starrſinn des Königs verwarf dieſe Bedingung, und verlangte daß die Beſatzung kriegsgefangen ſeyn ſollte. So ſchlimm ſtand es mit Schweidnitz aber noch nicht, im Gegentheil erklärte der Belagerungsingenieur (Major Lefebvre), daß ſeine Angriffsmittel bald erſchöpft ſeyn würden. Der König beharrte aber auf ſeiner Forderung, und ſo ſpann ſich die Belagerung bis zum 9. October fort. Gewiß hat Friedrich nicht weiſe gehandelt, daß er der Beſatzung nicht ſieben Wochen früher den erbetenen Abzug bewilligte. Die 9000 Gefangenen waren viel weniger werth als die verlorne Zeit, welche beſſer benutzt werden konnte. Auffälliger iſt aber Daun's ſpätere Unthätigkeit, welche ihn in Wien den größten Spöttereien ausſetzte.

Der Fall von Schweidnitz beendigte den Feldzug in Schleſien. Zwar hätte Friedrich gern auch die Grafſchaft Glatz wieder in ſeine Gewalt gebracht, Sachſen war für ihn aber von noch größerer Wichtigkeit. Er ließ deshalb bald nachher den General Neuwied mit einem ſtarken Corps dahin aufbrechen,

folgte dieſem ſpäter nach, und ſtellte die wenigen zurückbleibenden Truppen unter des Prinzen von Bevern Befehl. Daun trat den Rückmarſch nach Böhmen an, ſendete aber gleichfalls Truppen nach Sachſen.

Prinz Heinrich war inzwiſchen in Sachſen nicht unthätig geblieben. Anfangs ſchien er ſich auf die abſoluteſte Defenſive beſchränken zu wollen, doch ſuchte er dadurch ſeine Gegner nur ſorgloſer zu machen. Feldmarſchall Serbelloni ſtand damals mit 25,000 Oeſtreichern zwiſchen Dresden und Freiberg, der Prinz Stolberg mit 20,000 Mann Reichstruppen zwiſchen Chemnitz, Zwickau und Altenburg. Zur Verbindung Beider war eine verſchanzte Poſtenreihe an der Mulde aufgeſtellt worden. Prinz Heinrich, deſſen Truppen anfingen Mangel zu leiden, zog am 11. Mai ganz unbemerkt 21 Bataillone und 52 Schwadronen zuſammen, rückte damit am folgenden Tage gegen Döbeln vor, überſchritt hier die Mulde auf vier verſchiedenen Punkten, überwältigte die feindlichen Poſten, drang bis Freiberg vor und trennte dadurch ſeine beiden Gegner, deren bedrohte Flügel eiligſt zurückgezogen wurden. Serbelloni bezog jetzt eine Stellung hinter der Weißeritz, zwiſchen Dippoldiswalde, Rabenau und Dresden. Prinz Heinrich bezog mit dem Hauptcorps ein verſchanztes Lager bei Pretſchendorf, ſchob den General Seydlitz mit einer Abtheilung bis Reichſtadt vor, ließ den General Hülſen Stellung bei Wilsdruff nehmen, und ſtellte den General Bandemer bei Oederan auf, um die Bewegungen der Reichstruppen zu beobachten. Zur Nachahmung dürfte ein ſolches Verfahren nicht zu empfehlen ſeyn, aber der Prinz wußte was er ſeinen beiden indolenten Gegnern bieten durfte, und verweilte unangefochten einige Wochen in dieſen Stellungen. Nur General Bandemer zog ſich an der Flöhe durch Unvorſichtigkeit ine kleine Schlappe zu, weshalb der Poſten in Oederan ver=

ſtärkt und verſchanzt wurde. Da Prinz Stolberg eigentlich im Rücken der preußiſchen Armee ſtand, deren Front gegen die Weißeritz gewendet war, forderte ihn Serbelloni fortwährend zu Angriffen auf, was auch einige Bewegungen der Reichstruppen gegen Chemnitz zur Folge hatte. Dieſe Truppen zeigten jedoch ſo wenig Kampfluſt daß Prinz Heinrich, der im Juni einige Verſtärkungen aus Mecklenburg erhalten hatte, einen Angriff auf die Reichsarmee beſchloß. General Seydlitz wurde mit 8 Bataillonen und 27 Schwadronen dazu beſtimmt, was die Geringſchätzung dieſer Gegner genugſam zu erkennen giebt und manches erklärt was ſonſt unerklärlich ſeyn würde. Sein entſchloſſenes Vordringen gegen Altenburg, mit einer Demonſtration gegen Chemnitz, war hinreichend den Prinzen Stolberg zum ſchleunigen Rückzuge bis hinter Hof zu bewegen, wobei ihm General Belling mit den Huſaren tüchtig zuſetzte. Dies geſchah in den letzten Tagen des Juni. Erſt jetzt zeigte Serbelloni einige Regſamkeit, und ließ den 27. die Stellung des Prinzen Heinrich auf mehreren Punkten bedrohen, was aber ohne Erfolg blieb, dieſen vielmehr noch kühner machte und zur Entſendung des Generals Kleiſt gegen Brix bewog, wo dieſer ſtarke Contributionen eintrieb. Die Reichsarmee wurde nun aufs Neue zum Vorrücken aufgefordert, machte aber den 17. Juli ſchon bei Schneeberg Halt, da Seydlitz mit ſeinem Corps bei Zwickau ſtehen blieb. Auch hier glaubte ſich Prinz Stolberg nicht ſicher, nachdem er erfahren hatte daß Kleiſt bei Marienberg angekommen ſey. Der Rückzug wurde alſo ohne Verweilen wieder angetreten, und unter lebhafter Verfolgung bis Baireuth fortgeſetzt, worauf Seydlitz wieder nach Zwickau zurückging. Letzterer wurde den 29. zu einem größeren Einfalle in Böhmen befehligt, und ſollte ſich mit General Kleiſt vereinigen. Beide marſchirten gegen Teplitz, ſtießen hier auf ein weit ſtärkeres Corps unter dem General Fürſten Lichtenſtein, welchen Serbel-

loni dort aufgeſtellt hatte, und zogen ſich mit einigem Verluſt bis Porſchenſtein zurück. Dieſer kleine Unfall ermuthigte den Prinzen Stolberg über Eger und Karlsbad nach Dresden zu marſchiren, wo er den 6. Sptbr. ſich mit den Oeſtreichern vereinigte. Er hatte, durch Zurücklaſſung des Generals Roſenfeld mit 3000 Mann bei Hof, die Reichsländer gegen fernere Streifereien zu ſchützen geglaubt, ſahe ſich darin aber getäuſcht, denn General Belling hatte die Kühnheit, mit 3 Bataillonen 18 Schwadronen von Zwickau aus einen Streifzug bis Baireuth zu machen, über Eger und Karlsbad in Böhmen einzufallen, wo er überall ſtarke Contributionen eintrieb, und dann unangefochten über Königswarthe, Johanngeorgenſtadt nach Marienberg zurückkehrte.

Im Laufe des Septembers änderten ſich jedoch die Verhältniſſe in Sachſen bedeutend. Der Hofkriegsrath war über Serbelloni's bisherige Unthätigkeit ſehr unzufrieden und ließ ihn durch den General Haddik ablöſen, der jetzt bei Dresden eine Macht von 68 Bataillonen, 126 Schwadronen vereinigt, und außerdem bei Teplitz und Altenberg noch zwei Corps von zuſammen 18 Bataillonen 45 Schwadronen aufgeſtellt fand. In Schleſien ſahe Daun der Belagerung von Schweidnitz müßig zu. Man glaubte alſo in Sachſen die Offenſive ergreifen zu müſſen, wozu die Schwäche des Prinzen Heinrich und die Vereinzelung ſeiner Streitkräfte bei Porſchenſtein, Pretſchendorf und Wilsdruff einzuladen ſchien. Am 27. September ſetzten ſich die Oeſtreicher und Reichstruppen auf allen Punkten in Bewegung und rückten konzentriſch in der Richtung auf Freiberg vor. Prinz Heinrich bekam indeß durch ſeine Kundſchafter zeitig genug Nachricht von dieſem Vorhaben, ging mit der Hauptmacht auf Freiberg zurück, und ließ den General Hülſen eine Stellung bei Meißen nehmen, was zwar nicht

ohne einige hitzige Gefechte, doch aber ohne erhebliche Verluſte ausgeführt wurde. Da Prinz Heinrich bei Freiberg nur 20,000 Mann hatte, und hier wenigſtens mit doppelt ſo ſtarker Macht angegriffen werden konnte, ſtanden die Angelegenheiten der Preußen allerdings ungünſtig genug. Haddik wollte aber ſeinen Zweck durch bloße Manöver erreichen und jeden Entſcheidungskampf vermeiden; er ließ deshalb die Preußen vom 1. bis 13. October in Ruhe. Erſt am 14. und 15. kam es bei Freiberg und Meißen zu Gefechten, in deren Folge der Prinz die Gegend von Freiberg verließ und ein Lager bei Reichenbach (1½ Meile rückwärts) bezog. Hülſen mußte einen Theil ſeiner Truppen nach Noſſen ſchicken. Haddik begnügte ſich vorläufig mit den errungenen Vortheilen und ruhte auf ſeinen Lorbeeren. Die Reichsarmee nahm Stellung bei Freiberg und wurde durch öſtreichiſche Truppen bis auf 49 Bataillone 68 Schwadronen verſtärkt. — Der Fall von Schweidnitz war dem Prinzen Heinrich bereits bekannt. Er wußte daß der König ihm Verſtärkungen ſchicken und bald ſelbſt nachkommen werde. Auch Haddik hatte aus Schleſien Verſtärkungen zu erwarten. Die Behauptung des größern Theils von Sachſen war dem Prinzen bisher gelungen, doch befürchtete er mit Recht daß ſein Bruder über die letzten Unfälle ihm zürnen werde. Er mochte hierbei an den alten Fürſten Leopold und an Keſſelsdorf denken, und faßte den kühnen Entſchluß ſeine Gegner bei Freiberg anzugreifen. Mit 29 Bataillonen und 60 Schwadronen rückte er den 29. October zum Angriffe vor. Das Terrain und die Stellung des Feindes waren ihm genau bekannt. Das Vorrücken der Preußen geſchah in vier getrennten Colonnen, die zwar durch Bodenhinderniſſe aufgehalten nur nach und nach zum Angriffe gelangten, ſich aber gegenſeitig gut unterſtützten, und den Feind mit Verluſt von 7000 Mann und 28 Geſchützen aus dem Felde ſchlugen. Dieſer Sieg war die letzte Waffenthat von

Bedeutung. Die Reichsarmee zog ſich nach Böhmen zurück, Haddik vereinigte ſeine Truppen bei Dresden, und wartete auf die verheißene Verſtärkung. Zwei Tage ſpäter traf aber auch General Neuwied mit einem preußiſchen Corps ein, und jetzt hatte Prinz Heinrich ein entſchiedenes Uebergewicht, welches er zu neuen Einfällen in Böhmen benutzte, wo in Saatz ein großes Magazin zerſtört wurde. Nach Ankunft des Königs (6. November) wurde General Kleiſt mit 6000 Mann in die Reichsländer entſendet. Derſelbe drang über Bamberg bis Würzburg und Nürnberg vor, und kehrte am Schluſſe des Jahres über Erfurt und Weimar nach Sachſen zurück. Mit Ausnahme von Dresden kam ganz Sachſen in die Gewalt der Preußen, wofür der König die Grafſchaft Glatz wieder eintauſchte. Dieſer denkwürdige Krieg wurde alſo da beendigt wo er begonnen hatte, und Friedrich verlor trotz mancher ſchweren Unfälle nicht einen Fußbreit Landes.

Ueber die Kriegführung dieſes großen Feldherrn haſt Du in den früheren Briefen bereits genug geleſen. Seine übergroße Kühnheit ſtürzte ihn zuweilen in Gefahren, denen er unterliegen zu müſſen ſchien. Aber die noch größere Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit im Unglück vereitelte manche voreilige Hoffnung ſeiner Gegner. Die unbeugſame Härte des Königs hat ihn gegen ſeine Unterfeldherrn — die eigenen Brüder nicht ausgenommen — oft ungerecht gemacht, und die Liſte dieſer Ungerechtigkeiten iſt ſo groß daß man an ſeinem Charakter irre werden könnte. Vergeſſen wir indeß nicht daß eben dieſe rückſichtsloſe Härte in der ganzen Generalität eine Spannkraft erhielt, durch welche es allein möglich geworden iſt aus dieſem höchſt ungleichen ſiebenjährigen Kampfe als Sieger hervorzugehen. Gerade das Gegentheil davon erblickt man in der öſtreichiſchen und franzöſiſchen Armee. *Hierin liegt der Haupt-*

ſchlüſſel zu den räthſelhaften Erfolgen des Königs. — Aber noch eines Umſtandes muß ich gedenken, er betrifft die Beibehaltung der Magazinverpflegung. Dieſelbe brachte wie die Lineartaktik in die ganze Kriegführung eine ſo ſchwerfällige Künſtlichkeit, daß Derjenige nothwendig im Vortheil bleiben mußte, welcher die damit verbundenen Schwierigkeiten und Nachtheile am geſchickteſten zu überwinden und zu beſeitigen verſtand. Das beſſer organiſirte Armeefuhrweſen und die eiſerne Disciplin der Preußen ſicherten dieſe Vortheile, und hieraus entſprang eine große Ueberlegenheit. Unſere modernen Kriegskünſtler pflegen aber von ſolchen unſcheinbaren Dingen wenig Notiz zu nehmen, weil dabei von Zahlen, Linien und Winkeln ganz abgeſehen werden muß.

Von des Prinzen Heinrich Kriegführung habe ich Dir nur wenige Bruchſtücke mitgetheilt. Er iſt lange Zeit der Abgott mancher Theoretiker geweſen, weil er in der Vertheidigung Großes geleiſtet hat ohne dabei viel auf das Spiel zu ſetzen. Dieſe unblutigen ſtrategiſchen Siege werden von Vielen als das Höchſte der Kunſt betrachtet, gegen welche ſich Napoleon's blutige Kriegführung etwas ungeſchickt ausnimmt. Die Lobſprüche Friedrich's haben jene Anſicht noch feſter begründet. Daß Prinz Heinrich einer der größten Feldherrn geweſen unterliegt keinem Zweifel, ob er aber ein größerer als Friedrich war bleibt dahingeſtellt, denn er befand ſich weder in ſo verzweifelten Lagen, noch laſtete eine gleich große Verantwortlichkeit auf ihm. An Talent hat Heinrich ſeinen königlichen Bruder vielleicht übertroffen, denn er machte weniger Fehler; an Charakterſtärke dürfte er ihm aber nicht gleichkommen, und dieſe giebt faſt immer den Ausſchlag. In Bezug auf die Verhältniſſe unter welchen Prinz Heinrich den Vertheidigungskrieg zu führen hatte, ſteht er vielleicht als unerreichbares Muſter da. Wer aber ſo

wie er operiren wollte, würde ſich auch Gegner bedingen müſſen wie die ſeinigen waren. Seinem Ruhme thut das keinen Abbruch, denn unter anderen Verhältniſſen würde der Prinz auch anders gehandelt und gewiß ebenfalls das Zweckmäßigſte getroffen haben. Für die Bereicherung der Wiſſenſchaft iſt es aber von Wichtigkeit, jene eigenthümlichen Verhältniſſe ſtets im Auge zu behalten, damit man nicht Verfahrungsarten blindlings nachahme, die nur für jene Verhältniſſe geeignet waren. Im Kriege giebt es ſehr wenig poſitive Wahrheiten.

Vier und siebenzigster Brief.

Olymp, den 22. December 1844.

Beerenhorſt über die alten Griechen und die neuen Deutſchen. Ein Beſuch bei Xenophon; Schilderung desſelben. Unterredung mit ihm über Friedrichs d. Gr. Taktik, Mängel derſelben. Einiges über die griechiſche Phalanx und römiſche Legion, über das Maſſen- und Linienſyſtem der Neuern. Aufgabe der heutigen Taktiker. Xenophon über das Verhalten und Verſparen der Kräfte im Kriege bis zum entſcheidenden Moment. Weshalb die Ruſſen im Kaukaſus ſo geringe Fortſchritte machen. Kunſt und Naturalismus. Worin die wahre Kunſt beſteht. Das Ermüdungs- und Vernichtungsprinzip in ihrer Wechſelwirkung.

Seit lange hatte ich Freund Beerenhorſt nicht geſehen der, wenn ich an ſeine Thüre klopfte, jederzeit auf Excurſionen geweſen war. Das machte mich neugierig weshalb ich ihn ſchriftlich um eine Unterredung bat. Die Antwort war kurz und enthielt nur die wenigen Worte: „Sie finden mich jeden Vormittag bei der griechiſchen Biene, Nachmittags bei Charon und Abends bei Münchhauſen.“ — Die griechiſche Biene ſummte mir fortwährend vor den Ohren, ohne daß ich errathen konnte wer damit gemeint ſey. Zu Charon war mir vorläufig der Weg verſchloſſen, und Münchhauſen aufzuſuchen hatte ich kein Verlangen. Endlich klärte mich Scharnhorſt auf, indem er mich daran erinnerte daß Xenophon, ſeiner literariſchen Thätigkeit halber, den Beinamen der griechiſchen Biene erhalten, weil er aus Thatſachen Honig zu ziehen verſtanden habe. Wie aber Beerenhorſt mit dieſen drei ganz heterogenen Geiſtern in täglichem Verkehr ſtehen könne, begriffen wir Beide nicht und be-

ſchloſſen daher unſeren Freund in früheſter Morgenſtunde zu überraſchen.

Wir fanden Beerenhorſt in einem Morgenanzuge à la grecque, ſein Zimmer im attiſchen Geſchmack meublirt. Bei unſerem Eintritte legte er den olympiſchen Beobachter aus der Hand und ging uns einige Schritte entgegen. Mit ſeinem ganzen Weſen ſchien eine Veränderung vorgegangen zu ſeyn, denn ſtatt der Sarkasmen, die ſonſt wie elektriſche Funken auf ſeiner Zungenſpitze ſpielten, floſſen die zierlichſten Worte von ſeinen Lippen und ſollten über unſer plötzliches Eintreten eine Freude ausdrücken, welche er in dieſem Augenblicke ſchwerlich empfinden mochte. „Wir haben zu unſerem Beſuche dieſe frühe Stunde wählen müſſen — begann **Scharnhorſt** — weil Sie zu anderen Zeiten nicht zu treffen ſind und ich, wie Sie wiſſen, ein Recht habe von Ihren Beſchäftigungen Kenntniß zu nehmen.“ — **Beerenhorſt.** „Ich weiß das, Herr General, und ehre den Grund dieſer Maßregel, die ja nur bezwecken ſoll die geiſtigen Potenzen einander näher zu bringen, ohne die Freiheit des Einzelnen zu beſchränken. Aber weshalb haben Sie mich nicht lieber bei Xenophon aufgeſucht oder in Charon's Rotunda? Hier ſehen Sie mich nur mit dem olympiſchen Beobachter beſchäftigt, deſſen Lectüre mir die Verdauung des Frühſtücks erleichtern ſoll. Xenophon's Honig würde Ihnen gewiß beſſer munden. Soll ich die Herren bei ihm vielleicht anmelden? Die nächſte Stunde findet mich bereits in den attiſchen Gefilden.“ — **Ich.** „Darf man wiſſen was Sie eigentlich dort treiben? Xenophon, Charon und Münchhauſen paſſen doch im Grunde ſo wenig zu einander wie Honig, Scheidewaſſer und Senf.“ — **Beerenhorſt.** „Gut charakteriſirt, Freund Clauſewitz, zumal in Betreff des Scheidewaſſers, und Münchhauſen kann ſich durch den Senf nur geſchmeichelt fühlen. Doch laſſen wir das jetzt.

Wie finden Sie meine Toilette á la grecque? Steht ſie mir nicht beſſer als der preußiſche Haarzopf, den ich überhaupt ſchon vor der Jena'ſchen Kataſtrophe abgelegt, und nur bei feierlichen Anläſſen zu Ehren einer großartigen Vergangenheit wieder angelegt habe, um meinen Pappa und den großen Friedrich nicht zu betrüben." — **Ich.** „Sie ſind aber doch kein Grieche, Beerenhorſt, warum legen Sie nicht lieber die eigentlich deutſche Tracht an?" — **Beerenhorſt.** „Die eigentlich deutſche Tracht? Ich kenne ſie nicht. Oder meinen Sie vielleicht die kurzen Röcke und die langen Bärte, womit die jungen Deutſchen oder die deutſchen Jungen einher ſtolziren? Nun, beim Zeus! wenn die Leute glauben daß Deutſchlands künftiges Geſchick durch ſolche Lappalien beſtimmt werden könne, befinden ſie ſich in einem ſehr ſpaßigen Irrthume! Gegen die Tracht hätte ich nicht viel einzuwenden, ſie iſt kleidſamer als das franzöſiſche habit habillé, eine Benennung die den ganzen Unſinn zur Genüge ausdrückt. Aber die Geſinnung welche ſich bei den Meiſten hinter dieſer Tracht verbirgt iſt nichts weniger als deutſch, ſie iſt helleniſch, und ich kleide mich deshalb jetzt helleniſch um die deutſche Geſinnung beſſer zu pflegen." — **Scharnhorſt.** „Da Sie in letzter Zeit ſo viel mit Xenophon verkehrt haben, darf ich wohl um eine Erklärung der helleniſchen Geſinnung bitten, damit ich unſere deutſchen Landsleute kennen lerne. Ich bin ſtets der Anſicht geweſen, daß man nicht anders ſcheinen ſolle als man denkt und empfindet."

Beerenhorſt. „Die Hellenen, ihr Herren, waren bekanntlich von ſehr verſchiedener Art. Ihr Wiſſen ſchillerte zwiſchen athenienſiſcher Gelehrtheit und böotiſcher Dummheit in allen Farben. In den Sitten gab es dieſelben Verſchiedenheiten. Selbſtſucht war der Grundzug ihres Charakters, ſie ſprach ſich mit der Aufgeblaſenheit eines altdeutſchen Reichsſtädters

aus. Jeder wollte Herr im eigenen Hauſe ſeyn, keinem Ande=
ren gehorchen, ſeinen Willen höchſtens der Stimmenmehrheit
unterwerfen. Nur die Spartaner machten hiervon eine Aus=
nahme, hatten Sinn für wahres Gemeinweſen, wurden aber für
Ariſtokraten gehalten. Die wahre Ariſtokratie hat ſtets nach
einer zweckmäßigen Gliederung der Volkskräfte geſtrebt, um da=
durch ihr vereintes Wirken nach einem großartigen politiſchen
Ziele möglich zu machen. Die Demokratie will das angeblich
zwar auch, zerſplittert aber ihre Kräfte durch den vorherrſchen=
den Egoismus und verfehlt deshalb das Ziel. Die künſtliche
Miſchung dieſer beiden politiſchen Elemente iſt es hauptſächlich
geweſen, was Rom den Sieg über Griechenland und über den
größten Theil der damals bekannten Erde verſchafft hat. Das
Streben nach Selbſtſtändigkeit iſt gewiß ſehr lobenswerth, bei
den Individuen ſowohl wie bei moraliſchen Perſonen. Man
verwechſelt aber die Selbſtſtändigkeit häufig mit gänzlicher Un=
abhängigkeit, und Letztere iſt es hauptſächlich wornach unſere
modernen Volksmänner ſtreben. Geſetz und Recht ſind für ſie
nur Vehikel der eigenen Deſpotie; werden ihnen dieſe Schran=
ken des Eigenwillens unbequem, ſo treten ſie eigenmächtig aus
dem Kreiſe innerhalb deſſen ſie ſich bewegen ſollen. Daß das
Wohl des Ganzen durch die Unterwürfigkeit des Einzelnen be=
dingt werde, beſtreiten ſie mit aller Macht in Worten und in
der That. Jede Corporation, jeder Stand, jede Stadt, jeder
Staat unſeres mühſam wieder zuſammengeflickten deutſchen Ge=
ſammtvaterlandes haben immer nur das eigene Wohl im Auge,
und kümmern ſich gar wenig um das Gemeinwohl. Wer ihren
Privilegien zu nahe tritt wird als Erbfeind angeſehen und an=
gefochten. So trieben es die Hellenen, ſo treiben es heute noch
die Deutſchen, obſchon die Erfahrungen in den letzten drei Jahr=
hunderten ſie klüger gemacht haben könnten.“

Scharnhorſt. „Sie übertreiben gern, Beerenhorſt, das Jahr 1813 hätte Sie eines Beſſeren belehren ſollen.“

Beerenhorſt. „Sprechen Sie mir nicht davon; eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und ein einziges Kriegsjahr ändert nicht den Volkscharakter. Welchen Nutzen haben uns jene blutigen Anſtrengungen gebracht? Die alte Zerfahrenheit im Innern dauert fort; die Machtloſigkeit nach Außen ſpricht ſich bei jeder Gelegenheit aus. Wann hat der deutſche Bund ein kräftiges Wort geſprochen? Wo ſind deſſen Geſandte accreditirt? Welches iſt ſein allgemeines Erkennungszeichen? In Frankfurt ſitzen die Herren und ſprechen und ſchreiben. Welche ausländiſche Macht kümmert ſich darum? Die Hälfte des Jahres ſind Ferien. Heißt das nicht ſo viel als: das Staatsſchiff wird abgetakelt? Ich bin kein Freund vom Laviren, wann es Zeit iſt mit vollen Segeln zu fahren oder die Archimediſche Schraube in Bewegung zu ſetzen, und vom Bugſiren mag ich noch weniger etwas hören. Weshalb begründet man keine Centralregierung mit ſouverainer Gewalt? Ohne Einheit des Willens von oben iſt dieſe Vielköpfigkeit nicht zu beherrſchen.“

Scharnhorſt. „Das würde die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Bundesſtaaten aufheben, worin Deutſchlands innere Stärke beſteht. Oder wollen Sie lieber die Mediatiſirung aller Fürſten und die Begründung eines neuen Kaiſerthums mit unumſchränkter Gewalt? Das wäre ein Pis-aller. Die Centraliſation pflegt die Demoraliſation ſtets im Gefolge zu haben. Wo Alles nach einem Ziele jagt ſtößt Einer den Andern auf die Seite ſobald er ihm in den Weg tritt. Gehen Sie nach Frankreich um die Schattenſeiten der Centraliſation kennen zu lernen. In Rußland ſind ſie noch ſchärfer ausgeprägt. Sie beſchuldigen die Volksmänner des Egoismus und mögen darin nicht ganz unrecht haben, denn die wenigſten welche ſich „Män-

ner des Volks" nennen verdienen dieſe Benennung. Bei den wahren Patrioten geht der Egoismus im Patriotismus auf, oder tritt beſcheiden in den Hintergrund. Deutſchlands Verfaſſung iſt unzweifelhaft eine gute; man ſorge nur dafür daß immer und überall in dem Geiſte ihrer Begründer gehandelt werde."

Ich. „Wir haben aber immer noch nicht erfahren, was Sie ſo anhaltend zu Xenophon geführt hat. Sind es politiſche oder militäriſche Angelegenheiten?"

Beerenhorſt. „Beides. Der eben ſo weiſe als tapfere Athenienſer lehrt mich die Gebrechen der altgriechiſchen Staatsverfaſſung kennen und die der neudeutſchen verſtehen. Wir unterhalten uns aber auch über Militärverfaſſungen und über den zweckmäßigſten Gebrauch der Truppen in allen vorkommenden Fällen. Es hat mich verdroſſen daß mir König Friedrich zu ſeinen militäriſchen Unterhaltungen keine Einladung geſchickt hat, und da ſuche ich mich auf andere Weiſe ſchadlos zu halten. Des Morgens gehe ich mit Xenophon die Gefechtsformen und Kampfweiſen der Infanterie aller Zeiten durch. Nachmittags iſt Charon ſo gefällig mir die Bilder verſchiedener Schlachten vorzuzaubern; Abends ergötze ich mich über Münchhauſen, der unerſchöpflich iſt in Erfindung von Mitteln die nach ſeiner Behauptung unfehlbar zum Siege führen ſollen, aber etwas nach dem Salze ſchmecken das man Sperlingen auf den Schwanz ſtreut um ſie zu fangen. — Doch ich vergeſſe daß Xenophon mich um dieſe Stunde erwartet; wollen die Herren mich begleiten? Ich kann zum Voraus verſichern daß Sie willkommen ſeyn werden."

Scharnhorſt und ich waren mit dieſem Vorſchlage zufrieden. Beerenhorſt hieß jeden von uns auf einem Armſeſſel mit

Rollen Platz nehmen, die hinter einander geſtellt wurden, er ſelbſt ſetzte ſich vor uns auf einen dritten. Ein Federdruck bewirkte unſere Verſenkung in einen unterirdiſchen Gang der ſich bald als Tunnel auswies. Hier wurden die drei Armſeſſel auf die Schienen einer atmoſphäriſchen Eiſenbahn gebracht, auf welcher wir in wenig Minuten eine Strecke von ungefähr 10 deutſchen Meilen zurücklegten. Am Ende dieſer Bahn ſtand Xenophon's Landhaus umgeben von reizenden Gartenanlagen. Statt der ohrenzerreißenden Signalpfeife der gewöhnlichen Dampfwagen kündigte ein langgezogener lieblicher Waldhornton unſere Ankunft an, worauf die Gartenpforte ſich von ſelbſt öffnete. Eine fröhliche Jagdmelodie ſagte dem Beſitzer daß gute Freunde im Anzuge wären, und auf dieſes zweite Signal erſchien der Herr des Hauſes an der Thür des Gartenſalons.

Xenophon iſt ein Mann von mehr als mittler Größe; das goldblonde Haar umwallt den ſchönſten Kopf den ich je geſehen habe. Zwei dunkelblaue Augen funkeln unter der ſanft gewölbten freien Stirn wie Abendſterne am wolkenleeren Himmel, und geben dem ganzen Geſicht einen eben ſo ernſten als edlen Ausdruck. Die Naſe iſt fein gebogen; den Mund umſchwebt ein graziöſes Lächeln ohne alle Ziererei. So trat der ſchöne Athenienſer mit männlich ſtolzer Haltung uns freundlich entgegen und hieß uns herzlich willkommen. Seine Stimme iſt wohltönend, die Sprache ſeines Landes und ſeiner Zeit (er ſpricht nur altgriechiſch) klingt faſt wie melodiſcher Geſang. Selten habe ich eine einfachere, ausdrucksvollere Redeweiſe vernommen. Er ſpricht weder in kurzen Sentenzen, noch in lang ausgeſponnenen Sätzen, ſondern bündig und doch fließend, in gefälliger Abrundung und doch kräftig. Viel mag davon auf Rechnung der Biegſamkeit und Eleganz der Sprache des klaſſiſchen Alterthums zu ſetzen ſeyn, aber man hörte es ſeinen Worten an daß

ſie aus dem Munde eines Mannes kamen, der als Menſch und Krieger, als Philoſoph und Staatsbürger, — unſere Schulmeiſter würden hinzuſetzen „als Theoretiker und Praktiker“ — zu den Erſten und Beſten ſeiner Zeit gehörte. — Ich kann nicht bergen daß Xenophon's Erſcheinung einen bezaubernden Eindruck auf mich machte. Auch Scharnhorſt war überraſcht und warf mir einige Blicke zu, die ſein Entzücken über dieſen Heros eines glänzenden Zeitalters zu erkennen gaben. Die Unterhaltung kam augenblicklich in Gang und verbreitete ſich ſchnell über die intereſſanteſten Gegenſtände, wie das immer zu geſchehen pflegt wenn Männer von Geiſt, Gemüth und reicher Erfahrung zuſammen kommen, um ihre Anſichten gegen einander auszutauſchen. Eine kurze Anſpielung auf Griechenlands und Deutſchlands politiſche Zuſtände brachte uns bald näher. Xenophon verglich ſie mit Scharfſinn, fand eine große Aehnlichkeit in den geiſtigen Bewegungen der Griechen und Deutſchen, ſtellte aber den Charakter unſerer Landsleute ungleich höher, und folgerte daraus daß eine Unterjochung der Deutſchen ungleich ſchwieriger ſey. Die Neugriechen nannte er die entarteten Söhne einer im Harem des Sultans erzogenen Mutter, welche von der Milch deutſcher Ammen ernährt werden müßten, um nicht geiſtig zu verkümmern, da die altklaſſiſche Koſt für ſie ganz ungenießbar ſey. Merkwürdiges Geſchick eines Volks das ſeine frühere Geſchichte nicht einmal in der Mutterſprache leſen kann, und die Großthaten ſeiner Urahnen ſich von deutſchen Profeſſoren erzählen laſſen muß! Und dieſes Volk kann gegen ſeine uneigennützigſten Wohlthäter auch noch undankbar ſeyn?

Das Geſpräch lenkte ſich gar bald auf militäriſche Gegenſtände, und ich erlaubte mir an Xenophon die Frage: ob er Friedrichs d. Gr. Feldzüge einer Prüfung unterworfen habe, und was er von deſſen Taktik halte? Die Antwort war etwas

ausweichend und ſchien andeuten zu wollen, daß Friedrich ein größerer Stratege als Taktiker geweſen ſey. Natürlich begnügte ich mich damit nicht und ſuchte ein beſtimmteres Urtheil zu erhalten. Der Athenienſer wußte aber mit attiſcher Feinheit den eigentlichen Fragepunkt zu umgehen. Endlich kam mir Scharnhorſt durch die abſichtlich hingeworfene Bemerkung zu Hilfe: daß der König die Feuertaktik doch unſtreitig auf die höchſte Stufe ihrer Ausbildung gebracht habe. Jetzt fing der Grieche Feuer und ich will Dir ſogleich ſeine Antwort herſetzen.

Xenophon. „Wir Alten, wie man uns zu nennen beliebt, hatten viel weniger Zerſtörungsmittel als die Neueren. Immer aber haben wir in unſeren größeren Gefechten und Schlachten die Nothwendigkeit gefühlt, daß man auf Mittel bedacht ſeyn müſſe die Entſcheidung nach Umſtänden zu verzögern oder zu beſchleunigen. Denn wie oft tritt nicht der Fall ein daß man in der nächſten Stunde auf anſehnliche Verſtärkung rechnen kann; wäre es da nicht fehlerhaft, die Entſcheidung des Gefechts vorher zu ſuchen? Auch der Gegner kann Verſtärkungen erwarten, von deren baldiger Ankunft man Kenntniß hat; wäre es da nicht fehlerhaft die Entſcheidung nur einen Augenblick zu verzögern? Das Verzögerungsmittel ſind die leichten Truppen zu Fuß, welche den Feind umſchwärmen, mit einem Hagel von Geſchoſſen überſchütten, ſeine Ordnung zu ſtören, ſeine Angriffsbewegungen zu unterbrechen, ihn überhaupt zu ermüden ſuchen, ohne ſich ſelbſt dabei einer erheblichen Gefahr auszuſetzen, indem ſie jedem ernſten Angriffe ausweichen. Das Beſchleunigungsmittel des Sieges beſteht in Bereithaltung eines ganz zuverläſſigen Truppentheils (der Reſerve), welcher im Momente der Entſcheidung plötzlich in das Gefecht gezogen wird, auf einem Punkte wo ſchon ſein bloßes Erſcheinen eine moraliſche Wirkung hervorbringen muß. Von

ſolchen Mitteln gewahrt man aber nichts in den Schlachtordnungen dieſes großen Feldherrn. Seine Armee ſteht in zwei oder drei langen dünnen Schlachtlinien, die Cavalerie meiſt auf beiden Flügeln, die Artillerie im Vordertreffen eingetheilt. In dieſer Ordnung und zuweilen mit Zurückhaltung eines Flügels — was der König dem Epaminondos nachgeahmt zu haben ſcheint — rückt die Armee zum Angriffe vor. Das Feuer beginnt ſogleich auf der ganzen Linie mit großer Heftigkeit, ſobald nämlich die Geſchütze den Truppen ſchnell genug folgen können, und von der Wirkung dieſes Feuers hängt der Erfolg ab, wenn dieſer nicht ausnahmsweiſe durch die eben ſo zahlreiche als gute Cavalerie herbeigeführt wird. Das iſt ganz gut und dem Zwecke vollkommen entſprechend, ſobald man auf ſchnelle Entſcheidung ausgehen kann und keinen ſehr nachhaltigen Widerſtand zu befürchten hat, aber niemals ausreichend unter anderen Verhältniſſen. Mir ſcheinen alſo die taktiſchen Mittel des Königs nicht allen Anforderungen zu entſprechen, und ein Feldherr muß das ihm Fehlende durch ſein Genie zu erſetzen ſuchen; darüber ſind aber die Herren wohl mit mir einverſtanden, daß in dieſer Beziehung noch manches zu wünſchen bleibt."

Ich. „Zugegeben daß die damalige Schlachtordnung der Armeen dieſe Gebrechen wirklich gehabt habe und zum Siege nicht vollſtändig ausgerüſtet geweſen ſey, ſo muß ich doch bemerken daß die griechiſchen Phalangen dergleichen Mittel in noch geringerem Grade darboten, eigentlich nur eine Nährung des Gefechts durch die Maſſe geſtatteten, und ganz und gar nicht manövrirfähig waren. Dieſer ſtarre Pikenwald, von einigen Haufen Schleuderer und Bogenſchützen umgeben, erſcheint in ſeiner taktiſchen Wirkung wie ein vielköpfiges Ungeheuer, das aber nur gerade vor- oder rückwärts gehen kann, und noch dazu

des ebenſten Bodens bedarf um ſeine Ordnung, ſeinen inneren Zuſammenhang nicht zu verlieren.“

Xenophon. „Dieſe Schilderung paßt nur auf die Phalanx in ihrer erſten Jugend. Aber man irrt wenn man dieſe Maſſe von beiläufig 4000 Pikenträgern mit Helmen, Panzern und großen Schilden verſehen für ſo unbehilflich hält. Sie zerfiel in 16 Syntagmen, wovon 2 eine Pentakoſiarchie, 4 eine Chiliarchie bildeten. Jedes Syntagma beſtand aus 256 Mann in 16 Gliedern, ſtellte ein gleichſeitiges Viereck dar und war die taktiſche Einheit der Phalanx. Unter ſich durch Zwiſchenräume von mehrern Schritten getrennt, glich die Phalanx einem deutſchen Regimente zu Fuß im 16. oder 17. Jahrhundert, hatte aber den Vorzug daß die Leichtbewaffneten vor der Front in größerer Anzahl vorhanden waren, und ſich gleichwohl mit Leichtigkeit durch die Zwiſchenräume zurückziehen konnten, ſobald man die ſtoßfertige Maſſe wirkſam werden laſſen wollte. Aber ſo iſt es nicht geblieben. Die Spartaner ſtellten ſich gleich anfangs nur in 12 Gliedern auf, wir ahmten dies bald nach. Später wurde bei dem Fußvolke noch eine Mittelgattung errichtet, die Peltaſten, welche leichtere (runde) Schilde führten, eine Art zweites Treffen bildeten, aber auch hinter oder auf den Flügeln der Phalanx aufgeſtellt wurden. Die Glanzperiode der griechiſchen (eigentlich mazedoniſchen) Taktik, inſofern ſie durch die Formation zum Gefecht bedingt wird, iſt zu Alexanders Zeiten geweſen, wo die Phalangen ſich in 8, ſogar in 6 Gliedern aufſtellten, viel beweglicher waren, die Leichtbewaffneten ſehr zweckmäßig vor der Front verwendeten um den Hauptſtoß vorzubereiten, der nachher von friſchen Phalangen geführt wurde. Ich muß wiederholt bemerken, daß uns weniger Zerſtörungsmittel zu Gebote ſtanden, daß wir unſere Kämpfe faſt immer mit Spieß und Schwert ausfochten, wobei der verurſachte

Schaden an den Schilden, Stoß- und Hiebwaffen kein geringfügiger Gegenſtand war, und friſche Kämpfer mit ſcharfen Waffen zuletzt ein Uebergewicht erhielten, wodurch die tiefere Ordnung vollkommen gerechtfertigt erſcheinen dürfte. Will man die Zweckmäßigkeit einer Kampfordnung beurtheilen, ſo muß man in den Geiſt derſelben eindringen, und den Maßſtab der Kritik nicht ausſchließlich an die todte Form legen."

Scharnhorſt. „Ich könnte dieſen Schlußſatz zu Gunſten der Taktik unſeres großen Königs auslegen, deren lebendigen Geiſt gewiß Niemand verkennen wird. Doch möchte ich jetzt nicht darauf zurückkommen, ſondern lieber ein griechiſches Urtheil über die römiſche Legion vernehmen, welche in jeder Beziehung beſſer organiſirt geweſen ſeyn dürfte."

Xenophon. „Auch die taktiſche Formation der Römer hat verſchiedene Phaſen zu durchlaufen gehabt, und war zu Cäſars Zeiten unſtreitig am beſten. Doch iſt der Unterſchied zwiſchen der Phalanx und der Legion keineswegs ſo bedeutend geweſen, wie die Neueren gemeinhin anzunehmen belieben. Kämpften die Römer in großen Ebenen, ſo waren ſie wie wir bemüht dem Feinde ſtarke und volle Linien entgegen zu ſtellen, indem ſie die Manipel — ſpäter die Cohorten — des zweiten Treffens in die Lücken des erſten Treffens rücken ließen, wodurch die Legion eine Formation erhielt wie ſie auch die Phalanx in der Ebene hatte *). Machten die Unebenheiten des Bodens die Beibehaltung einer ſo dicht geſchloſſenen Ordnung unmöglich, oder

*) Ein Manipel hatte im Durchſchnitt 120 Mann in 10 Gliedern. Eine Cohorte wurde ſpäter aus vier Manipeln gebildet, welche man hinter einander ſtellte. Frontgleiche Zwiſchenräume in jedem Treffen und eine Tiefe von 10 Gliedern blieb lange allgemeiner Grundſatz.

(Der Verfaſſer.)

geboten die Umſtände eine größere Ausdehnung der Front, ſo ſtellten auch wir die Syntagmen, Pentakoſiarchien, oder nach Befinden die Chiliarchien, mit ſehr großen Abſtänden neben einander, wodurch die Formation einer Phalanx zum Gefecht große Aehnlichkeit mit der Formation einer Legion erhielt. Aber einen weſentlichen Vorzug muß ich der Legion zugeſtehen, den nämlich daß die ſogenannte Wiederherſtellung des Gefechts beſſer begründet war als bei uns. Wir Griechen ſuchten unſere Hauptſtärke in der dicht geſchloſſenen Schaar der Phalangiten, und betrachteten die Peltaſten als ein geregeltes leichtes Fußvolk, hauptſächlich beſtimmt Flanken und Rücken zu decken, oder die Schleuderer und Bogenſchützen zu unterſtützen. Suchte der Feind mit uns handgemein zu werden, ſo mußten die Phalangiten ihm entgegen rücken, deren gewaltigem Stoße nur ſchwer zu widerſtehen war. Hatten aber die Phalangiten das Gefecht einmal begonnen, ſo blieb der Erfolg ganz allein von ihrer Ausdauer abhängig, es gab kein anderes Mittel neuen Unfällen vorzubeugen, wenigſtens kein ſehr ſicheres. Die Römer hingegen ließen wie wir das Gefecht durch die Schleuderer und Bogenſchützen eröffnen; wurden dieſe zurück getrieben, ſo gingen ſie durch die Zwiſchenräume hinter das dritte Treffen der Legion, in deſſen Zwiſchenräumen ſie ſich ſammelten. Das Vordertreffen, die Haſtaten, nahmen ſofort das Gefecht auf; waren ſie ermüdet oder nicht mächtig genug den Feind zu werfen ſo rückten ſie in die Lücken des Mitteltreffens (der Prinzipier) oder umgekehrt, je nachdem die Verdichtung der Kampflinie vorwärts oder rückwärts bewirkt werden ſollte. Bisweilen zogen ſich die Haſtaten auch hinter die Linie der Prinzipier zurück. Gelang es auch dieſen nicht den Feind zu überwältigen, dann kamen die Triarier (das Hintertreffen) an die Reihe, deren Manipel durchgehends aus älteren im Kampfe erprobten Männern beſtanden, die zwiſchen Sieg oder Tod kein Mittelding kannten.

Dieſe dreifache Steigerung des Widerſtandes oder Angriffs, durch das Vorrücken friſcher und immer beſſerer Truppen, betrachte ich als einen weſentlichen Vorzug, welcher aber durch die Bildung der Cohorten verloren ging, indem jede einzelne Cohorte aus vier Arten Fußvolk beſtand, die ſich nicht mehr auf gleiche Weiſe abzulöſen, ſondern das Gefecht nur noch zu nähren vermochten. Der Vortheil der Cohortenbildung war alſo mehr ein formeller, indem die Legion durch Verminderung ihrer (ſtärker gewordenen) taktiſchen Einheiten eine leichtere Verwendung erhielt, und dadurch im Ganzen beweglicher wurde."

Scharnhorſt. „Dergleichen Subtilitäten in der Gefechtsmechanik mögen damals ihren beſonderen Werth gehabt haben. Gegenwärtig würde aber weniger darauf zu geben ſeyn, denn die Kanonenkugeln machen keinen Unterſchied zwiſchen einem alten, jungen, guten oder ſchlechten Soldaten. Die Kanonenſchlachten der Neueren ſtellen ganz andere Bedingungen, an die taktiſche Formation der Truppen ſowohl als an ihre Verwendung."

Xenophon. „Die taktiſche Formation der Truppen im Gefecht hat ſich ſeit dem allgemeinen Gebrauche dieſer großartigen Zerſtörungsmittel gleichwohl nicht auffallend verändert. Oder vielmehr man hat, wenn man die letzten drei Jahrhunderte in Betrachtung nimmt, alle bei den Alten übliche Schlachtordnungen der Reihe nach in Anwendung gebracht, was ungefähr dasſelbe iſt. Ich kann alſo in Hinſicht auf das Formelle nicht begreifen, welchen Einfluß die allgemeine Anwendung der Feuerwaffen auf die Kampfſtellung gehabt haben ſoll. Zu der Zeit wo die Feuerwaffen noch in großer Minderzahl gebraucht, und nur einige wenige ſehr ſchwerfällige Geſchütze mit ins Feld genommen wurden, ſtanden die Truppen entweder in langen aber ſehr ſtarken L i n i e n mit großen Zwiſchenräumen, oder in großen

Colonnen von außerordentlicher Tiefe. Die Compagnien oder Fähnlein bildeten die taktiſchen Einheiten der Linien, waren in Deutſchland anfangs 500 Mann ſtark und ſtanden gewöhnlich in 10 Gliedern, weshalb man jedes Treffen — deren es aber damals ſelten mehrere gab — eine Colonnenlinie nennen möchte. Die eigentlichen Colonnen wurden meiſtens aus ganzen Regimentern gebildet, und hatten eine Tiefe von durſchnittlich 50 Gliedern. Dergleichen unbehilfliche Maſſen hat ſelbſt Philipp von Mazedonien nicht gebildet, der doch bekanntlich ein großer Freund ſtarker taktiſcher Formen war, die Peltaſten ſich den Phalangiten hinten anſchließen ließ und der Phalanx dadurch eine 24gliedrige Stellung gab. Jenes Maſſenſyſtem haben die Deutſchen bis in die Mitte ihres 30jährigen Religionskrieges beibehalten, und ſind dann zu Anfang des folgenden Jahrhunderts ſogleich zu den ausgedehnten Linienſtellungen übergegangen, die nur eine Tiefe von 4 oder 3 Gliedern hatten. Auch die Römer haben, zu Kaiſer Trajan's Zeiten, bei ihren Legionen die Gliederzahl bis auf 5 oder 6 vermindert, ſich gepanzerter Bogenſchützen bedient, ſehr lange Schlachtlinien gebildet, und die Lücken derſelben durch ihre Schießmaſchinen ausgefüllt. So vertauſchte man eine Unbehilflichkeit mit der anderen. Iſt das aber wohl ein Fortſchritt zu nennen?"

Ich. „Der Uebergang zu der Linienſtellung, welche den Typus der Taktik des vorigen Jahrhunderts abgiebt, iſt hauptſächlich durch die weſentlichen Verbeſſerungen des kleinen Feuergewehrs entſtanden und dürfte ſich von ſelbſt rechtfertigen. Diejenige Partei, welche dieſe neue Bewaffnung der Infanterie zuerſt annahm, mußte ihr auch eine Aufſtellung anweiſen die eine größere Feuerwirkung möglich machte. Die Gegner gewahrten die Vortheile ſo ausgedehnter Feuerlinien und ahmten dieſes Beiſpiel nach. So iſt die Linientaktik in Gebrauch gekommen."

Xenophon. „Aber wenn der Grundſatz richtig iſt, daß die Aufſtellung der Truppen zum Gefecht jedem Einzelnen, oder doch der großen Mehrheit, den Gebrauch der Waffen geſtatten müſſe, weshalb hat man die Linienſtellung nicht beibehalten? Das gegenwärtige Jahrhundert hat ganz andere taktiſche Erſcheinungen hervorgerufen. Zuerſt kamen die Bataillonscolonnen in Gebrauch, dann bildete man zuweilen Colonnen aus ganzen Regimentern, Brigaden, ſogar aus Diviſionen. Gleichwohl wurde die Artillerie immer beweglicher und beſſer. Welche ungeheure Verheerungen müſſen nicht ihre Geſchoſſe in den dichten Maſſen angerichtet haben?"

Scharnhorſt. „Es läßt ſich nicht ableugnen, daß die Maſſenbildung oft zur Unzeit angewendet worden iſt, und dem Zwecke dann wenig entſprochen hat. Aber, meine Herren, vergeſſen wir nicht daß die Taktik jedes Volks und jedes Zeitalters aus Grundſätzen und Gebräuchen zuſammengeſetzt iſt, und deshalb nicht ausſchließlich als Produkt der Intelligenz betrachtet werden darf. Ich habe vorher nur geſagt daß Friedrich d. Gr. die Feuertaktik auf die höchſte Stufe der Ausbildung gebracht habe, damit aber keineswegs ein Urtheil über ihren Werth oder Unwerth fällen wollen. Die preußiſche Infanterie war damals jeder anderen an Diſciplin und Feuerfertigkeit überlegen. Dies rechtfertigte ihre Verwendung in langen und dünnen Linien, deren Beweglichkeit nach damaligen Begriffen groß genug war um die damit verbundenen Nachtheile auszugleichen. Eine zahlreiche und meiſt ſehr gut geführte kampfluſtige Cavalerie trug zu dieſer Ausgleichung weſentlich bei. Der König hat mit dieſer Taktik viele Schlachten gewonnen, und die Taktik welche den Feind ſchlägt iſt am Ende doch die beſte."

Xenophon. „Ein ſo wiſſenſchaftlich gebildeter Kopf wie der Ihrige, mein lieber General, ſollte wohl nicht ein ſolches

Endurtheil ſprechen. Der Sieger hat nur auf dem Schlachtfelde Recht, aber ſein Verfahren hält nicht immer Stand vor dem Forum der Kritik, welche den Werth einer Thatſache ſorgfältig zu ermitteln hat. Am wenigſten darf man aus einigen glücklichen Erfolgen allgemeine Grundſätze ableiten wollen. Nach den Urſachen des Sieges forſchen wird immer ſehr belehrend ſeyn. Das formelle Verhalten des Siegers nachahmen iſt aber nur unter ganz gleichen Umſtänden und Verhältniſſen rathſam. Gerade hierin muß die Kritik mit größter Vorſicht verfahren damit ſie nicht zu falſchen Schlüſſen führe, und der gedankenloſen Nachahmung taktiſcher Verfahrungsarten das Wort rede."

Scharnhorſt. „Ich bin mißverſtanden worden und habe nur ſagen wollen, daß der König mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln ausgereicht habe. Dieſe Mittel ſelbſt möchte ich nicht unbedingt in Schutz nehmen, ſonſt würde ich mit meinen eigenen Grundſätzen in Widerſpruch gerathen."

Beerenhorſt. „Ich bitte mir auch eine Bemerkung zu erlauben. Die Regel die den Feind ſchlägt iſt allerdings die beſte; nur darf man dabei nicht überſehen daß dieſe Regel erſt dann poſitiven Werth erhält, wenn ſie in der Mehrheit der Fälle anwendbar iſt und ihre Anwendung ſtets in unſerer Gewalt bleibt. In wiefern dies bei den formell-taktiſchen Grundſätzen König Friedrichs der Fall geweſen, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Es will mich aber bedünken daß man mit den damaligen Mitteln jetzt nicht weit reichen würde."

Ich. „Dieſer Anſicht tritt wohl Jeder von uns bei. Die Taktik hat aber auch eine pſychologiſche Seite. Haben gewiſſe Formen und Verfahrungsarten im Gefecht wiederholt zum Siege geführt, ſo begründet ſich dadurch ein gewiſſes Vertrauen zu ihnen, das man nicht gering anſchlagen darf.

Friedrich's Soldaten würden ſich mit innerem Widerſtreben in Bataillonscolonnen gegen den Feind haben führen laſſen, und jedes in Schwärmen aufgelöſte Bataillon würde ſich als verloren betrachtet haben. Umgekehrt würde aber auch die heutige Infanterie eine große Abneigung haben, ſich überall und bei jeder Gelegenheit nur in entwickelter Linie verwenden zu laſſen. Das ganze Menſchengeſchlecht ſtrebt nach einer gewiſſen Freiheit im Handeln, die innerhalb gewiſſer Grenzen nur erſprießlich ſeyn kann. Auch der Soldat mag nicht mehr eine mechaniſch abgerichtete Schießmaſchine ſeyn; er will ſich freier bewegen, aus den ſich darbietenden Lokalitäten Vortheile ziehen, von ſeinen Kräften einen vielſeitigen Gebrauch machen. Man muß ihm alſo mehr Spielraum gönnen. Dieſen neuen Anforderungen haben mithin auch die zu wählenden Gefechtsformen zu entſprechen. An keine Form ſich ſklaviſch binden, ſondern einer jeden ſich nach Umſtänden bedienen, in jeder ſich mit Sicherheit bewegen und ſchlagen, das ſcheint mir die Aufgabe der heutigen Taktik zu ſeyn."

Xenophon. „Wohl geſprochen, mein werther Herr, und nun zu etwas Anderem."

Beerenhorſt. „Meinen Sie vielleicht zum Frühſtück? Die beiden Herren ſind noch nüchtern und ſollen mich nachher zu Charon begleiten, deſſen Küche nicht alle Tage auf ſolche Gäſte eingerichtet iſt."

Xenophon. „Ich habe in Wahrheit daran nicht gedacht und werde ſogleich die nöthigen Befehle geben. Unſere Unterhaltung braucht aber deshalb wohl nicht unterbrochen zu werden. Meine Abſicht war eigentlich, das Geſpräch auf die Urſachen der geringen Fortſchritte zu lenken, welche die Ruſſen im Kaukaſus, die Franzoſen an Afrika's Nordküſte machen. Von

Jupiter durch beſondere Vorrechte begünſtigt, iſt es mir geſtattet ganz nach Gefallen Ausflüge auf die Erde zu machen, wo ich jede beliebige Geſtalt annehmen darf. Von dieſem Vorrechte habe ich in neueſter Zeit mehrmals Gebrauch gemacht, um mich von den dortigen Verhältniſſen genauer zu unterrichten. Ich darf wohl vorausſetzen daß meine lieben Gäſte mit den Ereigniſſen daſelbſt bekannt ſind, und werde mich deshalb auf einige allgemeine Bemerkungen beſchränken können.

„Dieſe beiden europäiſchen Großmächte führen den Unterwerfungskrieg ſeit mehrern Jahren mit überlegnen Kräften und kommen dem Ziele gleichwohl nicht näher. Sollte man da nicht glauben dürfen daß die Kunſt, dem Naturalismus gegenüber, im Nachtheil ſtehe? Dieſe Anſicht fängt in der That an, in vielen ſonſt vorurtheilsfreien Köpfen Wurzel zu faſſen, wodurch ein Mangel an Vertrauen, eine Mißachtung der Kunſt begründet werden kann. Ich glaube nicht daß ein ſolches Mißtrauen gerechtfertigt ſey. Aber wir müſſen uns vorerſt über den Begriff der Kriegskunſt verſtändigen.

„Aus dem höchſten Geſichtspunkte betrachtet, will die Kriegskunſt durch Gewalt und Liſt den Gegner zur Unterwerfung nöthigen, oder — im defenſiven Verhältniß — dieſer Schmach durch Anwendung ähnlicher Mittel ſich entziehen. Wer ſeiner Ueberlegenheit ſich bewußt zu ſeyn glaubt, verſchmäht in der Regel die Liſt. Der Schwächere hingegen nimmt zu ihr gern ſeine Zuflucht und gewinnt dadurch an intenſiver Stärke. Auf dieſe Weiſe gleicht ſich oft das Machtverhältniß aus, ohne daß der Stärkere es gewahr wird. Daß die Liſt, von welcher ich hier ſpreche, nicht in Anwendung gewöhnlicher Täuſchungsmittel beſtehe, glaube ich bemerken zu müſſen. Es iſt die Liſt der Schlange im Kampfe mit dem Löwen; nämlich das Ver-

halten und Verſparen der Kräfte für den entſcheidenden Moment. Je umfänglicher die Zeiten und Räume ſind in welchen eine Handlung vor ſich geht, deſto mehr giebt es ſolcher Momente, und es kommt nun darauf an dieſelben richtig zu erfaſſen und geſchickt zu benutzen. Ein Krieg, der vorausſichtlich nicht durch einige gewaltige Schläge beendigt werden kann, bietet ſolcher Momente in Menge dar; ein Feldzug hat deren ſchon bedeutend weniger, ein einzelnes Gefecht noch weniger. Der Krieg beſteht aber nicht blos in einer Reihe von Gefechten, in Angriff und Vertheidigung befeſtigter Punkte, ſondern er begreift auch alle Handlungen in ſich welche indirekt zum Ziele führen, und insbeſondere das ganze Leben auf dem Kriegsſchauplatze. Wäre der Krieg nur ein Kampf im engern Sinne des Wortes, ein Kampf zwiſchen bewaffneten Menſchen die ſich gegenſeitig zu tödten oder zu verwunden trachten, ſo würde man mit den gewöhnlichen taktiſchen, ſtrategiſchen und fortifikatoriſchen Künſten ausreichen, und eine Ueberlegenheit darin müßte auch ein beträchtliches Uebergewicht geben, mithin Anwartſchaft auf ſchnelle und glückliche Beendigung des Krieges, wenigſtens unter den materiellen und numeriſchen Verhältniſſen der Ruſſen und Franzoſen. Aber der Krieg iſt ein Kampf der alle Kräfte und Mittel in Bewegung ſetzt, und die darin vorkommenden Gefechte ſind nicht in jedem Kriege von gleicher Bedeutung hinſichtlich ihrer Folgen. Das iſt in den beiden Kriegen von welchen ich ſpreche ganz beſonders der Fall, und man darf ſich deshalb nicht ſehr verwundern, wenn die überlegenen taktiſchen Mittel der Ruſſen und Franzoſen zu keinen größeren Reſultaten führen. Was kann es in der That für erheblichen Nutzen bringen den Feind von einem Punkte, von einer Höhe, aus einem Thale vertrieben zu haben, ſo lange er die Freiheit behält nach mehreren Seiten auszuweichen, und überall faſt dieſelben Terrainvortheile findet? Wären ſeine Ver-

luſte an Getödteten unverhältnißmäßig größer, ſo ließe ſich das Ende eines ſolchen Vernichtungskampfes vorausſehen. Allein die Freiheit des Ausweichens vermindert die Verluſte an Menſchen, und da der Sieger aus anderen Rückſichten von der Verfolgung nicht nur bald ablaſſen, ſondern in den meiſten Fällen ſogar wieder zurückkehren muß, iſt das ſtrategiſche Reſultat dieſer Gefechte faſt Null.

„Von der pſychologiſchen Seite betrachtet verwandeln ſich indeß dieſe Nullen in Ziffern zu Gunſten des ſcheinbar Beſiegten. Er gewahrt nämlich daß dieſes blutige Kampfſpiel ihm keinen erheblichen Schaden bringt; daß der Sieger ſeinen einfachen Waffenſieg nicht nach Gefallen ausbeuten kann; daß eine ſchnelle Entſcheidung des Krieges ſich nicht erzwingen läßt, weil ihm keine Schwerpunkte dargeboten werden, deren Erſchütterung oder Verluſt das Gleichgewicht der Kräfte weſentlich zu ſtören vermöchte. Dieſe Schwerpunkte ſind: große Streitmaſſen mit allem Zubehör; volkreiche Städte die als Centralpunkte der öffentlichen Meinung, der Induſtrie und des Reichthums betrachtet werden können. Solcher Schwerpunkte giebt es aber weder im Kaukaſus, noch in dem erreichbaren Theile des nördlichen Afrika's. Man hütet ſich weislich Alles auf einen Wurf zu ſetzen, und erſcheinen auch zuweilen anſehnliche Streitmaſſen im Felde, ſo hindern ſie weder Geſchütz- noch Wagenzüge ſich augenblicklich nach allen Winden zu zerſtreuen. Es giebt alſo kein Mittel dieſe Gegner zu Entſcheidungsſchlachten unter für ſie ſehr ungünſtigen Verhältniſſen zu zwingen.

„Da wird nun der Blick ganz unwillkürlich auf die Mittel zur Fortſetzung des Krieges gerichtet, d. h. auf die Ergänzung des Abgangs an Streitern, Waffen und Munition. Ruſſen und Franzoſen haben Ueberfluß daran, das können ihre Gegner

ſich nicht verhehlen und dieſer Umſtand iſt für ſie bedenklich. Dieſer materielle Unterſchied muß alſo ausgeglichen werden, beſonders bei den Kaukaſiern wo er am empfindlichſten iſt. Hier öffnet ſich der kriegeriſchen Intelligenz ein weites Feld, vorzüglich geeignet unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Vom waffenfähigen Jünglinge bis zum Greiſe ſtellt im Kaukaſus jeder ſeinen Mann; die ganze männliche Bevölkerung iſt durchweg kriegeriſch gebildet. Das gleicht beinahe ſchon die Streiterzahl aus, weil von Seiten der Ruſſen noch größere Maſſen als die bereits in Thätigkeit geſetzten keine Mittel zum Unterhalte finden würden, und das Maximum ſchon mehrmals überſchritten worden zu ſeyn ſcheint. Der einzelne Streiter iſt aber im Kaukaſus nicht nur mit beſſeren Waffen verſehen, ſondern verſteht ſie auch geſchickter zu führen. Dieſe größere Kampfgeſchicklichkeit des Einzelnen, den Ruſſen gegenüber, deren Stärke vornehmlich in ihrer feſten taktiſchen Ordnung beſteht und im Gebrauche ihres Geſchützes, findet in den dortigen Terrainverhältniſſen eine außerordentlich ſtarke Stütze, und ſtellt in den meiſten Fällen nicht nur das Gleichgewicht her, ſondern verleiht den kaukaſiſchen Kriegern ſogar ein Uebergewicht, begründet ſogar eine moraliſche Ueberlegenheit. Was muß hiervon die Folge ſeyn? Allmäliges und immer größer werdendes Vertrauen in die Wirkſamkeit der angewendeten Kampfmittel auf der einen, das Gegentheil davon auf der anderen Seite.

„Aus dem was ich hier geſagt habe geht ſcheinbar noch nicht hervor, daß die Kunſt dem Naturalismus überlegen ſey. Iſt es aber nicht ein wenig anmaßend wenn wir den Kaukaſiern alle künſtleriſche Befähigung zum Kriegführen abſprechen und ſie nur als Barbaren betrachten? Im Punkte der Civiliſation mögen ſie vielleicht als Barbaren gelten; im Punkte des Kriegführens aber ſind ſie ſo gründlich durchgebildet als ihre

Gegner, und übertreffen ſie in mancher Hinſicht, denn der Gedanke wie ſie dem Gegner am empfindlichſten ſchaden können füllt ihre ganze Geiſtesthätigkeit aus. Völkerſchaften, bei denen ſeit Menſchengedenken der Krieg gegen mächtige Nachbarn die Hauptbeſchäftigung geweſen iſt, denen Alles feil iſt nur nicht ihre Waffen und Pferde, welche ſie ſterbend noch zu vernichten trachten damit ſie vom Feinde nicht benutzt werden können; ſolche Völkerſchaften ſind gewiß eben ſo gute Kriegskünſtler, und es ſteht ihren Gegnern nicht wohl an ſie als ſolche gering zu achten. Ob man ſich der Kanonen oder Flinten bediene, in geſchloſſener Ordnung oder in ungeregelten Haufen fechte, das ändert nichts in der Sache. Die Kunſt ſoll über Stoff und Form frei ſchalten, nicht aber ſich von ihnen Feſſeln anlegen laſſen. Man unterwerfe doch einmal die Züge und Unternehmungen der Kaukaſier einer kritiſchen Analyſe, um ſich zu überzeugen daß ſie allen Anforderungen der Kriegskunſt genau entſprechen. Die ſorgfältigſten Erkundigungen über die Stärke, Verfaſſung und den Zuſtand ihrer Gegner gehen voraus. Die Zeit des Aufbruchs, die Richtung und Dauer des Marſches werden genau erwogen und berechnet, die Lagerplätze mit Sorgfalt gewählt und gut bewacht. Auf dem Marſche ſelbſt theilt man ſich in mehrere Haufen, jeder derſelben hat ſeinen Führer der von einigen Getreuen begleitet ein Stück voraus reitet. Die Augen ſind ſtets auf ihn gerichtet, es herrſcht bei aller Ungebundenheit die größte Stille. Legt der Führer den Finger an den Mund ſo macht die Schaar Halt; deutet er auf die Erde ſo ſpringt Alles von den Pferden; winkt er ſo ſprengt der Haufe an ihn heran. Die Spuren der Gegner werden genau unterſucht und ſtets richtig beurtheilt, die eigenen Spuren ſuchen die Kaukaſier wo es nur angeht zu verwiſchen, indem ſie oft ganze Strecken in den Flußbetten reiten und dieſe an einer Stelle verlaſſen wo der Hufſchlag nicht ſichtbar wird. Scheitert

ein Ueberfall ſo entgehen ſie faſt immer der Verfolgung. Bei Gefechten in welchen nur Fußvolk anzuwenden iſt, verfahren die Kaukaſier mit noch größerer Geſchicklichkeit. Ihre Schüſſe treffen faſt immer das Ziel und ſind meiſt auf die höheren Befehlshaber gerichtet. Trotz ihrer Neigung zum Handgemenge verſchmähen ſie es nicht Verhaue anzulegen und ihre engen Thäler methodiſch zu vertheidigen. Bei Angriffen auf verſchanzte Punkte ſind ſie eben ſo geſchickt als verwegen. Ueberhaupt wiſſen ſie die meiſten Vortheile ſtets auf ihre Seite zu bringen, und weichen lieber freiwillig zurück wo das nicht ſeyn kann. Werden die Kaukaſier ſelbſt mit einem Angriffe bedroht dem ſie ſich nicht gewachſen fühlen, ſo werden ſie durch ein falſch verſtandenes Ehrgefühl ſich niemals in ein ganz ungleiches Gefecht einlaſſen. Sie verſtehen ſich meiſterhaft darauf die ſtarken und ſchwachen Seiten und Momente ihrer Gegner zu erſpähen, und da es ihnen faſt nie an Raum zum Ausweichen gebricht, weichen ſie ſo lange dem Zuſammenſtoße aus, bis der Moment gekommen iſt wo ſie das allgemeine Gefecht mit Vortheil beginnen können, das ſie alsdann mit Aufbietung aller Kräfte führen und ſelten unterliegen.

„Ich frage die Herren ob das weniger Kunſt ſey, als was wir bei den Gegnern wahrnehmen? Gewalt und Liſt, Tapferkeit und Klugheit, Ausdauer und Gewandtheit, erſcheinen bei dieſen Völkern überall im ſchönſten Einklange; ihre Beurtheilung der Kräfte und Mittel iſt ſchärfer, die Berechnung ihrer Wirkungen und Folgen iſt ſicherer. Verdient das nicht unſere Bewunderung? Wohl mag es ſchwieriger ſeyn größere Truppenmaſſen mit gleicher Geſchicklichkeit zu bewegen und im Kampfe zu leiten. Iſt aber ein lebensgroßes Bild deshalb ein größeres Kunſtwerk als ein Miniaturbild, blos weil es größer erſcheint? Den ſichern Weg zum Ziele, das rechte Mittel

zum Zwecke finden und benutzen, das iſt bei jeder Handlung das Künſtleriſche, es möge ſich geſtalten wie es wolle. Ueberblicken wir nun die oberſte Leitung in dieſem Kriege, ſo iſt nicht zu verkennen daß die Ruſſen alle Urſache haben ihren Gegnern größeres Talent zuzugeſtehen. Eben ſo wenig iſt zu verkennen, daß in dieſem Kampfe die Verhältniſſe ſtärker ſind als die Menſchen und ihrer Kunſt zu ſpotten ſcheinen, was man zur Zeit nicht genug gewürdigt hat; die Ruſſen werden noch lange ſich fruchtlos bemühen dieſe Verhältniſſe theilweiſe günſtiger zu geſtalten, ſo weit das von ihnen abhängt, und die fortſchreitende Civiliſation wird ſpäter das Beſte thun müſſen um den möglichen Eroberungen einigen Halt zu geben.

„In Afrika iſt es nur wenig anders. Die klimatiſchen Verhältniſſe und die Bodenbeſchaffenheit wirken gleich nachtheilig auf die Anwendung überlegener Gewaltmittel, wozu dort allerdings ein größerer Spielraum iſt. Indeß möchte der Kampf dort eher zu Ende geführt werden können als im Kaukaſus. Die Geringſchätzung des Gegners iſt keine der unbedeutendſten Urſachen, weshalb die Ruſſen und Franzoſen bisher ſo unerhebliche Reſultate erzielt haben, und dieſe Geringſchätzung hat keinen andern Grund als den daß man bei Beurtheilung der kriegeriſchen Verhältniſſe zu lange den europäiſchen Maßſtab angelegt hat. Von dieſem Irrthume ſind die Franzoſen früher zurückgekommen als die Ruſſen, und das muß ihnen mit der Zeit auch größere Vortheile bringen.“

Keiner von uns hatte gegen Xenophon's Auffaſſung der Verhältniſſe in dieſen beiden Kriegen etwas zu bemerken, wir mußten uns vielmehr ſagen daß wir das wahrhaft Künſtleriſche im Benehmen der angegriffenen Völker bisher nicht genug gewürdigt hatten. Für mich war es eine Art Genugthuung aus

dem Munde eines ſo hochgebildeten Feldherrn des klaſſiſchen Alterthums zu vernehmen, daß das Ermüdungsprinzip ein überaus wichtiges Element des Krieges ſey, und dem von der Gegenpartei ſo beharrlich angewendeten Vernichtungsprinzip ein ſtarkes Gegengewicht gebe. Der Kampf des Löwen mit der Schlange iſt ein gutes Sinnbild. Gern hätten wir das Geſpräch über dieſen intereſſanten Gegenſtand noch fortgeſetzt, aber Beerenhorſt trieb uns zum Aufbruche an, und ſo ſchieden wir von Xenophon mit dem Verſprechen uns künftig öfterer zuſammen zu finden. Das Weitere im nächſten Briefe.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 24. Januar 1845.

Ein Beſuch bei Charon. Seine Rotunda. Verſtohlene Blicke in Deutſchlands Zukunft. Des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen. Bilder aus verſchiedenen Zeiten. Die abſolute Knechtſchaft. Die abſolute Freiheit. Deutſchland einig und ſtark.

Ich wollte meinen heutigen Brief eigentlich mit einer Beſchreibung der Neujahrsfeierlichkeiten beginnen, welche dieſesmal etwas grau melirt waren, muß aber davon abſehen um Dir nicht Beſorgniſſe einzuflößen, die hoffentlich unbegründet bleiben werden. Soviel kann ich Dir indeß vertrauen, daß die Verſammlung der Gratulanten eben ſo zahlreich als ſtürmiſch war, daß Jupiter mit Bittſchreiben und Beſchwerden aller Art überhäuft wurde, und daß es den ruhigen Beobachter dieſes Treibens im hohen Grade betrüben mußte wahrzunehmen, daß viele der Petenten den Kindern glichen welche ſich zum Spielzeug ſcharfe Meſſer und ſpitzige Gabeln erbitten. Eine ſolche Gährung der Gemüther, ein ſolches Durcheinander der auftauchenden Ideen, vom Egoismus beſudelt, vom Mißtrauen getrübt, iſt mir im Olymp lange nicht vorgekommen, und Merkur hat Auftrag erhalten große Beſtellungen auf Hauſenblaſe zu machen, um den Aufklärungsprozeß zu beſchleunigen. Beerenhorſt rieth ihm zu Scheidewaſſer, Merkur meinte aber er wiſſe damit nicht umzugehen und wolle ſich nicht die Finger verbrennen. Dem ſey wie ihm wolle, auf einige ungewöhnliche Erſcheinungen in dieſem Jahre magſt Du immer gefaßt ſeyn, denn es bereiten ſich große Dinge vor. Meinem Verſprechen gemäß will ich Dir

jetzt über unſeren Beſuch bei Charon berichten, der uns einmal einige verſtohlene Blicke in Deutſchland's Zukunft thun ließ.

Du kennſt bereits die geheimnißvolle Rotunda des alten Oberpförtners aus früheren Briefen. Eines der Seitenkabinette hatte er mir bisher ſorgſam verſchloſſen; es trug die Ueberſchrift: „Des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen, den Schickſalsmächten hoffend übergeben.“ — Auf dieſen Vers laſſen ſich viel Variationen machen. Heute begebe ich mich aber aller Abſchweifungen, und will Dir ganz einfach erzählen was ich geſehen habe. Das geheime Kabinet, welches ich betreten durfte, gleicht einem Diorama das in einer Reihe von Tableau's die in gewiſſen Zeiträumen ſich zutragenden Schickſale ganzer Völker darſtellt. Jedes dieſer Tableau's oder Zeitbilder läßt an dem Beſchauer die Ereigniſſe von zweimal ſieben Jahren vorüber gehen, was unſeren Olympiaden entſpricht und die Gegenwirkungen des guten und böſen Princips andeuten ſoll, die in der Zahl Sieben enthalten ſind. Der von Charon vor uns aufgerollte Zeitraum erſtreckte ſich bis an das Ende dieſes Jahrhunderts, enthielt aber ganz verſchiedene Zeitbilder, ſo daß ich mich beim erſten Ueberblick an **Charon** ſogleich mit der Frage wendete, welches von dieſen Bildern das rechte ſey? „Je nach Umſtänden,“ erhielt ich zur Antwort, „halten Sie ſich nur an die Ueberſchrift. Unter gewiſſen Umſtänden wird das eine oder das andere Zeitbild zur Wahrheit werden. Wir ſpielen keine Puppenkomödie wo jedes Volk ſich auf vorgeſchriebene Weiſe bewegt. Es ſoll frei ſich aus ſich ſelbſt entwickeln.“ **Ich.** „Wozu aber dann dieſe Zeitbilder? Enthalten ſie nicht eine Vorausbeſtimmung?“ **Charon.** „Nur hinſichtlich der Folgen, nicht aber in Bezug auf die bewegenden Urſachen. Sie ſehen hier keine Marſchroute der Völker. Wohl aber können Sie hier überblicken wohin es führt, wenn

dieſer oder jener Weg eingeſchlagen werden ſollte. Die Wahl des Wegs iſt völlig frei."

Du kennſt meine entſchiedene Abneigung gegen Extreme in der Wirklichkeit, weißt aber auch wie gern ich ſie in thesi nach ihren Folgen betrachte, um die Mittellinie der Wahrheit und Gerechtigkeit herauszufinden. Da ſich mir nun eine ſo ſchöne Gelegenheit darbot, die Geſchichte des laufenden Jahrhunderts in ihrer genetiſchen Entwickelung zu überblicken, bat ich Charon mir die beiden äußerſten Sehröhre zu öffnen. Mein Wunſch ward ſogleich erfüllt.

Das erſte Rohr hatte auf der Deckelklappe die Worte eingegraben: Abſolute Knechtſchaft. Soll ich Dir die dazu gehörigen Zeitbilder aufrollen? Ich will es theilweiſe thun, rathe Dir aber zuvor ein Stärkungsmittel zu nehmen, damit der Schreck nicht allzuheftig auf Dich wirke. Schau dieſes erſte Bild, es ſtellt die gegenwärtige Gährung dar. Was will das Volk? Es weiß es nicht. Was wollen ſeine Sprecher? Die wiſſen's wohl. Der Wunſch nach freiem Gebahren mit allen Kräften ſpricht ſich tauſendfältig aus. Die Gutgeſinnten wollen davon nur Gebrauch machen zum Wohle des Staates und aller Körperſchaften desſelben. Die Anderen verſprechen ein Gleiches haben aber nur ihre eigennützigen Zwecke im Auge, die ſie auf Koſten der kurzſichtigen Gutmüthigkeit ihrer Nebenmenſchen zu fördern gedenken. Man ſchenkt ihnen ein Vertrauen das ſie weder verdienen noch erwiedern, und läßt ſie frei gewähren. — Das zweite Bild zeigt Dir die nächſten Folgen. Die Gutgeſinnten haben wichtige Entdeckungen und Erfindungen gemacht im Gebiete der Wiſſenſchaften und der Künſte; die Induſtrie, alle Gewerbe, Landwirthſchaft und Handel ziehen den mannichfachſten Nutzen daraus. Die Einnahmen des Staates vermehren,

die Abgaben der Einzelnen vermindern ſich. Einige unter ihnen haben mit Eifer und Fleiß an der beſten Regierungsform gearbeitet. Da kommen die Anderen; ſie ſind mit Allem noch nicht zufrieden, denn ihrer Willkür ſteht noch zu viel im Wege. Entſtellung von Thatſachen, Lüge und Verleumdung werden aufgeboten, um den Boden empfänglicher zu machen für den auszuſtreuenden Saamen des Mißtrauens und der Zwietracht. Die Macht des Landesherrn und ſeiner oberſten Rathgeber ſoll beſchränkt, es ſollen ihnen die Mittel entzogen werden Geſetzen Geltung zu verſchaffen, deren Anwendung unangenehm für ihre Uebertreter werden kann. „Haben wir — ſo ſagen ſie — die Geſetze deshalb berathen und ihre Annahme durchgeſetzt, damit ſie die Freiheit unſeres Willens und Thuns beſchränken ſollen? Die Geſetze ſind nur für den nichtdenkenden Haufen; wir, die freien Männer der freien Erde, ſind uns ſelbſt Geſetz und Regel.“ Aber ſie ſagen das nur leiſe unter ſich, und helfen ſich öffentlich mit ſophiſtiſchen Auslegungen der Geſetze zu Gunſten ihrer wahren Abſichten. — Betrachte dieſes dritte Bild; die Folgen entwickeln ſich immer deutlicher. Der Wohlſtand iſt noch im Steigen; mit dem Wohlſtande mehren ſich aber auch Selbſtſucht, Stolz und Uebermuth. Es iſt ſo ſchwer im Glücke weiſe und beſcheiden zu bleiben! Die fürſtlichen Einkünfte ſind auf die Gehalte einfacher Präſidenten herabgeſetzt; ihre Räthe werden noch ſchlechter honorirt. Um den ſtandesmäßigen Aufwand nur einigermaßen beſtreiten zu können, ſind ſie genöthigt auf Nebenerwerb zu ſinnen oder Schulden zu machen. Die Regierungsangelegenheiten werden gleichgiltiger betrieben. Woher ſoll auch noch der innere Trieb kommen? Jeder will ja ſich ſelbſt regieren! Die bewaffnete Macht „dieſen Krebsſchaden der neuern Zeit“ hat man bis auf ein ſcheinbares Etwas reduzirt und ganz verkümmern laſſen. „Wozu noch eine Militärmacht im Jahrhundert der Induſtrie? Haben wir nicht ſelbſt

Arme und Waffen uns zu beſchützen? Der Feind möge nur kommen! Sind wir nicht eben ſo freie Männer wie andere? Hat man jemals geſehen daß ein Volk unterjocht worden wäre, welches den Werth ſeiner Freiheit erkannt hatte und entſchloſſen war dieſelbe zu vertheidigen? Alſo fort mit Allem was nur noch entfernt einem Soldatenſtande ähnlich ſieht!" — So ſprechen die Leute, Einige aus Ueberſchätzung der eigenen Kraft, Andere aus Unkenntniß, und noch Andere in der Abſicht um auch das letzte Mittel zum Widerſtande gegen ihre Umwälzungsplane zu beſeitigen.

Nun ſieh Dir einmal das vierte Bild an, mein Freund, und erinnere Dich der Inſchrift auf der Klappe. Die Franzoſen und Ruſſen haben ihre auswärtigen Eroberungen nur höchſt unvollkommen bewerkſtelligt. Ihre geheimen Emiſſäre ſind inzwiſchen bemüht geweſen, die lieben Deutſchen in ihrer politiſchen Sorgloſigkeit noch mehr zu beſtärken, ſind aber auch den berührten Ereigniſſen nicht fremd geblieben. Deutſchland's Handel und Induſtrie haben ſich mächtig entwickelt und gehoben, ſogar eine Flotte iſt in das Leben getreten, und der Verkehr mit Amerika wird mit jedem Jahre lebhafter. Frankreich, Rußland und England fangen an immer mehr darunter zu leiden; ihre bisherigen Kriege haben ungeheure Summen gekoſtet, ihre Hilfsquellen faſt erſchöpft; der Gewinn an den gemachten Eroberungen in anderen Welttheilen iſt noch überaus ſpärlich; es müſſen noch einige Menſchenalter vergehen, bevor das beſſer wird. — Da treten dieſe Mächte zuſammen. Ihre Blicke richten ſich vereint auf Deutſchland. Es bedarf nur eines Winkes und die Flotte iſt vernichtet, die Häfen ſind zerſtört. Hunderttauſende von Kriegern, im vieljährigen Kampfe geſtählt, an Beſchwerden und Gefahren gewöhnt, mit allen Mitteln zum ſchnellen und entſcheidenden Siege vollkommen ausgerüſtet, im

Beſitze aller Kenntniſſe und Erfahrungen im Kriegführen; — ſo überſchreiten ſie den Rhein und die Weichſel. In Vergleich mit den früheren Erlebniſſen iſt ein Krieg in Deutſchland für ſie zum Kinderſpiel geworden. Die Feſtungen können ſie nicht aufhalten, denn ſie finden kein namhaftes Heer im freien Felde, und die ſchwachen Beſatzungen verdienen kaum eine Beachtung.

Die abſtrakten Ideen und hohlen Phraſen über Vaterlandsvertheidigung ſollen ſich nunmehr in Thaten verwandeln. Die bisherigen Wortführer halten begeiſterte Reden an das Volk, welches ſich erheben ſoll wie Ein Mann. Aber dieſe Reden begeiſtern jetzt Niemand, denn der Feind iſt nicht gekommen Worte, ſondern Kugeln zu wechſeln. Das Volk erhebt ſich zwar, aber nur um mit den Köpfen gegeneinander zu rennen. Denn nirgends zeigt ſich ein ſolider Kern oder tüchtiger Stamm für die bewaffnete Macht; nirgends ſind Vorkehrungen getroffen ein achtunggebietendes Heer mit allem Zubehör zu verſehen; nirgends ſind Männer zu finden die den Krieg und deſſen Führung in allen ſeinen viel verflochtenen Zweigen, mit allen ſeinen Chikanen und Feinheiten zum Hauptgegenſtande ihres Nachdenkens gemacht haben; nirgends finden ſich auch nur theoretiſch gebildete Führer für die einzelnen Abtheilungen des Heeres. Die bewaffneten Schaaren des allgemeinen Aufgebots verſammeln ſich zwar ſchnell genug auf den ihnen bezeichneten Punkten, aber ſie ſind ſogar in den untergeordneten Künſten des Exerzirplatzes nur nothdürftig geübt, und ſorgenvoll richtet ſich ihr Blick auf den heimathlichen Heerd, auf die verlaſſene Familie, auf die ihre perſönliche Fürſorge erheiſchenden Erwerbszweige, die Quellen ihres Wohlſtandes. Nach der Verſammlung der Bewaffneten geht die Hauptverlegenheit erſt an; die Verſammlung iſt ja nichts weiter als das Antreten zum Tanze. Der Tanz ſelbſt ſoll nun erſt beginnen, aber die ungeübten Tänzer fallen über

ihre eigenen Beine und — dem Vis à vis zu Füßen. Die modernen Staatskünſtler, welche in ihrer Weisheit überſehen haben, daß eine geregelte Militärmacht von angemeſſener Stärke und möglichſt kriegeriſcher Tüchtigkeit dem Staatskörper ſo unentbehrlich iſt, wie dem menſchlichen Körper das Knochengebäude, erkennen jetzt ihren gewaltigen Irrthum. Die excentriſchen Kriegskünſtler, welche im ſteten Hinblick auf die Thaten der Tſcherkeſſen und Kabylen von einem ähnlichen Heldentaumel befallen worden ſind, gewahren mit Schrecken daß Verhältniſſe, wie ſie ſich im Kaukaſus und den nördlichen Provinzen Afrika's ganz von ſelbſt darbieten, nicht nach Gefallen am wenigſten aber in Deutſchland hervorzurufen ſind. Aber es iſt bereits zu ſpät. Der Feind ſchreitet unaufhaltſam vorwärts, zerſtreut mit leichter Mühe die bewaffneten Banden, und die lachenden Sieger reichen ſich im Herzen unſeres Vaterlandes die Hände. Unbedingte Unterwerfung iſt das letzte Rettungsmittel, und abſolute Knechtſchaft tritt an die Stelle einer willkürlich gedeuteten und höchlichſt mißgebrauchten Freiheit.

Ich trat hierauf an das entgegengeſetzte Sehrohr, deſſen Klappe die Ueberſchrift hatte: A b ſ o l u t e F r e i h e i t. Eine darunter gravirte Harlekinspritſche ließ mich das für Perſiflage nehmen und machte mich um ſo neugieriger. Ich ſchob die Klappe zurück und fand im erſten Bilde nichts was meine Neugierde befriedigt hätte. Ueberall erblickte ich Ständeverſammlungen in welchen lärmende Debatten gehalten wurden. Die Tribunen waren ſehr geräumig und von Zuſchauern aller Klaſſen ſtark beſetzt, die ihre Theilnahme durch Klatſchen, Pochen und Pfeifen zu erkennen gaben, als befänden ſie ſich in einem Schauſpielhauſe. Wollte ein Präſident Ruhe gebieten ſo wurde er mit faulen Aepfeln geworfen. Man glaubte ſich in einem Meeting zu befinden. In der Mitte der Sitzungsſäle waren Pe-

titionen aufgethürmt. Die Petenten hatten auf den Tribunen Abgeordnete welche mit lautem Geſchrei verlangten, daß die von ihrer Partei eingereichten Bitt- oder reſp. Beſchwerdeſchriften zuerſt vorgenommen werden ſollten. Oftmals kam es unter den Rivalen zu Thätigkeiten ernſter Art. Die Berathungen waren eben ſo ſtürmiſch als oberflächlich; man vernahm die gemeinſten Redensarten und Schimpfwörter. Mißliebige Sprecher wurden ausgepfiffen, oder man ließ ſie gar nicht ausreden. Der Ruf: „vor die Thür mit dem Fürſtendiener!“ gehörte nicht zu den Seltenheiten. Nach Beendigung der Sitzungen war der Tumult noch ärger. Es bildeten ſich Haufen unter dem Volke, welche den mißliebigen Sprechern auflauerten und ſie durchprügelten. Die inneren Angelegenheiten des Landes wurden immer verwickelter, abſorbirten die ganze Thätigkeit der Miniſter, Räthe und Beamteten, welche die Beſchlüſſe der „Volksvertreter“ nur auszufertigen hatten. Widerſprüche häuften ſich auf Widerſprüche, die Geſetzgebung war zur leeren Form geworden. — Unwillig ſchloß ich das Augenglas um das nächſte Bild zu ſehen. Es war eine dunkle Partie wie der „duſtre Keller“ im Berliner Thiergarten. Man unterſchied im Vordergrunde nur einige verdächtige Geſtalten in Mäntel gehüllt, welche ſich einander Zeichen gaben. Im Hintergrunde hörte man Trommeln wirbeln und Gewehrſchüſſe fallen; bald darauf ſahe man Feuerſäulen auflodern. Es war mir als ſähe ich eine große Stadt in Flammen. — Charon verdeckte dieſes Bild, welches immer traurigere Scenen an meinen Augen vorüber gehen ließ. Auch das dritte Bild durfte ich nicht ſehen.

Ohne auf meine Fragen Beſcheid zu erhalten wurde ich an das vierte Zeitbild verwieſen, hier folgt eine kurze Beſchreibung desſelben. Unſer liebes Vaterland hatte einen recht idylliſchen Anſtrich bekommen. Könige und Fürſten gab es nicht mehr;

dagegen ſogenannte Patriarchen, Landvogte, Oberrichter, Bürgermeiſter, und wie die Notabilitäten alle titulirt wurden, im Ueberfluſſe. Das ganze Land zerfiel in unzählige Kreiſe, Landſchaften und Gaue. Die Regierungsform war patriarchaliſch oder wurde wenigſtens ſo genannt. Das Ganze hatte jedoch viel Aehnlichkeit mit einem republikaniſchen Bundesſtaate, nur vermißte man im Volk die Reinheit der altrepublikaniſchen Sitten. Von Außen drohte keine Gefahr. Frankreich war in Afrika und auf der pyrenäiſchen Halbinſel hinreichend beſchäftigt. Rußland war in der Unterwerfung Kleinaſiens begriffen und herrſchte bereits über die europäiſche Türkei und Griechenland. England hatte ſeine Macht in Indien vergrößert und war im Kriege mit China. Man erfreute ſich alſo im Mittelpunkte Europa's eines ſogenannten „ewigen Friedens." Aber das Kriegsfeuer glimmte unter der Aſche. Die Patriarchen mit ihrem ganzen Anhange waren kleine Deſpoten geworden, die alle Aemter durch ihre Nepoten verwalten ließen. Die Städte hatten ſich im Laufe der Zeiten unzählige Privilegien zu verſchaffen gewußt, beſonders die großen Städte; die Oberbürgermeiſter, die Bürger- und Säckelmeiſter waren hochanſehnliche Perſonen mit rothen Geſichtern und dicken Schmerbäuchen. Die Bürger zerfielen nach ihren Gewerben in verſchiedene Rangordnungen, welche nach den damit verbundenen Vorrechten unangemeldet oder angemeldet, täglich, wöchentlich, monatlich, viertel- halb- oder ganzjährlich Zutritt erhielten bei den „Vätern" des Landes oder der Stadt, zuweilen auch von dieſen zur Tafel, zu Aſſembléen oder ſonſtigen Feſten geladen wurden. Bei ſolchen Gelegenheiten wurde mehr als fürſtliche Pracht zur Schau getragen. Zur Beſtreitung dieſes Aufwandes belaſtete man die unteren Volksklaſſen mit kaum erſchwinglichen Abgaben, deren ungenaue Entrichtung mit den härteſten Strafen belegt wurde. Die Polizei war zahlreich und glänzend ausſtaffirt. Soldaten gab es auch,

aber nur wie ehemals in den Reichsſtädten. Die Artilleriſten hatten ſich in Feuerwerksmeiſter und Gehilfen derſelben verwandelt, um die Feſte der „Väter des Landes" durch ihre Kunſt zu verherrlichen. Die Ingenieure waren einfache Baumeiſter geworden, ſie führten nebenbei die Oberaufſicht über alle Back- Koch- und Stubenöfen der „geſtrengen Herren und Frauen." Die Cavalerie trieb die Zwangsabgaben im Lande ein, machte Jagd auf Bettler und Landſtreicher. Die Infanterie paradirte vor den Thüren und unter den Fenſtern der geſtrengen Herrn Bürger- und Säckelmeiſter ꝛc. Den Frauen der ſtädtiſchen Patrizier mußten dieſelben Ehrenbezeigungen erwieſen werden als ihren Männern, doch wurde bei erſteren gewöhnlich eine ſüßliche Grimaſſe oder ſonſt etwas hinzugefügt. Die Generalſtabsoffiziere und Adjutanten waren die ſtets dienſtbereiten Geſellſchaftscavaliere der Frau Oberbürgermeiſterin und ihrer Sippſchaft. Es gab auch Militärſchulen; aber man lehrte darin nur Modetänze, Muſik, freie Handzeichnung — auf Karrikaturen waren Ruthenſtreiche geſetzt — Geſellſchaftsſpiele aller Art, Courſchneiderei, Fuchsſchwänzerei u. ſ. w. Dabei waren die jungen Herren ſo ungezogen, wie nur jemals ein Landjunker des vorigen Jahrhunderts in Mecklenburg und Pommern.

Alles lebte herrlich und in Freuden, mit Ausnahme der armen Teufel die im Schweiße ihres Angeſichts das Geld verdienen mußten, welches die „Väter des Landes oder der Stadt" verpraßten. In den älteren Zeiten der Könige und Fürſten hatte man zwar Aehnliches geſehen, aber in weit geringerem Maße, denn die patriarchaliſche Verfaſſung mit ihrem weit verzweigten Nepotismus hatte Diejenigen, welche vom Schweiße des Volkes leben, vertauſendfacht ohne dafür irgend einen Schadenerſatz zu bieten. Großartige Einrichtungen zum Nutzen des Staates oder des Gemeinweſens, nützliche Erfindungen mit Auf-

wand verknüpft, fanden weder Aufmunterung noch Unterſtützung oder Anerkennung. Niemand kümmerte ſich ſehr um entfernte Nachbarn, noch weniger um auswärtige Welthändel. Jeder lebte nur dem Vergnügen der Gegenwart und dachte wenig an die Zukunft. Das Wort Patriotismus war ein leerer Schall geworden; die Parole des Tags hieß Egoismus. Man ließ daher auch keine andere Meinung gelten als die eigene. Die Vernunftreligion war Staatsreligion, wenn anders noch von einem Staate die Rede ſeyn kann wo der Begriff desſelben mit Füßen getreten wird, oder von Religion wo ſich jeder nach Gefallen oder Bedürfniß ſeine Glaubensartikel fabrizirt.

Ich deutete weiter oben an daß das Kriegsfeuer unter der Aſche geglommen habe, und ſo war es wirklich. Die Proletarier hatten ſich im Verlaufe dieſer neuen Herrſchaft beträchtlich vermehrt, und bildeten bereits die Halbſcheid der Bevölkerung. Fremde Emiſſäre gaben ihnen Bücher in die Hände, organiſirten ſie in geheime Geſellſchaften, ſorgten für Waffen und Anführer. In einer warmen Johannesnacht brach der allgemeine Aufſtand los; Mittel zum Widerſtande gab es nicht, denn die als Knechte behandelten Soldaten traten ſofort zu den Proletariern über. Als der dritte Morgen graute, hatte die ganze patriarchaliſche Herrlichkeit ein Ende. Die Diener waren Herren, die Herren Diener geworden. Nunmehr begann die eigentliche Pöbelherrſchaft, aber ſie war von kurzer Dauer, denn die immer kriegsbereiten Franzoſen hatten nur auf dieſen Moment gewartet, um das Land mit ihren Heerſchaaren zu überziehen und davon Beſitz zu nehmen. Deutſchland war franzöſiſch geworden.

Mit Abſcheu wendete ich mich von dieſem Bilde, und ärgerte mich daß **Beerenhorſt**, ohne meine Gefühle im min-

deſten zu theilen, mir geradezu ins Geſicht lachte. „Es iſt ja nur ein Bild“, ſagte er, „welches anzeigen ſoll wie Deutſchlands Zukunft möglicher Weiſe ſich geſtalten könne, wenn es die Lehren der Vernunft und Erfahrung nicht beachten will. Hoffentlich werden unſere Landsleute nicht ſo albern ſeyn und ſich von einem Haufen Thoren blenden laſſen, die ihre Univerſitätsſtudien nur nothdürftig abſolvirt, die Freiheit auf der Zunge, die Tyrannei im Herzen haben, und die Hochgeſtellten im Volke nur deshalb befeinden und vom Platze verdrängen wollen, um ſich an deren Stelle ſetzen zu können. Es ſteckt ein geſunder Kern im deutſchen Volke, und die hier oder dort wahrgenommene Unzufriedenheit mit den Regierungen iſt meiſt eine künſtlich angeſponnene, die mehr ihren Grund in gekränkter Eitelkeit einzelner Wortführer hat als in wirklich gefühlten Uebelſtänden. Warum haben Sie aber auch gerade in dieſe beiden Sehlöcher gucken wollen? Ich hätte Ihnen vorher ſagen können daß der Anblick nicht ſehr erbaulich ſeyn würde. Alle Extreme führen über kurz oder lang zu Albernheiten und Unheil. Beruhigen Sie ſich alſo, Freund, und ſchauen Sie einmal durch dieſes Rohr, welches die Ueberſchrift hat: Eintracht macht ſtark.“

Was ich da erblickte war allerdings von ganz anderer Art, doch muß ich die drei erſten Zeitbilder mit Stillſchweigen übergehen, weil ſie für euch Erdenbewohner unbekannt bleiben ſollen. Das vierte Bild ſtellt Deutſchland dar in vollſtändig entwickelter Blüthe, Kraft und Macht. Die Könige und Fürſten ſitzen feſt und ſicher auf ihren Thronen, umgeben von weiſen Räthen und treuen Dienern. Die Vertreter des Volks verſammeln ſich in regelmäßigen Friſten zu allgemeinen Beſprechungen über die zeitweiligen Verbeſſerungen in der Geſetzgebung und Verwaltung. Parteiſucht iſt ihnen fremd; ſie haſchen nicht

nach dem Beifall der Menge; ihre gereifte Erfahrung, ihr geläutertes Urtheil läßt ſie die Erſcheinungen im Volksleben ſtets im rechten Lichte betrachten, und die beſten Mittel zur Abhilfe von Uebelſtänden auffinden. Das Volk, worunter hier alle Klaſſen verſtanden ſind, erſchwert nicht die ohnehin ſchon ſchwierige Arbeit der Regierung oder ſeiner Vertreter durch endloſe Bitten und Klagen, die theils unſtatthaft theils ungerecht ſind; es harrt mit Ruhe und Geduld der Entſcheidung, und hängt mit Liebe und Vertrauen an ſeinen Fürſten. In den Kirchen hört man das wahrhafte Wort Gottes predigen und vernimmt es in gläubiger Andacht. Man weiß nichts mehr von römiſchen oder deutſchen Katholiken, von Proteſtanten und Reformirten, von Ketzern und Juden; es giebt nur Einen Glauben und das iſt der wahrhaft chriſtliche. In den Schulen jeder Ordnung wird der Menſch zum ſittlichen Vernunftweſen gebildet und mit nützlichen Kenntniſſen bereichert. Centralpunkte für Künſte und Wiſſenſchaften begründen und befördern einen edlen Wetteifer. Handel, Gewerbe und Ackerbau blühen und ſchütten ihr reiches Füllhorn aus über die gewiſſenhaften und fleißigen Arbeiter. Eiſenbahnen durchſchneiden das Land in allen Richtungen und erleichtern den Verkehr zwiſchen entfernten Ländertheilen. Die freie Preſſe weiß nichts mehr von gehäſſigen Tagesneuigkeiten, von Schmähungen und Verleumdungen, ſie dient nur der Verbreitung des Wahren, Guten, Schönen und Edlen. Eine ſtolze Dampf- und Segelflotte durchſchifft die Meere, ihre Flagge iſt geehrt und gefürchtet. Ein Volk das nicht Gefallen an kriegeriſchen Uebungen findet, wird von ſtreitbaren Nachbarvölkern gar leicht unterjocht. Man erblickt deshalb ein Heer ſtattlicher Krieger, von männlich feſten, pflichtgetreuen, gut unterrichteten und ſittlich fein gebildeten Offizieren befehligt, deren Eifer für die Mitwirkung bei der körperlichen und militäriſchen Erziehung der waffenfähigen Jugend reiche Frucht trägt und mit Dank

erkannt wird. Dieſes Heer ſteht als Kern und Stamm der bewaffneten Macht da, die ſich im Fall eines Krieges durch Einreihung der zeitweiſe in den Waffen geübten jungen Männer ohne viel Zeitverluſt verdreifachen läßt; es bildet den Grund- Eck- und Schlußſtein des deutſchen Staatsgebäudes, welches allen Stürmen Trotz bietet, weil die einzelnen Bundesglieder durch Liebe zum deutſchen Vaterlande und Nationalſtolz feſt aneinander gekettet ſind. Auf allen Fahnen und Standarten ſieht man die Bundesdeviſe: Eintracht macht ſtark.

So gerüſtet ſteht Deutſchland einig und mächtig da. Dänemark und Schweden, Belgien und Holland, die Schweiz und ganz Italien haben ſich dem deutſchen Bunde als Verbündete angeſchloſſen zu Schutz und Trutz, ihre Schiffe führen neben der eigenen Flagge ſtets die Bundesflagge. England, Frankreich und Rußland blicken mit Neid auf dieſen mächtigen Bund, ihre Geſandten buhlen um deſſen Gunſt, weil ſie ſelbſt in der Vereinigung ſich nicht ſtark genug fühlen gegen ihn mit Vortheil zu kämpfen. Wer nur zum Stamm der Deutſchen ſich bekennt der iſt des Namens ſtolzer ſich bewußt.

Mit warmem Händedruck dankte ich Beerenhorſt für die mir eröffnete Perſpektive unſeres geliebten Vaterlandes, und bemühte mich den ſchmerzlichen Eindruck zu verwiſchen, welchen die früher beſichtigten Zeitbilder auf mich gemacht hatten. Gebe der Himmel daß dieſes Bild der Eintracht und Stärke kein Trugbild werde. Unwillkürlich fiel mein Blick wieder auf die Ueberſchrift: „Des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen, den Schickſalsmächten hoffend übergeben.“ Der Schöpfer hat den Menſchen hingeſtellt als ein Weſen mit Vernunft und Freiheit begabt; er hat ihm aber auch Verantwortlichkeit auferlegt für den davon zu machenden Gebrauch und wird einſt Rechenſchaft von ihm fordern.

Ich war viel zu ernſt geſtimmt um einer Einladung Beerenhorſt's, der Experimental-Taktik Münchhauſen's einen Abend zu widmen, Gehör zu geben, und kehrte mit Scharnhorſt ſchnell in den Olymp zurück, um Dir von dem was ich geſehen obige Mittheilung zu machen. Nimm ſie Dir zu Herzen, Freund, denn es werden Zeiten kommen wo Deutſchlands weiſe Männer feſt zuſammenhalten müſſen, damit bei den zu erwartenden Stürmen das Staatsſchiff nicht an verborgenen Klippen ſcheitere.

Sechs und siebenzigster Brief.

Olymp, den 7. Mai 1845.

Beerenhorſt hinterbringt dem „Verſtorbenen", daß Merkur ſeine Briefſammlung hat abdrucken laſſen. Ein Handbillet von Minerva an den „Verſtorbenen." Ueber Lob und Tadel.

Stelle Dir mein Erſtaunen vor als **Beerenhorſt** heute zu mir kam, ein Paket Bücher und eine Anzahl Hefte kritiſcher Zeitſchriften auf meinen Arbeitstiſch legte, dann vor mich hintrat, beide Arme in die Seite ſtemmte, mich laut anlachte und auf die Bücher hinweiſend zu mir ſagte: „Da, ſehen Sie einmal dieſe Bücher an, das iſt eine Beſcheerung die Ihnen Merkur angerichtet hat." — Ich öffnete neugierig das Paket und erblickte darin ein vierbändiges Werk, betitelt: Militäriſche Briefe eines Verſtorbenen an ſeine noch lebenden Freunde. Beim Durchblättern fand ich darin eine Reihe von Briefen abgedruckt, die ich während meiner Anweſenheit im Olymp an Dich und andere gute Freunde geſchrieben habe, und gab Beerenhorſt meine Verwunderung zu erkennen daß dieſer Briefwechſel einſeitig veröffentlicht worden ſey. „Dieſes Räthſel — erwiederte **Beerenhorſt** — will ich Ihnen löſen. Merkur iſt geheimer Briefpoſtobermeiſter, und hat die Befugniß alle von hier abgehende Briefe zu leſen, nach Befinden auch abdrucken zu laſſen. Nach Durchleſung der erſten Sammlung glaubte er daß in Europa damit ein gutes Geſchäft zu machen ſey, und als er ſahe daß dieſelbe reißend abging, ließ er auch alle folgende Briefe drucken. Da leſen Sie einmal die zahlloſen Kri-

tiken, ſie werden Ihnen Vergnügen machen denn ſelten hat ein militäriſches Werk ſo allgemeinen Beifall gefunden.“ — Ich blätterte nunmehr in den Zeitſchriften herum, und mein Erſtaunen wuchs mit jedem neuen Hefte. „Wie iſt es möglich, ſagte ich, daß man von dieſem harmloſen Geſchwätz ein ſolch' Aufhebens hat machen können? Ich bin ja weder Gelehrter noch Geſchichtſchreiber, und habe dieſe Briefe mehr zu meiner Unterhaltung als zur Belehrung Anderer geſchrieben.“ — „Darin, erwiederte **Beerenhorſt**, liegt gerade der Werth dieſer Briefſammlung, die ich ſelbſt mit großer Aufmerkſamkeit vom Anfange bis zum Ende durchgeleſen habe. Es iſt der freie Erguß eines gemüthlichen Soldatengeiſtes, der ſich mit einer gewiſſen Behaglichkeit in ſeinem Elemente bewegt, und ohne es zu wollen Hohen und Niederen manche zu beherzigende Lehre giebt. Hätten Sie ſich vorgenommen ein theoretiſches oder hiſtoriſches Kunſtwerk zu liefern, ſo wäre Ihnen das unſtreitig auch gelungen, aber ſicherlich hätte es auf das größere Publikum nicht den vortheilhaften Eindruck gemacht, den dieſe zwangloſen Briefe hervorgebracht haben, den Beweis liefern Ihre hinterlaſſenen Schriften über Krieg und Kriegführung. Ein großer Theil der Menſchen iſt gleich von vorn herein gegen Jeden eingenommen, der mit der Abſicht auftritt ſie über Dinge belehren zu wollen die ihnen eigentlich ſchon bekannt ſeyn ſollten; ſie fühlen zwar und geſtehen ſich wohl auch daß ſie einer ſolchen Belehrung bedürftig ſind, aber es erweckt immer ein unangenehmes Gefühl wenn man Andere beſſer unterrichtet findet, und das Streben nach Mittheilung wird gar oft als Anmaßung ausgelegt. Glauben Sie mir, Freund, man belehrt ſeine Mitmenſchen am ſicherſten, indem man ſich am wenigſten das Anſehn giebt es zu w o l l e n. Aber das iſt noch nicht Alles. Ich habe Ihnen noch eine andere Ueberraſchung zu bereiten. Hier iſt ein Handbillet von Donna Minerva an Sie, welches ich Ihnen überreichen

ſoll. Ich errathe den Inhalt zwar, doch möchte ich gern wiſſen wie die hohe Dame ſich ausgeſprochen hat."

Mit dieſen Worten überreichte mir Beerenhorſt einen auf olympiſches Royalfolio geſchriebenen Brief folgenden Inhalts.

„Ehrenfeſter und lieber Getreuer!

„Es hat meinem Bruder Mars und Mir beſonderes Vergnügen verurſacht wahrzunehmen, wie Ihr die Euch geſtattete Muße und Gelegenheit benutzt habt, in Unſerem Intereſſe zu denken und zu ſchreiben, und Wir bezeigen Euch hierdurch Unſer beiderſeitiges gnädiges Wohlwollen, werden auch nicht unterlaſſen die Aufmerkſamkeit Unſeres Herrn Vaters Jupiter auf Euch zu lenken.

„Ganz beſonders hat es Uns gefallen, daß Ihr Euch nicht habt beigehen laſſen den Krieg zu theoretiſiren und zu ſyſtematiſiren, ſondern daß Ihr bemüht geweſen ſeyd ihn zu individualiſiren. Der Krieg wird zwar mit Waffen geführt deren Wirkung einer Berechnung unterliegen kann. Das vornehmſte Werkzeug im Kriege bleibt aber der Menſch mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern. Sobald Wir Euch auf dieſem Wege erblickt haben, der am ſicherſten zur Ergründung kriegeriſcher Wahrheiten führt und vor Täuſchungen bewahrt, ſind Wir der Meinung geweſen daß es erſprießlicher ſey, Euch nicht mehr ſo oft wie früher durch Unſeren Willen zu lenken, und den inneren Ausbau der Wiſſenſchaft Euch ſelbſt zu überlaſſen.

„Daß Ihr die Gewaltigen der Erde ſelbſtredend eingeführt, Euch ſogar erdreiſtet habt hier und da die nackte Wahrheit zur Schau zu ſtellen und dadurch Aergerniß zu geben, ſollte Euch zwar Unſer Mißfallen zuziehen. In Betracht jedoch daß Euch dabei nur gute Abſichten geleitet haben, wollen Wir Euch dieſen Verſtoß gegen die olympiſche Hofſitte gnädigſt verzeihen.

„Fahret fernerhin fort das Feld der Kriegskunſt zu bebauen, denn guter Saamen in guten Boden geſtreut muß auch gute Früchte tragen, deren Genuß Euch nicht vorenthalten bleiben ſoll. Und obſchon das Bewußtſeyn, Euch auf dieſe Weiſe nützlich gemacht zu haben, Euch hinlänglich belohnen muß, wollen Wir Euch doch noch die Belohnung in Ausſicht ſtellen, daß Euch künftig Gelegenheit gegeben werden ſoll, Euch auch noch auf andere Weiſe nützlich zu machen.

„Mein Bruder Mars läßt Euch huldvoll grüßen, Ich aber bleibe Euch in Gnaden gewogen.“

Minerva.

„Allen Reſpekt vor der hohen Dame,“ ſagte **Beerenhorſt** nachdem er das Billet nochmals ſelbſt geleſen hatte, „aber die Frauennatur hat die Göttin doch nicht ganz verleugnen können, denn es fehlen Ort und Datum. Das thut indeß nicht viel zur Sache, Freund, und ich gratulire Ihnen mit aufrichtigem Herzen.“ — Wir laſen nunmehr gemeinſchaftlich alle Rezenſionen über meine Briefe, doch kann ich nicht bergen daß mich eine gewiſſe Wehmuth dabei beſchlich. Lob und Tadel wie ungleich werdet ihr doch geſpendet! Die gründlichſten Gelehrten arbeiten oft viele Jahre mit äußerſter Anſtrengung an einem Werke, wägen die Worte und Sätze mit peinlicher Sorgfalt gegen einander ab, um nirgends zuviel oder zu wenig zu ſagen, zitiren die übereinſtimmenden oder abweichenden Anſichten von hundert anderen Autoren, und erfreuen ſich oft kaum einer nur mittelmäßigen Beachtung ihres Werks. Und dieſe Briefe, welche ich mit ſpielender Leichtigkeit niedergeſchrieben habe, weil Alles was ich darin über den Krieg und deſſen Führung geſagt, die reife Frucht meines Nachdenkens war und die Thatſachen mir lebendig vor der Seele ſtanden, dieſe Briefe erfreuen ſich eines Beifalls der mich eitel machen könnte, wenn ich dazu einige

Anlage in mir verſpürte. Aber ſo geht es im Leben wie in der Wiſſenſchaft, der Beifall der Menge entſcheidet über den Ruf eines Schriftſtellers, und nicht der poſitive Werth ſeiner Leiſtungen. Und worauf gründet ſich dieſer Beifall? Ja wenn ich das nur erſt ſelbſt ergründet hätte!

Beerenhorſt, gegen welchen ich mich hierüber ausſprach, war anderer Meinung und ſagte: „Man muß Gerechtigkeit üben gegen Jedermann und zuletzt auch gegen ſich ſelbſt. Die Verdienſte um die Aufklärung des Menſchengeſchlechts, in einer eben ſo wichtigen als komplizirten Angelegenheit wie der Krieg, ſind ſehr verſchiedener Art. Abſtrakte Theorieen können angehenden Militärprofeſſoren zum ſyſtematiſchen Leitfaden bei ihren Vorträgen dienen, und behalten als ſolche ihren beſonderen Werth, wenn man auch mit dem Inhalte nicht ganz einverſtanden iſt. Die gründliche Bearbeitung einzelner Feldzüge hat wieder ihr beſonderes Verdienſt, indem dadurch manche Thatſache und ihre Verknüpfung zu größerer hiſtoriſcher Wahrheit erhoben wird. Ihre Briefſammlung nimmt weder das eine noch das andere Verdienſt in Anſpruch, giebt aber dafür Etwas das weder in den bisherigen Kriegstheorieen noch in den gründlichſten Geſchichtswerken zu finden iſt, und gerade dieſes Etwas iſt es was Ihnen ſo ungetheilten Beifall verſchafft hat. Minerva bezeichnet es ſehr richtig mit einer Individualiſirung des Krieges. Ihr letzter Kritiker in der Berliner Literatur-Zeitung ſcheint zwar dieſes Etwas für Nichts zu halten, ſpricht mit vornehmer Geringſchätzung von den Briefen, und weicht darin von ſeinem genialen Vorgänger (General von Decker) bedeutend ab. Die Mißtöne ſeiner kritiſchen Poſaune wollen aber wenig ſagen, nachdem ſo mancher beſſere Sachkenner und das große Publikum über den Werth Ihrer Briefſammlung ſich bereits ſo günſtig ausgeſprochen haben. Sobald die öffentliche Meinung

über ein Schriftwerk in ſolcher Weiſe ſich kundgiebt, übt ſie das Recht der Kritik zugleich in erſter und letzter Inſtanz, während manches von den Fachmenſchen hochgeprieſene Kunſtwerk in den Bücherſchränken vermodert. Der Adler nimmt ſeinen Flug nach der Sonne, der Maulwurf durchwühlt den Boden. Letzterer findet Manches was der Erſtere im raſchen Fluge überſehen hat; möchten Sie aber deshalb ein Maulwurf ſeyn? Der Deutſche grübelt gern; ſelbſt ſeine Betrachtungen ſind oft nicht viel mehr als Grübeleien, und verſteigt ſich ſein Geiſt einmal in höhere Regionen, ſo verfällt er gar zu leicht in den Fehler des Idealiſirens.“

Beerenhorſt würde in dieſem Tone noch länger fortgefahren ſeyn, wäre er nicht durch Scharnhorſt's Dazwiſchenkunft verhindert worden, der mir ſeinen Glückwunſch ebenfalls brachte. Er hatte von dem Abdrucke meiner Briefe ſchon früher Kenntniß gehabt, und vermöge der ihm eingeräumten größeren Vorrechte auch den Eindruck beſſer beobachten können, den ſie bei euch gemacht haben. Wahrhaft ergötzlich war es mir aus ſeinem Munde zu vernehmen, welcher geheimnißvolle Sinn den eingeſtreuten Allotria's oft untergelegt worden iſt. Weniger erfreute mich die Mittheilung, daß meine Landsleute den Autor anderswo ſuchen als wo er ſich befindet, und mich gleichſam desavouiren. Weshalb aber in Deinen Briefen an mich von dieſer ganzen Angelegenheit bisher kein Wort zu leſen geweſen iſt, habe ich erſt jetzt erfahren. Merkur hat nämlich Alles geſtrichen was mir darüber hätte Aufklärung geben können, weil er triftige Gründe haben mochte ſein Verfahren geheim zu halten. Sein Buchhändlergeſchäftchen mag übrigens recht lukrativ geweſen ſeyn, denn er läßt mich bitten dieſe Briefe auch über den franzöſiſchen Revolutionskrieg fortzuſetzen, der noch ungleich belehrenderen Stoff darbiete, insbeſondere für jüngere Leſer die

der Belehrung weit bedürftiger wären. Unrecht hat er nicht, aber ich bin aus vielen Gründen nicht geneigt Merkur's Wünſche zu willfahren. Bald habe ich mein zweites olympiſches Luſtrum überſtanden (ſ. den 18. Brief), und iſt Jupiter mir ſo gnädig als ich hoffe, dann eröffnet ſich mir ein neuer Wirkungskreis, und ich kann Dir mündlich berichten was ich bisher dem Papiere und Merkur's Diſcretion anvertrauen mußte, die nicht immer ganz zuverläſſig iſt.

Sieben und siebenzigster Brief.

Olymp, den 20. November 1845.

Der „Verſtorbene" tritt in ſein drittes Luſtrum und zugleich in einen erweiterten Wirkungskreis, weshalb er die Correſpondenz nicht fortſetzt. Die Muſen und Gellert; Aufmunterungen und Warnungen. Schlußwort.

Zweimal ſieben Jahre ſind verfloſſen ſeit ich den Erdball verlaſſen habe. Mein drittes Luſtrum hat heute begonnen, und ich freue mich Dir ſagen zu können daß dies der letzte Brief iſt den Du von mir zu erwarten haſt, indem ich nun die Freiheit erlangt habe, meinen Freunden auf der Erde ganz nach Belieben zu erſcheinen, oder wenigſtens auf ſehr direkte Weiſe ſie geiſtig zu unterſtützen. Gern hätte ich heute ſchon von dieſer Freiheit Gebrauch gemacht, meine perſönlichen Angelegenheiten ſind aber noch nicht ſo weit in Ordnung daß ich abreiſen kann. Vernimm alſo noch einmal auf dem bisherigen Wege was ſich zugetragen hat.

In der Stunde, welche man bei Euch die Geiſterſtunde zu nennen pflegt, trat Apoll zu mir und ſpielte auf ſeiner Leier gar wunderliebliche Weiſen. Bald darauf erſchienen die neun Muſen und begannen einen Tanz den ich nicht zu benennen weiß. Nachdem derſelbe beendigt war, winkte mir Klio in den Kreis ihrer Schweſtern zu treten. Ich ließ mich vor ihr auf ein Knie nieder, blickte mit einiger Beſchämung in ihre geöffneten Tafeln, mußte mit dem mir dargereichten Griffel meinen Namen ſelbſt eintragen, und empfing aus ihren Händen ſtatt

des — allerdings nicht erwarteten — Lorbeerkranzes ein Medaillon mit ihrem Bruſtbilde, auf deſſen Rückſeite die Worte ſtanden: „Strebe zu werden was Du ſeyn möchteſt." Hierauf trat Kalliope an mich heran, ſchlug ein langes Regiſter großer Feldherrn auf, deutete mit dem Finger auf die Namen mehrerer und ſagte: „Dem Helden bring' nur ſtets die That in Rechnung, wozu ihn ruhig der Charakter treibt; der blinden Mißverhältniſſe Gewalt drängt oft den beſten aus dem rechten Gleiſe." Bei dieſen Worten berührte die Muſe meine Stirn mit dem Lorbeerkranze, womit ſie aber gleich darauf das eigene Haupt wieder bekränzte. Auch Polyhymnia näherte ſich mir, legte vertraulich die Hand auf meine Schulter und ſagte im huldvollſten Tone:

„Nimm Dir das Höchſte zum Ziel, nur Wenigen wolle gefallen;
„Glaube, mit freudigſtem Gruß fallen Dir Tauſende zu."

Apoll änderte nunmehr ſein Saitenſpiel, die Muſen umtanzten mich dreimal mit anmuthigen Sprüngen und verließen mit ihrem Anführer mein Gemach. — Mir war zu Muthe wie Einem der nach langem Traume erwacht, deſſen Bilder ihn freundlich angelächelt haben, mit der Wirklichkeit aber nicht in Einklang zu bringen ſind. Das Medaillon an meinem Halſe war das einzig ſichere Zeichen daß ich nicht geträumt hatte. Ich las nochmals die Worte auf dem Revers; ſie ſind wie ein Orakelſpruch und geſtatten eine verſchiedene Deutung. Mit dem Namen der Geberin in Verbindung gebracht kann ich den Spruch nur ſo verſtehen: daß ich mich beſtreben ſolle Geſchichtſchreiber zu werden, wofür mich Klio alſo noch nicht anſehen will. Darin hat ſie auch vollkommen Recht. Ob ich es werden möchte, iſt eine andere Frage die ich mir jetzt ſelbſt nicht beantworten kann. Es treibt mich wieder einmal hinaus unter die Sterblichen, und die direkte Einwirkung auf ihre Handlungen

ſagt meinem Charakter mehr zu als eine ſo indirekte. Jupiters Reiſepaß hat für mich in dieſem Augenblicke größeren Reiz als alle Geſchichtsbücher der Ober= und Unterwelt. Was mir die holden Muſen zu erkennen gegeben haben, dürfte mithin nur als eine allgemeine Aufmunterung zu betrachten ſeyn. Dieſer Aufmunterung folgte aber gleich darauf auch eine Warnung, indem ich von Gellert ein Billet empfing, das außer ſeinem Glückwunſche zur erlangten Freiheit folgende Klugheitslehre enthielt:

„Sey nicht geſchickt man wird Dich wenig haſſen,
weil Dir dann Jeder ähnlich iſt.
Doch je geſchickter Du vor vielen Andern biſt,
je mehr nimm Dich in Acht Dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſt's man wird auf kurze Zeit
von Deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
und macht aus der Geſchicklichkeit
ein unverzeihliches Verbrechen."

In einer Hinſicht iſt das für Viele eine ſehr bequeme Lehre, die auch nicht ohne praktiſche Geltung ſeyn dürfte, denn ganz allgemein geſprochen bringt es die Mittelmäßigkeit am weiteſten, weil ſie keine Neider und auf der anderen Seite die meiſten Gönner hat. Wer ſich höherer Geiſteskräfte bewußt iſt beſitzt in der Regel auch größere moraliſche Selbſtſtändigkeit, er ſchmeichelt nicht, macht gelegentlich ſeine eigenen Anſichten geltend und wird dadurch unbequem. Doch wozu jetzt dieſe Betrachtungen. Habe ich Gellert richtig verſtanden, ſo ſoll ich mich der Beſcheidenheit befleißigen und das wird mir keine große Ueberwindung koſten. Wer aber von edlem Ehrgeiz angetrieben wird nach dem Höchſten zu ſtreben, der darf auch die Dornen nicht ſcheuen die er auf ſeinem Wege an den Roſen findet. Das Leben iſt eine Thätigkeit die der menſchlichen Kraft den Zweck vorgeſetzt hat, ſich durch Ueberwindung von Hinderniſſen

zu üben. Ausgezeichnete Talente fangen damit an Etwas zu errathen, und gelangen allmälig dahin es vollſtändig zu wiſſen. Das wahre Genie geht ſeinen eigenen Weg, es ſchafft ſich ſelbſt die Mittel und bedient ſich ihrer auf eigene Weiſe. Sein Ziel iſt immer ein höheres als der gewöhnliche Menſch ſich zu ſtecken pflegt, doch ſelten wird es erreicht weil die Feſtigkeit des Charakters noch ſeltener damit verbunden iſt. Der feſte Charakter alſo, mein Freund, iſt der Talisman welcher auf der irdiſchen Laufbahn am ſicherſten vor Wechſelfällen bewahrt, und iſt er mit natürlichem Scharfſinn und Beharrlichkeit verbunden, dann wird ihm auch das Schwerſte gelingen. Bei der Wahl zu höheren Stellen ſollte man auf dieſe Eigenſchaften größeren Werth legen, als in der Regel zu geſchehen pflegt, und das Wiſſen mehr als eine Zugabe betrachten.

Hiermit ſchließe ich meine Epiſtel und rufe Deinen jüngeren Kameraden, die meine Briefe zufällig geleſen haben ſollten, die wohlgemeinten Worte zu:

Strebet zu **werden** was ihr **ſeyn** möchtet!

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

S. 390. Z. 8 von oben lies: Souham } ſt. Souhham
" 395. " 3 " " " Souham } ſt. Souhham
" 419. " 2 " unten " liegende ſt. liegend.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

[illegible]

349
353.
354.
357.
359
362 =
364
367.
618
622
631
636
641
644

Inv. № 6179.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pönitz, Carl Eduard

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts ; zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen
Bd.: 4,2

Adorf 1845

Mil.g. 351 a-4,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10595269-6